Zb VIII. 64.

Yb. M. o 67

H. Hornthal 6 Januar — 13

Gengler 13 – 20

Wunder 20 – 27

Miller 27 – 3 Febr.

Sippel 3 – 10

Stengel 10 – 17

Groß 17 – 24

Elßner 24 – 3 März

Porzelt 3 – 10

Mark 10 – 17

Grafenstein 17 – 24

Pfeufer 24 – 31

Soldan 31 – 7 April

Merkl. 7 – 14

Meißner 14 – 21

Heller 21 – 28

Ott 28 – 5 Mai

Horner. 5 – 12

Kirch 12 – 19

Speier 19 – 26

Virtung 26 – 2 Juni

Kleinschrod. 2 – 9

Habersak 9 – 16

Gaugreben 16 – 23

Molitor 23 – 30

Kirchner 30 – 7 Juli

v. Rad. 7 – 14.

Züge

aus dem

Pfaffenthum

der

Deutschen im Mittelalter.

Von

D. Rauschnick.

Leipzig,
Verlag von Carl Berger.

1833.

Vorwort.

Die günstige Aufnahme meiner Geschichte des Bürgerthums und Städtewesens der Deutschen im Mittelalter und meiner Geschichte des deutschen Adels, beides für die Taschenbibliothek der Geschichte, veranlaßte mich, auch eine Geschichte der deutschen Geistlichkeit im Mittelalter zu bearbeiten und aus den Sammlungen dazu entstand das gegenwärtige Büchlein. Ich biete es der Lesewelt als eine harmlose Unterhaltung dar, die zugleich dazu dienen soll, Lesern, die das Studium der Geschichte nicht streng wissenschaftlich betrieben haben, eine richtige Ansicht von dem Wesen und den Verhältnissen der deutschen Geistlichkeit im Mittelalter zu geben. Leicht würde es mir gewesen, durch Mittheilung mehrerer scandalösen Geschichten meinem Schriftchen eine größere Mannigfaltigkeit zu geben, wenn ich ausschließlich für den Zeitvertreib müßiger Leser ge-

schrieben hätte; allein ein solcher Zweck scheint mir frevelhaft und gern entsage ich einer vorübergehenden größern Theilnahme, die dem Buche dadurch hätte werden können, da mich die Hoffnung entschädigt, einen kleinen Beitrag zur Vermehrung nützlicher Kenntnisse für solche Leser geliefert zu haben, denen ihr Beruf nicht gestattet, aus größern Werken selbst die Ergebnisse zu entnehmen, die eine genauere Kenntniß der Geschichte gewähren und die in gleichem Grade den Verstand bilden, wie sie den Geist bereichern und ihn von den Fesseln der Befangenheit und Einseitigkeit befreien.

Was die von mir getroffene Auswahl belangt, so muß ich meine Beurtheiler auf den großen Reichthum des vorhandenen Vorraths und auf die Verschiedenheit des Geschmackes aufmerksam machen, wenn ich Billigkeit von ihnen erwarten soll. Leicht kann es mir begegnet seyn, in einigen Fällen das minder Wichtige dem Wichtigern vorgezogen zu haben, doch darf ich versichern, daß mir der redliche Wille nicht gefehlt hat, meinem Zwecke bestmöglichst zu entsprechen.

Daß ich meine Quellen nicht genannt habe, wird mir hoffentlich nicht zum Vorwurf gereichen. In einer Schrift, die für nicht gelehrte Leser

bestimmt ist, sind Citationen und Hinweisungen auf Quellen nicht an ihrer Stelle; der Gelehrte, wenn ein solcher mein Buch des Durchblätterns würdigen sollte, wird leicht erkennen, welche Schriftsteller ich benutzt, und wo ich, was ich gefunden, ausführlich oder im Auszuge wieder gegeben habe; für das eigentliche Lesepublicum meines Buches ist die Nachweisung der Quellen überflüssig und bleibt unbeachtet.

Der Titel des Werkchens kann wohl nur von denen gemißdeutet werden, die den Ausdruck Pfaffenthum nur im schlimmern Sinne nehmen und seine eigentliche Bedeutung nicht kennen. Diese ist bekanntlich keine herabwürdigende, sondern bezeichnet das Wesen der Geistlichkeit in ihren weltlichen Beziehungen. So habe ich ihn genommen und keineswegs die Absicht dadurch andeuten wollen, nur Nachtheiliges von der deutschen Geistlichkeit zu erzählen.

Inhalt.

		Seite.
I.	Zustand der deutschen Geistlichkeit vor und zu Karl des Großen Zeiten	1
II.	Die Erzbischöfe Hatto I. und Hatto II. von Mainz .	13
III.	Bischof Salomo von Kostnitz und die Kammerboten von Schwaben	17
IV.	Bischof Meinwerk von Paderborn und Kaiser Heinrich der Heilige	21
V.	Wie Kaiser Heinrich II. ein Mönch werden wollte .	24
VI.	Der Zustand und das Verhalten der deutschen hohen Priesterschaft unter den fränkischen Kaisern .	26
VII.	Wallfahrt deutscher Bischöfe nach dem heiligen Grabe	52
VIII.	Der heilige Anno und die Bürger zu Köln . .	55
IX.	Widersetzlichkeit der Priesterschaft gegen das Cölibatgesetz	62
X.	Streit des Erzbischofs Anno von Köln mit dem Abte von Stablo wegen Malmedy	67
XI.	Rangstreit des Abts von Fulda mit dem Bischof von Hildesheim	69
XII.	Von den Wahlen, der Gestaltung und den Verhältnissen deutscher Bisthümer	72
XIII.	Anfechtungen der Klöster von weltlichen Landesherrn	75
XIV.	Albrecht's II. von Trier Kriege und Siege . .	84
XV.	Ermordung des Erzbischofs Arnold von Mainz .	90
XVI.	Die heilige Hildegarde und ihre Weissagungen .	97
XVII.	Engelbrecht's I. von Köln Ermordung . . .	104
XVIII.	Der Pfaffenkampf um das Kloster Lorsch . .	110
XIX.	Die Ketzerverfolgungen im dreizehnten Jahrhundert	112
XX.	Noch einige Züge aus dem Benehmen der deutschen hohen Priesterschaft während der Regierung der Hohenstausischen Kaiser	123
XXI.	Bestechlichkeit der rheinischen Erzbischöfe zur Zeit des Zwischenreiches	137
XXII.	Die Kriege und Händel der Erzbischöfe Konrad und Engelbrecht II. mit der Stadt Köln . .	141

Seite.
XXIII. Kampf des Bischofs Walther von Straßburg mit den Straßburger Bürgern . , . . 167
XXIV. Verhältnisse der deutschen Geistlichkeit zu den Juden 170
XXV. Verhältnisse Rudolfs von Habsburg mit der Priesterschaft und der Kirche 180
XXVI. Abt Heinrich von Admund und Herzog Albrecht von Oestreich 186
XXVII. Umtriebe des Kurfürsten Gerhard II. von Mainz bei der Königswahl Adolfs von Nassau . 193
XXVIII. König Adolfs von Nassau Sturz und Albrechts von Oestreich Erhebung durch Erzbischof Gerhard II. von Mainz 199
XXIX. Bestrafte Zanksucht und Wortbrüchigkeit . . 204
XXX. Feindseliges Benehmen der Priesterschaft gegen den deutschen Ritterorden 209
XXXI. Die Burgpfaffen 229
XXXII. Balduin von Trier 232
XXXIII. Sitten der deutschen Priesterschaft unter Karl IV. 237
XXXIV. a Die Reliquienerhebung 242
XXXIV. b Bischof Nanker von Breslau . . . 243
XXXV. Beispiele von Geistlichen, die sich durch ihre Verdienste zu hohen Kirchenämtern emporgeschwungen haben 246
XXXVII. Der Breslauer Bierstreit 259
XXXVIII. Versuche der deutschen hohen Priesterschaft, sich der Abhängigkeit von dem röm. Hofe zu entledigen . 261
XXXIX. Eroberung von Mainz durch Erzbischof Adolf von Nassau 273
XXXX. Die Erscheinungen im Predigerkloster zu Bern 277
XXXXI. Streit der Pfaffen mit den Mönchen in Straßburg 289
XXXXII. Noch einige kleine Züge aus dem Leben der deutschen Bischöfe im Mittelalter . . . 292
XXXXIII. Die Pfaffen an den Weichseldämmen in Preußen 306
XXXXIV. Herzlosigkeit eines Bischofs 308

I. Zustand der deutschen Geistlichkeit vor und zu Karl des Großen Zeiten.

Die hohe Geistlichkeit unter den Franken zur Zeit der Merowinger war nach dem Zeugniß ihres eigenen Standes= und Zeitgenossen, des heiligen Gregor von Tours, im höchsten Grade roh, lasterhaft und verderbt. Schwelgerei, Hurerei, Ehebruch, Meineid, Ermordungen nennt er als Verbrechen, deren die hohe Priesterschaft sich nur zu häufig schuldig machte, und das böse Beispiel, das sie durch ihren zügellosen Lebenswandel gab, wirkte verderblich auf die niedere Geistlichkeit und auf das Volk. Die bischöflichen Stühle in Deutschland, so viel damals vorhanden waren, wurden von Franken besetzt, denn das christliche Deutschland gehörte ja zum Frankenreiche, daher war es darin mit der deutschen Geistlichkeit um nichts besser bestellt, und als der heilige Winfried gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, um die Heiden zu bekehren, nach Deutschland kam, da fand er Veranlassung zu strengem Tadel der Sitten und Handlungen der deutschen Bischöfe. Seine Berichte von den Sitten der fränkischen Geistlichkeit gewähren eine anschauliche Darstellung der bodenlosen Verderbtheit dieses Standes zu seiner Zeit. Er schreibt darüber an den Papst Zacharias folgendes:

„Seit langer Zeit liegt die Religion völlig darnieder. Im Verlauf von achtzig Jahren haben die Franken weder

eine Kirchenversammlung gehalten, noch eine neue Kirchensatzung erlassen, noch eine alte erneuert. Die Inhaber der Bisthümer sind geldgierige Laien oder ehebrecherische Priester, die nur nach zeitlichem Vortheil trachten. Ihre Diakone lebten von Jugend auf im Ehebruch und in Unreinigkeit, und noch im Diakonat halten sie sich vier bis fünf Beischläferinnen. Dennoch sind sie so frech, öffentlich das Evangelium zu lesen und scheuen sich nicht, sich Diakone zu nennen. Erlangen die mit solchen Vergehen Belasteten die Priesterwürde, so führen sie ihr Lasterleben fort, häufen Verbrechen auf Verbrechen und wollen doch für das Volk Bitten und das heilige Meßopfer vollziehen. Das Uebelste ist, daß diese Menschen von Würde zu Würde steigen und zuletzt Bischöfe werden. Sind nun auch einige unter ihnen, die da behaupten keusch zu seyn, so überlassen sie sich doch dem Trunke, der Jagd, der Ungerechtigkeit oder ziehen gerüstet zu Felde und vergießen mit eigenen Händen Menschenblut, sey es von Heiden oder Christen."

Den Bischof Gewilieb von Mainz klagte Winfried auf der Kirchenversammlung zu Worms als Mörder an, weil derselbe einen Sachsen, der seinen Vater, den Bischof Gerold von Worms, erschlagen, in einem Zweikampf getödtet hatte, beschwerte sich auch darüber, daß sich Gewilieb mit Federspiel (die Reiherbeize) und Jagdhunden belustigte und drang auf seine Absetzung. Auf welche Weise die Priester das Volk zu bethören strebten, davon giebt die Klage des Heiligen über die Ketzerei und Heuchelei eines gewissen Adalbert einen merkwürdigen Aufschluß. Dessen, was dieser Ketzer angeklagt wird, machten sich die rechtgläubigen Kirchenfürsten nur zu oft schuldig und fanden es ganz bequem, dem Volke als Wunderthäter und Heilige zu erscheinen und den Aberglauben und einen widersinnigen

Bilder= und Ceremoniendienst bei der Menge in Aufnahme zu bringen, um desto sicherer über die umdunkelten Gemüther zu herrschen. Bonifacius klagt über Adalbert also: „Das fränkische Volk ist durch Adalberts Gaukeleien so bethört, daß es ihn für seinen Apostel, Schutzpatron, Fürsprecher und für ein reines Tugendbild hält; Deine Heiligkeit wird aber aus seinem Wandel entnehmen, daß er nichts als ein Wolf im Schafspelze sey. Noch Jüngling log der Heuchler, ihm sey der Erzengel Michael in Menschengestalt erschienen und habe ihm heilige Unterpfänder gebracht, durch die er alles von Gott erlangen könne. Durch diese Lüge verblendete er eine Menge lüsterner Weiber und unwissender Bauern, die ihn für einen Apostel und Wunderthäter hielten. Dadurch aufgeblasen stellt er sich nicht nur den Aposteln Christi gleich, sondern versagt ihnen die Ehre, ihnen einen Tempel zu weihen. Wohl aber stiftete er Kirchen zu seiner eigenen Verehrung, errichtete auf Feldern und an Brunnen Kreuze und Bilder und hielt dabei so lange Gottesdienst, bis das Volk seine Bischöfe und Kirchen verließ, sich um ihn schaarte und rief: „„Die Fürbitte des heiligen Adalbert soll uns helfen!““ Was mir aber die schrecklichste Gotteslästerung dünkt, ist, daß er zu denen, die sich ihm zu Füßen warfen, um zu beichten, sagt: „„Eure Beichte ist überflüssig, denn ich kenne Eure geheimsten Gedanken; gehet hin in Frieden, Eure Sünden sind Euch vergeben.““ Ueberhaupt, was das heilige Evangelium von Heuchlern und falschen Propheten sagt, das hat er in Kleidung, Gang und Sitten an sich.“

Winfried verpflichtete zwar die Bischöfe zu einer größern Sittenreinheit und unterwarf sie zu dem Zweck einer genauen Aufsicht des Papstes, doch das Uebel aus dem Grunde zu heilen, vermochte er nicht, denn es mangelte

nicht allein an Bildungsanstalten für die höhere Geistlichkeit, sondern die Prälaten waren, der vielen Lehnsgüter ihrer Stifter wegen, durch ein Gesetz Karl Martells verpflichtet, in den Kriegen an der Spitze ihrer Unterthanen die Heeresfolge zu leisten, mußten oft und lange in den Feldlagern verweilen, und blutige Kämpfe bestehen; natürlich, daß sie mit der Lebensweise der Krieger auch deren Sitten annahmen. Zur Verbreitung des Christenthums hatte der Heidenbekehrer Klöster gegründet, die sich aber nur durch eifrige Betreibung der Landwirthschaft erhalten konnten. Die Mönche legten sich daher auf den Landbau, zeigten sich als tüchtige Landwirthe, ließen aber dabei ihren geistigen Beruf außer Acht, und da sie so gut als die Bischöfe ihrer Grundbesitzungen wegen von Karl Martell zum Kriegsdienst verpflichtet waren, so war an strenge Sitte und Zucht, an geistiges und geistliches Leben bei ihnen gar nicht zu denken.

Als Karl der Große die Regierung antrat, fand er auf den fränkischen und deutschen Bischofsstühlen und als Vorsteher der Klöster nur Rauf- und Trunkenbolde, zügellose Krieger und Jäger, die weder Willen noch Kenntnisse besaßen, ihrem geistlichen Berufe zu genügen. Karl hatte den ernsten Vorsatz, seine Völker von den Fesseln der Unwissenheit und Rohheit zu befreien und sie auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit zu erheben. Dabei mußte er mit der Geistlichkeit, dem ersten und vornehmsten Stande seines Reiches, der Hauptstütze seines Thrones, die durch ihren Standpunkt und Beruf einen unbegrenzten Einfluß auf alle übrigen Stände ausübte, den Anfang machen. Die Verbesserung der Sitten der Geistlichkeit war während seiner ganzen Regierung der Hauptgegenstand seiner Sorgfalt und kein Mittel, das zu diesem Zwecke führen konnte, ließ er unbenutzt. Vor Allem war sein Streben dahin

gerichtet, die Geistlichen von dem Kriege und der Jagd zu entwöhnen und daher entließ er die Bischöfe und Aebte der Verpflichtung, Theil an seinen Feldzügen zu nehmen, untersagte ihnen das Tragen der Waffen und verbot ihnen auch das Jagen mit Hunden und Falken in den Wäldern. Dieses letztere Verbot konnte er aber in seiner ganzen Strenge nicht durchsetzen, da jedem freien deutschen Mann die Jagd zu sehr zum Bedürfniß geworden war. Nachdem er mehrmals vergebens das Verbot des Jagens geschärft hatte, mußte er es, um wenigstens sein Ansehen dabei zu retten, unter dem Vorwande gestatten, daß die Felle des erlegten Wildes zum Einbinden der Bücher gebraucht würden. Den Waffenkampf gegen die Heiden hielten die Geistlichen zwar auch für ihren Beruf, der ihnen lieb geworden war, da er ihnen die Gelegenheit darbot, durch Kriegsthaten zu glänzen, auch wohl durch Beute sich zu bereichern, doch ließen sie sich williger von dieser ihrem Stande unangemessenen Beschäftigung abbringen, da ihnen ein anderer ehrenvoller Schauplatz für ihre Wirksamkeit eröffnet wurde. Unter seines Freundes und Vertrauten Alcuins Leitung ließ König Karl Unterrichtsanstalten gründen, worin junge Geistliche gebildet wurden, die später die höchsten Kirchenwürden bekleideten. Durch seine und Alcuins rastlose Bemühungen kam es auch wirklich dahin, daß auf den Bischofsstühlen eine Menge kenntnißreicher und gebildeter Männer saßen, so daß er ihnen nicht nur die weltliche Gerichtsbarkeit in ihren Sprengeln anvertrauen und aus ihnen die Sendrichter wählen konnte, die er jährlich in alle Theile seines Reiches zur Beaufsichtigung und Prüfung der Verwaltung der Herzöge und Grafen auszusenden pflegte, sondern daß er auch aus den Geistlichen seine Räthe, Kanzler und Gesandten ernannte.

Der Sendgerichte gab es zweierlei Art. Um das

Volk vor den Bedrückungen der Herzöge und Grafen zu schützen und sich zu überzeugen, ob seine Befehle überall vollzogen würden, sandte Kaiser Karl jährlich nach allen Theilen seines Reiches Personen von anerkannter Gewissenhaftigkeit und Einsicht, die mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidet, die Amtsführung der Herzöge und Grafen untersuchen, die Beschwerden des Volkes anhören und Mißbräuche abstellen mußten. Diese Abgeordneten hießen Sendboten, (Missi dominici) und es wurden gewöhnlich nach jeder Provinz zwei, ein vornehmer Hofbeamter und ein Bischof gesandt, bei außerordentlichen Fällen aber auch wohl nur einer allein. Verschieden von diesen Sendgerichten waren diejenigen, welche die Bischöfe jährlich in ihren Sprengeln abhalten mußten. Jeder Bischof war nämlich verpflichtet, jährlich eine Umreise in seinem Sprengel zu thun, um die geistliche Gerichtsbarkeit auszuüben. Die Bestrafung der im Schwange gehenden Laster, Abstellung eingeschlichener Mißbräuche im Kirchenwesen und Untersuchungen wegen Verwaltung des Kirchengutes waren die Gegenstände, womit sich die Sendgerichte beschäftigten. Doch durften die Bischöfe nicht eigenmächtige Urtheile fällen, sondern mußten bei ihren Untersuchungen sieben Beisitzer mit zuziehen.

Daß schon zu Karl des Großen Zeiten und bald darauf die Bischöfe von einem ansehnlichen Gefolge begleitet aufzutreten pflegten, erhellet aus der Festsetzung dessen, was ihnen auf ihren Reisen täglich an Lebensmitteln geliefert werden mußte. Nach den Capitularien Ludwig des Frommen von dem Jahre 819 erhielt ein Bischof auf seinen Sendreisen täglich geliefert: 40 Brote, 1 Schwein, 3 Frischlinge, 3 Hühner, 15 Eier, 3 Tonnen Bier, 4 Scheffel Hartfutter für die Pferde.

Wie mangelhaft es trotz aller Bemühungen Karls die geistige und sittliche Bildung der Priesterschaft seines Reiches

zu vervollkommnen, dennoch um die Sitten und Denkart der Geistlichen zu seiner Zeit gestanden haben muß, gehet aus den Capitularien des Jahres 811 hervor, worin Beschwerden darüber vorkommen, daß sie durch Verheißungen mit dem Himmel und durch Drohungen mit der Hölle, bald indem sie den Namen Gottes, bald den Namen eines Heiligen dazu gebrauchten, die Einfältigen beredeten, ihnen zum Nachtheil der rechtmäßigen Erben ihr Vermögen zu vermachen; daß sie sich mehr um den Schmuck der Kirchen, als um die Verbreitung tugendhafter Gesinnungen, mehr um das gute Singen, als um den guten Lebenswandel ihrer untergebenen Geistlichen bemühten und viele Personen wider ihren Willen zum geistlichen Dienste zwangen. Um vieles mochten sich aber wohl schon um diese Zeit die Sitten der Geistlichen gebessert haben, weil einiger Verbote der frühern Capitularien, als: daß ein Priester nicht mehr als eine Frau heirathen, daß er sich nicht dem Trunke überlassen, nicht den Spielen der Possenreißer beiwohnen soll, nicht mehr gedacht wird.

Karl ließ es übrigens nicht beim bloßen Befehlen bewenden, er sah auch darauf, daß seinen Anordnungen Folge geleistet wurde. Oft gab er den Bischöfen und hohen Geistlichen in seinem ganzen Reiche auf, über ein von ihm aufgegebenes Thema zu predigen, oft legte er ihnen wissenschaftliche Fragen vor, die sie schriftlich beantworten mußten. So blieb kein Unwissender unentdeckt, kein Unwürdiger unbeschämt und keiner, dem die nöthigen Kenntnisse mangelten, drängte sich mehr zu den hohen Kirchenwürden. Auf diese Weise gelangte der geistliche Stand denn doch unter Karl dem Großen zu Kenntnissen und Einsichten und natürlich war es nun, daß er dadurch auch einen überwiegenden Einfluß im Staate und ein vermehrtes Ansehen gewann. Dieses Ansehen und dieser

Einfluß trug aber auch wieder viel zu dem Verderbniß der Geistlichkeit bei, sobald nach dem Tode des großen Karl kein gewaltiger Herrscher sie mehr zügelte.

Mit welchem Ernst Karl sein Ansehen gegen die Geistlichkeit zu behaupten wußte, das geht unter andern auch aus seinem Benehmen gegen Alcuin hervor, als dieser mit dem Bischof Theodulf von Orleans in Streit gerieth. Alcuin war der langjährige Lehrer, Freund und Vertraute des Kaisers, der diesen berühmten Gelehrten auf das innigste achtete und liebte, ihn zum Mitwisser seiner tiefsten Geheimnisse machte und ihm bei jeder Gelegenheit die unzweideutigsten Beweise seiner Werthschätzung gab. Einst entsprang aber ein von dem Bischof Theodulf zu Orleans verurtheilter Geistlicher seinem Gefängnisse und rettete sich in die Kirche des Klosters des heiligen Martin zu Tours, dessen Abt Alcuin war. Die Kirche hatte das Recht der Freistätte, doch Theodulf erbat von dem Kaiser die Vollmacht, den Entflohenen zurückzuholen. Die Mönche, die ihr Asyl nicht verletzen lassen wollten, wiegelten das Volk auf, daß es die Vorrechte des Klosters vertheidigte und sich gegen die Häscher des Bischofs zur Wehr setzte. Das alles war zwar ohne Alcuins Vorwissen geschehen, doch nahm er sich seiner Mönche an, ließ den Entflohenen, auch als ein kaiserlicher Sendrichter deßhalb nach Tours kam, nicht ausliefern, sondern schrieb selbst an den Kaiser und stellte ihm die Sache vor. Dieser aber verwies dem Freunde seine Widersetzlichkeit aufs ernstlichste, tadelte seine leidenschaftliche Heftigkeit und bestand auf der Vollziehung seines Befehles. Diese gerechte Strenge beschleunigte wahrscheinlich den Tod Alcuins, zeigt aber von der wirklichen Größe Karls, der gewiß nicht ohne Schmerz die Gefühle der Freundschaft bekämpfte, um gerecht zu seyn.

Auch die Klostergeistlichkeit wurde unter Karl dem Großen einer Verbesserung unterworfen, die größtentheils Alcuins Werk war. Bis dahin hatte die Beschäftigung der Mönche außer dem Gottesdienste und in den östlich-deutschen Provinzen der Heidenbekehrung größtenstheils in der Landwirthschaft bestanden und bekannt genug ist es, daß sich die Klöster um die Bodencultur wesentliche Verdienste erworben haben. Alcuin drang auf eine edlere Beschäftigung der Mönche; sie mußten nunmehr ihre Zeit den Wissenschaften widmen und statt den Acker- und Weinbau zu besorgen, Bücher abschreiben, Unterricht ertheilen und sich überhaupt gelehrten Beschäftigungen widmen, daher gingen denn auch zu jener Zeit aus den Klöstern viele gelehrte Männer hervor, deren Ruf bis zu späten Zeiten gelangt ist und lang noch blieben die Klöster St. Gallen, Fulda, später auch Corvey u. a. hochberühmte Werkstätten der Wissenschaft.

Eine Sage, die sich von Karl dem Großen erhalten hat und sich vielleicht auf Wahrheit gründet, verdient hier Erwähnung, da sie sehr gut die Sorgfalt bezeichnet, die jener hochberühmte Herrscher anwandte, die hohen Kirchenwürden nur frommen, tugendhaften Männern zu verleihen. Kaiser Karl verirrte sich einst auf der Jagd und wurde genöthigt, bei einem armen Pfarrer zur Nacht einzukehren, der den Gottesdienst bei einer einsam im Walde liegenden Kirche versah. Der Geistliche bewirthete seinen hohen Gast, ohne ihn zu kennen, mit dem Besten, was sich in seinem ärmlichen Vorrathe befand und als der Kaiser am andern Morgen von ihm scheiden wollte, nöthigte er ihn noch eine Messe anzuhören, die er mit großer Erbauung las. Karl wollte sich für die gute Aufnahme dankbar beweisen und gab dem Pfarrer ein Goldstück, dieser aber wies es zurück und sagte: „deines Goldes bedarf ich nicht,

denn ich habe, was ich zu meinem Unterhalt brauche, und mehr zu besitzen wäre Sünde. Willst du aber durchaus mir eine Liebe erweisen, so gieb mir, wenn du einmal wieder einsprichst, eine Wildhaut, damit ich mein Brevier einbinden kann." Diese Uneigennützigkeit des frommen Priesters nahm den Kaiser so für ihn ein, daß er ihn auf den erzbischöflichen Stuhl zu Trier berief. Wenn dieser Sage eine Wahrheit zum Grunde liegen sollte, so müßte es der Erzbischof Amalarius seyn, der allerdings von Karl dem Großen sehr hoch geschätzt und zu wichtigen Geschäften gebraucht wurde.

So wie vieles andere Herrliche, was Karl gegründet, durch Schwäche und Unklugheit seiner Nachfolger unterging, so hatte auch die Verbesserung der Geistlichkeit keinen Bestand und zwar wurde gerade eine Maßregel, die zur Erhaltung ihrer Sittenreinheit und ihres frommen Wandels dienen sollte, die Veranlassung zu ihrem Rückschreiten in den Zustand roher und geräuschvoller Weltlichkeit. Um die Bischöfe und Aebte von dem Kriegführen und andern weltlichen Gegenständen zu entbinden, hatte der Kaiser verordnet, daß die Prälaten für ihre Stifter unter den weltlichen Herrn sich Schirmvögte wählen durften, die statt ihrer die Stiftseinsassen im Kriege anführten, die weltliche Gerichtsbarkeit verwalteten und die Gerechtsame des Stiftes vertheidigten. Dafür erhielten die Schirmvögte gewisse Güter von den Stiftern zu Lehn. Diese Schirmvögte, meistens mächtige streitbare Herren, sahen aber bald die Schirmvogteien für einträgliche Aemter an, bedrückten die Stifter, statt sie zu schützen, verwickelten sie in ihre eigenen Fehden und Händel und zwangen die Prälaten zu den Waffen zu greifen, um mit eigener Hand die Rechte ihrer Stifte zu vertheidigen. Daher kam es denn, daß schon unter den Karolingern Bischöfe und Aebte wieder an

der Spitze ihrer Mannen in den Kriegen erschienen und gleich den kampflustigen Rittern fochten und fortan wurde nicht der gelehrteste und frommste, sondern der streitbarste und rüstigste zum Bischof oder Abt gewählt. Deßhalb waren denn auch die Sitten und der Wandel der deutschen hohen Geistlichkeit so kriegerisch und weltlich.

Uebrigens hatten die Bischöfe und Aebte mancherlei Verpflichtungen, wodurch sie mit dem kaiserlichen Hofe und weltlichen Geschäften vielfach in Berührung kamen und ihrem eigentlichen Berufe entfremdet wurden. Sie mußten bei den National- und Provinzial-Reichsversammlungen gegenwärtig seyn und Theil an den Berathungen über Staatsangelegenheiten nehmen, auch nicht selten auf Fürstentagen in Klagesachen Recht sprechen. Dann waren sie gehalten von Zeit zu Zeit bei Hofe zu erscheinen, um dem Könige ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihm Berichte über den Zustand ihrer Sprengel abzustatten. Die Könige hielten mit solcher Eifersucht auf Erfüllung dieser Verpflichtung, daß sie selbst Altersschwäche und Krankheit für keine genügenden Entschuldigungsgründe gelten ließen, sich ihr zu entziehen und die ausbleibenden Prälaten oft genug ihren Unwillen schwer empfinden mußten. Ferner waren die Bischöfe verpflichtet, so oft der König in ihren Sprengel kam, sich seinem Gefolge anzuschließen und den Hofgottesdienst zu besorgen; endlich mußten sie, und das war nicht die kleinste ihrer Obliegenheiten, den König mit seinem Hofstaate, wenn er nach ihrem Sprengel kam, aufnehmen und für seine und der Seinigen Verpflegung sorgen. Doch war dieses nur da der Fall, wo keine königliche Pfalz in der Nähe war, oder die nöthigen Lebensmittel zur Unterhaltung des Hofes nicht von den Krongütern bezogen werden konnten. Die Bischöfe wußten sich aber für diese Last bezahlt zu machen und verfehlten nicht, den Königen für

die gute Aufnahme Schenkungen abzulocken, durch die sie mehr als hinreichend entschädigt wurden.

Zu Karl des Großen Zeiten, wie auch schon vorher und lange nach ihm, stand die Geistlichkeit mit dem Könige in einem sehr genauen Verhältniß, da der König für das Haupt der Priesterschaft angesehen wurde und die Leitung der geistlichen Angelegenheiten mehr von ihm, als von dem Papste abhing. Der König berief Kirchenversammlungen, gab geistliche Disciplinargesetze und richtete über die Verbrechen der hohen Geistlichkeit. Die geistlichen Angelegenheiten machten einen eigenen Regierungszweig aus, bei welchem der Erzkaplan der oberste Beamte war, der unter der Aufsicht und im Namen des Königs die Geschäfte betrieb. Als nachher die geistlichen Angelegenheiten sich mehr und mehr von den weltlichen trennten, verwandelte sich das Amt eines Erzkaplans in das eines Erzkanzlers, welcher letztere ebenfalls ein Geistlicher war und der eben so, wie jener, das königliche Archiv verwaltete.

II. Die Erzbischöfe Hatto I. und Hatto II. von Mainz.

Als im Jahre 891 König Arnulf unvermuthet in der Blüthe seiner Jahre starb, da befand sich das deutsche Reich in großer Bedrängniß, denn des Verstorbenen einziger ehelicher Sohn, Ludwig, dem nach Herkommen und Gelöbniß die Krone zufiel, war ein sechsjähriges Kind. Daher mußte die Regierung von andern Reichsfürsten in seinem Namen verwaltet werden und wurde dem Erzbischof Hatto von Mainz und dem Herzoge Otto dem Erlauchten von Sachsen anvertraut. Hatto war der klügste, einsichtsvollste und verschlagenste Fürst seiner Zeit, allein von Habgier, Rachsucht und einem unbegränzten Ehrgeize beseelt und wo es seinen Vortheil betraf, gar nicht im mindesten gewissenhaft. Bald hatte er sich der Staatsgewalt so völlig bemächtigt, daß sich der edle Herzog Otto freiwillig alles Antheils an der Regierung begab und nun herrschte er unumschränkt im Reiche, welches er doch weder gegen die Einbrüche der wilden Ungarn schützen, noch im Innern ruhig erhalten konnte. Damals blühten im deutschen Reiche zwei Geschlechter, die vor vielen reich und mächtig waren, die Babenberger und die Rothenburger, letztere mit dem Königshause verwandt. In jedem Geschlechte waren vier Brüder. Die Rothenburger, als Verwandte des Königs wurden bei jeder Gelegenheit begünstigt; so erhielt einer von ihnen das Bisthum Würzburg, der andere das Herzogthum Thüringen, welches

bisher von den Babenbergern besessen worden war. Die letztern wurden über die Begünstigungen der erstern neidisch und es entstand eine heftige Fehde, in welcher Adelbert von Babenberg schwer verwundet, sein Bruder Heinrich getödtet und Adelhardt, sein anderer Bruder gefangen wurde. Auch Gerhard von Rothenburg war in der Schlacht gefallen, und im Zorn darüber ließ Eberhard, der Sieger geblieben war, seinen Gefangenen Adelhardt enthaupten. Aus Rache für diesen Mord griff Adelbert von Babenberg die Rothenburger nochmals an, verjagte den Bischof von Würzburg und erschlug in der Feldschlacht den Herzog Konrad. Obgleich er nichts gethan hatte, als wozu er nach dem damaligen Fehderecht befugt war, so lud ihn doch König Ludwig auf den Reichstag nach Tribur vor, um ihn als Landfriedensbrecher zu verurtheilen, und als er, dieses vorauswissend, nicht erschien, da wurde er seiner Güter und Würden für verlustig erklärt. Um dieser Erklärung Nachdruck zu geben, zog König Ludwig, der aber als unerfahrner Jüngling ganz allein nach dem Rath des Erzbischofs Hatto handelte, mit einem Heere vor Babenberg und belagerte die Burg. Graf Adelbert war deßhalb ohne Sorgen, denn sein Schloß war mit allen Vorräthen wohl versehen und so fest, daß es mit Waffengewalt nicht genommen werden konnte. Der König und der Erzbischof Hatto waren selbst bei dem Heere und letzterer versprach den Grafen in das Lager zu bringen, wo denn der König dafür sorgen solle, daß er nicht wieder heimkehre. Er begab sich darauf als Vermittler zu Adelbert und beredete ihn zum Könige zu kommen, wobei er ihm eidlich gelobte, daß er ihn selbst in seine Burg frei und unverletzt zurückführen würde. Auf dieses Versprechen ritt Adalbert mit ihm, kaum aber hatten sie das Burgthor hinter sich, als Hatto sich stellte, als ob ihm unwohl werde, weil er noch

nüchtern sey. Adelbert kehrte nun nach der Burg zurück und setzte ihm ein Frühstück vor und darauf begab er sich zum zweiten Mal auf den Weg. Sobald er ins Lager kam, wurde er verhaftet und zum Tode verurtheilt. Der Hintergangene warf einen Blick voll tiefer Verachtung auf den Erzbischof und schalt ihn einen Meineidigen, doch der arglistige Pfaffe zieh ihn der Lüge, denn er habe ihn, sagte er hohnlachend, wie er versprochen, auf die Burg zurückgebracht und seine Schuld sey es, daß er zum zweiten Mal mit hinabgekommen. Durch dieses Bubenstück machte er sich und den König verhaßt und sein Andenken ist durch Sage und Geschichte gebrandmarkt worden.

Wie verächtlich Erzbischof Hatto sich auch durch seine boshafte Arglist bei den Deutschen gemacht hatte, so wußte er sich doch bei dem Sohne des erschlagenen Rothenburger Grafen, als derselbe zum deutschen Könige erwählt worden war, in Gunst und Ansehen zu setzen, so daß dieser sich seinen Rathschlägen überließ. Konrad war allein auf den Vorschlag Herzog Ottos von Sachsen, der seines hohen Alters wegen die Krone ausgeschlagen hatte, zum Könige erwählt worden, dennoch strebte Konrad auf Hattos Anstiften dem Sohne Ottos, Heinrich, das Herzogthum Sachsen zu entreißen. Alle mögliche List wurde angewandt, weil wohl die Gewalt des Königs dazu nicht hinreichte, als aber Heinrich auf seiner Hut war, da ließ Hatto eine künstliche goldene Halskette verfertigen, die so eingerichtet war, daß sie sich allmälig enger zusammenzog, so daß, wer sie trug, dadurch erwürgt werden mußte. Diese Halskette ließ er dem Herzog Heinrich zum Geschenke darbieten, doch der war gewarnt und wies das verderbliche Geschenk zurück. In welchem Rufe dieser Hatto gestanden haben muß, erhellet daraus, daß die Volkssage von ihm erzählt, er sey von dem Teufel ergriffen und in den Aetna gestürzt worden.

Von Hatto II., der etwa funfzig Jahre nach dem ersten auf dem Mainzer Stuhle saß, erzählt die Sage, daß er arme Bauern seines Erzstifts, die bei einer schrecklichen Hungersnoth mit Ungestüm Brodfrucht aus den reich gefüllten Vorrathshäusern forderten, unter dem Vorwande, ihnen Brod geben zu wollen, in eine Scheune locken, solche dann plötzlich schließen und anzünden ließ. Als nun die Unglücklichen von der Flamme ergriffen herzzerreißende Jammertöne ausstießen, da rief der Unmenschliche hohnlachend aus: „hört, wie die Kornmäuse pfeifen.“ Zur Strafe für diesen Frevel soll er von den Mäusen verfolgt worden seyn, die ohne Unterlaß schaarenweis ihn umgeben haben. Um sich vor ihnen zu bergen, ließ er bei Bingen auf einem Felsen mitten im Rhein einen steinernen Thurm bauen und zog hinein; doch die Mäuse fanden ihn auch daselbst und verzehrten ihn bei lebendigem Leibe bis auf die Knochen. — Die rächenden Mäuse gehören freilich der Märchenwelt an, schwerlich aber das Verbrennen der Bauern; denn einmal erdichtet nicht leicht das Volk eine Schandthat von einem vornehmen Geistlichen; ferner ist die Thatsache in sehr alten Geschichtbüchern selbst von Geistlichen und mit sehr genauen Nebenumständen erzählt; endlich ist es bekannt, daß die Priester jeden Angriff auf das Kirchengut für eine Todsünde erklärten und mit der unmenschlichsten Grausamkeit straften.

III. Bischof Salomo von Kostnitz und die Kammerboten von Schwaben.

Zur Zeit Kaiser Konrad I. saß auf dem Bischofsstuhle zu Kostnitz Bischof Salomo, ein Mann, der durch seine Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Talente und die ausgezeichnetsten Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes unter den Kirchenfürsten seiner Zeit ganz besonders hervorleuchtete. Außerdem war er von vornehmer Abkunft, hatte eine majestätische männlich schöne Gestalt, benahm sich freundlich und liebreich gegen Jedermann und hielt die Gebote der Kirche mit gewissenhafter Strenge. Daß er eine Aebtissin, die er einst, als er noch dem Waffendienste oblag und sie als Fräulein in der väterlichen Burg weilte, geliebt hatte, noch immer gern sah und oft besuchte, wurde von seinen Feinden allerdings anstößig gefunden, seine Freunde hatten nichts Arges daran. Bischof Salomo stand seiner vortrefflichen Eigenschaften und seiner einnehmenden Persönlichkeit wegen in hohem Ansehen bei allen Großen des Reiches, besonders aber erfreute er sich der innigsten Freundschaft des vielgeltenden Erzbischofs Hatto I. von Mainz und der Gunst der deutschen Könige Arnulf und Konrad I. Dieser Gunst hatte er nicht nur den Besitz von sechs reichen Abteien zu danken, die ihm außer seinem Bisthum noch verliehen wurden, sondern König Konrad schenkte seinem Stifte nach und nach auch mehrere beträchtliche Reichsgüter und schien in seiner Freigebigkeit gegen den Bischof gar keine Grenze finden zu können.

Des Königs Milde erweckte dem Prälaten aber Neider und Widersacher, besonders wurden die beiden Kammerboten von Schwaben, Erkinger und Bertold, zwei Brüder, die an Herzogs Statt in Schwaben regierten, feindlich gegen ihn gesinnt. Dazu hatten sie nun allerdings gegründete Ursachen, denn die von dem Könige dem Bischofe zugetheilen Güter wurden ihrer Verwaltung entzogen, und sie verloren dadurch sowohl an Einkünften, als an Macht. Ihr Haß gegen den Bischof äußerte sich bei jeder Gelegenheit, der dagegen auch nie unterließ, ihn reichlich zu vergelten. Diese beiderseitigen Neckereien und Beeinträchtigungen gediehen am Ende dahin, daß es zur Klage vor den Kaiser kam und die Kammerboten auf seinen Befehl verhaftet wurden. Nun legte aber Bischof Salomo selbst Fürbitte für sie ein; dadurch ward zwar anfangs das gute Vernehmen hergestellt, allein es währte nicht lange, da begannen die Feindseligkeiten aufs neue. Einst begegneten sich der Bischof und Erkinger und der Neffe des letztern verhöhnte den erstern; dagegen erlaubte sich der Bischof ein andermal einen unwürdigen Scherz. Er ließ einem Kuhhirten Ritterkleider anziehen und sandte ihn mit einem Auftrage an die Kammerboten. Diese hielten ihn für einen königlichen Diener und nahmen ihn als solchen ehrenvoll auf, ließen ihn an ihrem Tische sitzen und behandelten ihn als einen Rittersmann. Der Bischof machte sich aber über diesen Irrthum lustig. Nun erbrannte die alte Zwietracht in vollen Flammen, die Kammerboten traten als offenbare Feinde des Bischofs auf und befehdeten ihn. Besonders thätig dabei bewies sich der Neffe der Kammerboten, ein warmblütiger Jüngling, der, eifersüchtig auf die Ehre seines Stammes, das Zornfeuer seiner Oheime stets von neuem anfachte und gar arge Verwüstungen auf dem Gebiete des Bisthums anrichtete. Der

Bischof übte das Vergeltungsrecht, und ihm half dabei sein Bruder Siegfried von Remswag. Da der Kaiser Abmahnungsbriefe an die Kammerboten erließ, daß sie den Bischof nicht befehden sollten, so wandten sich Viele von ihrer Partei ab und dem Gegner zu, und das Uebergewicht der Macht kam nun völlig auf Seite des Bischofs, den seine Gegner um so unversöhnlicher haßten, als sie mit ihren Beschwerden gegen ihn nie gehört worden waren. Endlich wurde Bertold, dessen Wohnschloß von den Bischöflichen erobert worden war, in einem Walde, worin er sich mit seinen Reisigen verborgen hielt, überfallen, gefangen genommen und nach dem Schlosse Hohentwyl geführt. Beinahe zu gleicher Zeit fiel aber der Bischof Salomo, der sich auf eine entfernte Burg begeben wollte, in Erkingers Hände, der ihn gefesselt nach seinem Wohnsitze führte und seiner Gemahlin Bertha zur Hut anvertraute, dann aber wieder zum Kampfe gegen des Bischofs Verbündete auszog. Erkingers Gemahlin, die von jeher großen Kummer wegen diesen Mißhelligkeiten gelitten hatte, ging, sobald sie ihren Gemahl entfernt wußte, zum Bischofe, entledigte seine Fesseln, behandelte ihn mit großer Ehrerbietigkeit und bat ihn knieend und mit vielen Thränen, er möchte doch seinen Haß gegen ihren Gemahl und dessen Bruder fahren lassen, die Hand zur Versöhnung bieten und es vermitteln, daß der Zorn des Kaisers wegen dieser Fehde gegen die Kammerboten gestillt würde. Der Bischof tröstete die Bittende und verhieß ihr Gewährung, sie aber setzte ihn sogleich in Freiheit und sandte ihn nach seinem Bischofssitze zurück. Bertold erhielt, ob durch die Flucht oder von seinen Freunden gerettet, die Freiheit wieder, nun aber kam der Zwist der Kammerboten mit dem Bischofe auf dem Reichstage zu Altheim zur Sprache und die beiden Brüder wurden

mit dem Kirchenbann und der Reichsacht belegt, und bald darauf gefangen und eingekerkert. Das Urtheil war parteiisch, denn ihre Richter waren beinahe alle Bischöfe und Salomos Freunde. Die Kammerboten entflohen, stellten sich aber auf dem Reichstage, als der Kaiser sie unter Verheißung eines sichern Geleites zur Verantwortung vorladen ließ. Die Unglücklichen erschienen, und wurden, da die geistlichen Fürsten alle auf des Bischofs Seite waren, für schuldig erklärt und als Friedensbrecher und Kirchenfeinde zum Tode verurtheilt. Zwar beriefen sie sich auf das ihnen ertheilte sichere Geleit und Konrad machte sich ein Gewissen daraus, es zu brechen; allein die Prälaten, geleitet von dem arglistigen Hatto von Mainz, der einen unbegrenzten Einfluß besaß und schon früher durch seine Hinterlist die Hinrichtung des Grafen Albrecht von Babenberg bewirkt hatte, erklärten einmüthig, daß Kirchenschändern das Kaiserwort nicht gehalten werden dürfe, und so wurden denn die Kammerboten 917 auf Kaiser Konrad I. Befehl zu Oettingen enthauptet. Dieser Bruch des kaiserlichen Geleites, ein Flecken in der deutschen Geschichte, wurde erst 500 Jahre später wiederholt, als Huß auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz seiner Glaubensmeinungen wegen den Feuertod erlitt.

IV. Bischof Meinwerk von Paderborn und Kaiser Heinrich der Heilige.

Ein berühmter und auch hochverdienter Kirchenfürst war der Bischof Meinwerk von Paderborn, ein Mann von großer Sittenreinheit und Frömmigkeit, hocherfahren in Staatsgeschäften, ein Beförderer der schönen Künste, stets beflissen, Aufklärung und gute Sitten zu befördern, dabei aber nicht ohne manche rauhe Seite seines Charakters und unablässig darauf bedacht, den Glanz und das Vermögen der Kirche zu vermehren. Er war aus einem vornehmen Stamm entsprossen und selbst reich begütert, doch widmete er sich aus Liebe zur Kirche dem geistlichen Stande und wurde seiner vorzüglichen Eigenschaften wegen vom Kaiser Heinrich II. zum Beichtvater erwählt. Heinrich, der an seinem Beichtvater Wohlgefallen fand, ernannte ihn zum Bischof von Paderborn. Dieses Bisthum besaß aber dazumal nur wenige Güter, Meinwerk zeigte sich daher nicht sonderlich erfreut über die Schenkung, sondern fragte den Kaiser gerade zu: was er mit dem Bettelgute machen sollte? Heinrich erwiederte: „Du bist selbst begütert, darum gebe ich dir das arme Stift, damit du es reich machest.“ Wohlan, rief Meinwerk, so wollen wir beide dazuthun! Er schenkte nun zwar selbst seine Familiengüter zum Stifte, aber er plagte auch den Kaiser unaufhörlich um Schenkungen. Nach und nach hatte er schon 12 Dörfer und Landgüter dazu erhalten, da bat er auch um das Dreizehnte. Der Kaiser rief: „mag es

dir Gott verzeihen, daß du mich plünderst, um dein Stift zu bereichern." Meinwerk aber sagte: „gieb nur immer, was du der Kirche hier schenkst, das trägt dir reichen Lohn im Himmel!" Ja er ließ es nicht einmal dabei bewenden, sondern wenn sich der Kaiser einen prächtig gestickten Mantel hatte machen lassen, so nahm er ihn fort, indem er versicherte, daß ein solch reiches Gewand ganz vorzüglich zu einem Priesterornat geeignet sey und der Kaiser ließ sich diese Unverschämtheit gefallen und gab lachend seine Einwilligung dazu.

Seiner Frömmigkeit ungeachtet erlaubte sich Heinrich öfter auch manchen Scherz mit dem Bischofe, der dem Geiste der Zeit angemessen, mitunter auch etwas derb ausfiel. Obgleich für seine Zeit nicht unwissend, war Meinwerk doch nicht sonderlich bewandert im Lateinischen. Um ihn zu necken ließ der Kaiser durch einen Kanonikus in des Bischofs Brevier bei der Stelle: „Domine fac salvum famulum tuum," die erste Sylbe von famulus auslöschen und Meinwerk, der dieses nicht merkte, betete mit vieler Salbung für den Maulesel. Erst durch das Gelächter der Hofleute wurde er seinen Verstoß gewahr, aber auch der Kanonikus, der ihm auf des Kaisers Befehl den Streich gespielt, wurde verrathen und nun ergriff Meinwerk einen Stock und zahlte dem armen Kanonikus den Lohn für seine Dienstfertigkeit auf den Rücken.

Einen andern Scherz, freilich von gröberer Art, rächte er auf eine noch strengere Weise. Kaiser Heinrich ließ bei der Tafel über dem Sitze des Bischofs einen Zettel aufhängen, worauf die Worte standen: Meinwerk, bestelle dein Haus, denn innerhalb fünf Tagen wirst du sterben. Dieser Zettel, der unvermerkt losgelassen wurde, fiel dem Bischof auf den Teller, der dieß für eine göttliche Botschaft hielt und sich sogleich auf sein Ende vorbereitete.

Er machte sein Testament, entschlug sich aller irdischen Geschäfte, nahm weder Speise noch Trank zu sich, sondern zog Sterbekleider an und legte sich in Erwartung seines nahen Todes in den Sarg. Der Tod wollte aber nicht kommen, statt seiner stellte sich ein gesunder Hunger ein, der den frommen Bischof nöthigte, aufzustehen und eine gute Mahlzeit zu halten. Kaiser Heinrich erschien nun mit seinem Gefolge, wünschte lachend dem Bischofe zu seiner Auferstehung Glück und verrieth sich dadurch als den Anstifter dieser Mystificirung. Meinwerk verbiß seinen Aerger, als aber der Kaiser am nächsten Festtage mit seinem Hofe sich nach dem Dome begab, um die Messe zu hören, da trat ihm vor der Kirchenthür der Bischof entgegen und belegte ihn mit dem Bann. Keine Bitten, keine Vorstellungen halfen dagegen etwas; die Altarkerzen wurden ausgelöscht, der Gottesdienst ward unterbrochen und der Kaiser mußte im härnen Gewande, mit bloßen Füßen und einer Fackel in der Hand Kirchenbuße thun, ehe der erbitterte Priester sich bewegen ließ, ihn vom Banne zu lösen.

V. Wie Kaiser Heinrich II. ein Mönch werden wollte.

Zu unsern Zeiten ist die Frömmelei in der Regel mit Schwäche und geistiger Beschränktheit gepaart, das war aber im Mittelalter nicht immer der Fall, im Gegentheil bietet die Geschichte häufige Beispiele dar, daß geist= und kraftvolle Fürsten, denen es keineswegs an Herrschereigenschaften, Kraft und guter Einsicht fehlte, dennoch im Betreff der Frömmigkeit das rechte Maß überschritten und durch eine übertriebene Anhänglichkeit an die Kirche die Pflichten ihres Standes und Berufes beeinträchtigten. Daran war wohl die mangelhafte Bildung und der ihnen von Jugend auf festeingeprägte Glaube Schuld, daß nur allein durch die Kirche ihr Seelenheil gesichert und jede Begünstigung derselben Gott wohlgefällig sey. Eine solche unbegrenzte Vorliebe für die Kirche hatte Kaiser Heinrich II., deßhalb auch der Heilige genannt, der, wiewohl er die Zügel der Herrschaft mit Kraft und Würde führte, doch eine nicht selten zu weit getriebene Vorliebe für die Kirche zeigte und die Werke der Andacht auf Kosten seines Herrscherberufes förderte.

Einst besuchte er ein neuerbautes Kloster zu Verdun und wurde von der musterhaften Einrichtung desselben und von der würdevollen Ausübung des Gottesdienstes daselbst so erbauet, daß er sich plötzlich entschloß, seine Krone niederzulegen und in dem Kloster Mönch zu werden. Dieser wunderliche Entschluß setzte die anwesenden Reichs=

großen in die höchste Bestürzung; denn welche entsetzliche Verwirrung mußte entstehen, wenn das Reich ohne Oberhaupt blieb, da unter den damals lebenden Fürsten keiner war, der sich ruhig auf dem Throne hätte behaupten können! Doch wie sehr sie sich bemühten, dem Kaiser seinen Vorsatz ausreden, er beharrte darauf und verlangte sogleich eingekleidet zu werden. Als der Abt, dem ein so vornehmer Mönch nicht sonderlich angenehm seyn mochte, sah, daß alle vernünftige Vorstellungen den frömmelnden Fürsten nicht von seinem Entschlusse abzubringen vermochten, da ersann er ein Mittel, den dem Reiche so höchst nachtheiligen Schritt zu verhindern. Er genehmigte dem Scheine nach des Kaisers Begehren, stellte ihm aber vor, daß er als Mönch der Ordensregel gemäß sich zu einem unbedingten Gehorsam gegen den Abt verpflichten müsse. Als sich der Kaiser dazu verstanden hatte, da sagte der Abt: „nun wohlan! so lege ich dir als die erste Probe deines Gehorsams die Verpflichtung auf, dich sogleich deinen Regentenpflichten zu widmen und so lang darin fortzufahren, bis ich dich davon entbinden werde.“ Der Kaiser konnte dagegen nichts einwenden und so blieb er denn auf dem Throne, den er ohne die heilsame Sophisterei des Abt's verlassen haben würde.

VI. Der Zustand und das Verhalten der deutschen hohen Priesterschaft unter den fränkischen Kaisern.

Die sächsischen Kaiser hatten, wie vor ihnen schon die Karolinger, die Kirche für eine Hauptstütze ihres Thrones gehalten und daher, mehr noch aus Staatsklugheit, als aus Frömmigkeit, die hohe Priesterschaft ihres Reiches bereichert und groß gemacht. Ihre Politik war auch ganz richtig, denn unfehlbar würden die Deutschen zu jener Zeit sich nach den verschiedenen Volksstämmen in mehrere Kleinstaaten getrennt haben, wenn nicht die Kirche sie in einem Reichsverband vereinigt gehalten hätte. Die Herzöge waren als Häupter ihrer Volksstämme stets Widersacher der Könige, die Grafen ihnen als ihren nächsten Vorgesetzten mehr zugethan als den Reichsoberhäuptern, von denen sie nicht immer hinreichend gegen die Uebermacht der Herzöge geschützt werden konnten. Zudem waren die einzelnen Volksstämme mißtrauisch und feindlich gegen einander gesinnt und der, zu welchem der Kaiser gehörte, wurde von allen übrigen gehaßt und beargwohnt, weil die Vermuthung häufig stattfand, daß der Kaiser seine Landsleute auf Kosten der übrigen Deutschen begünstige. Die Bischöfe standen dagegen in einem ganz andern Verhältniß zu dem Kaiser. Die Familien- und landsmännischen Rücksichten wichen bei ihnen dem Vortheil der Kirche, dessen Schirmherr der Kaiser war und dem sie daher treu anhangen mußten, weil sie sich sonst selbst des Schutzes beraubt haben würden, dessen sie oft dringend bedurften.

Diese Ansicht des Verhältnisses der Kirche zu dem Throne war es hauptsächlich, wodurch die sächsischen Kaiser bewogen wurden, die hohe Priesterschaft ihres Reiches mit Reichthümern, Gütern und Vorrechten zu überhäufen, und ihre Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit schien um so mehr gerechtfertiget, da sie sich selbst als Oberhäupter der Kirche betrachteten, mit deren Macht auch die ihrige wuchs.

Das war die Ursache, wodurch die deutschen Hochstifter unter den sächsischen Kaisern zu solchen großen Besitzungen und Vorrechten und die deutschen Prälaten zu so großem Einfluß und Ansehn gelangten. Die Bischöfe standen in fürstlichem Range, befanden sich oft im Besitze mehrerer Grafschaften und großer Lehne und mußten der Regierung der Stiftslande wegen, ihren geistlichen Beruf hintansetzen. Weltliche Geschäfte und Sorgen erweckten in ihnen das Wohlgefallen an einem weltlichen Leben, erregten bei ihnen die Lust an Vergnügungen und Genüssen der Laien, die Sucht in fürstlichem Glanze aufzutreten. Den Satzungen Karl des Großen und seiner frommen Nachfolger zuwider erschienen Bischöfe und Aebte in weltlicher Kleidung, köstlich geschmückt, belustigten sich mit Jagd, gaben glänzende Feste und machten einen Aufwand, der mit dem großen Reichthum ihrer Stifter in Verhältniß stand. Es war gar nichts Ungewöhnliches, daß ein Bischof vor der Kirchenthüre von seinem Jagdpferde stieg und mit dem Falken auf der Hand in die Kirche ging, um dem Gottesdienst beizuwohnen; ja es sind Beispiele vorhanden, daß die Bischöfe mit einem Stahlpanzer in die Kirche kamen, ein Chorhemd überwarfen und dann die Messe lasen. Wurden von den weltlichen Herren die Rechte der Stifter beeinträchtigt, so vertheidigten sich die Bischöfe als wackere Kriegshelden an der Spitze ihrer Lehnsträger selbst. Auch in den Reichs-

kriegen oder in den Fehden ihrer Bundesgenossen führten sie in ritterlicher Rüstung ihre Schaaren selbst ins Feld. An den kaiserlichen Hoftagen und bei andern Versammlungen der Fürsten erschienen die Bischöfe mit einem großen prachtvollen Gefolge und verdunkelten durch ihre Pracht die weltlichen Fürsten bei weitem. Das, was anfangs einige aus Eitelkeit gethan hatten, kam so allgemein in Gebrauch, daß auch die frömmsten Prälaten sich davon nicht ausschließen konnten, ohne in den Verdacht zu kommen, daß sie die schuldige Ehrerbietigkeit gegen den Kaiser verletzten. Die ungeistliche Lebensweise der Bischöfe wurde von den Kanonikern nachgeahmt. Sie verließen ihre gemeinschaftlichen Wohnungen und verzehrten die ihnen zugewiesenen reichen Einkünfte in selbstgewählten Wohnsitzen. Die Domstifter wurden allmählig für Versorgungsanstalten für die jüngern Söhne fürstlicher und gräflicher Häuser angesehen, die als Domherren ein bequemes Leben führen konnten, ohne das Erbtheil ihrer Brüder zu schmälern. Daher suchten auch stets Personen von hoher Geburt sich in den Besitz der Domherrnstellen der reichern Hochstifter zu setzen und nach und nach wurde es Sitte, bei der Ernennung eines Kanonikus seine Herkunft in Betracht zu ziehen. So kam es dahin, daß einst bei dem Hochstift Lüttich sich zwanzig Söhne von Königen und Fürsten als Domherren befanden. Das glänzende und genußreiche Leben der Prälaten bewog Viele, denen aller Beruf dazu mangelte, sich um geistliche Aemter zu bewerben und da sie keine guten Eigenschaften noch Verdienste für sich geltend machen konnten, so versuchtev sie durch Bestechungen und andere verwerfliche Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen. Während der Regierung der beiden ersten sächsischen Kaiser fand dieser Unfug zwar nicht statt, daher denn auch nur die würdigsten und tüchtigsten Männer auf den Bischofs-

stühlen saßen; nachdem aber unter Otto III. und Heinrich II. Regierung die strenge Kirchenzucht völlig erschlafft war, dagegen theils eine kleinherzige Frömmelei, theils der Einfluß der Frauen Platz gegriffen hatte, da wurden die hohen Kirchenwürden oft den unwürdigsten Menschen zu Theil.

Dahin war es gekommen, als Konrad II., der Salier, den Thron bestieg. Dieser besaß nur eine geringe Hausmacht; er mußte, um sein königliches Ansehen zu befestigen, sich die Geistlichkeit geneigt erhalten, daher besetzte er die geistlichen Aemter nach Gunst und weil es ihm an Einkünften fehlte, auch für Geld. Das war die erste Veranlassung der Verkäuflichkeit der Kirchenämter oder der Simonie, über die später so schwere Klagen erhoben wurden; eine andere gab der uralte Gebrauch, daß Jeder, der vor dem Könige erschien, ihm ein Geschenk überreichte. Wollte nun Jemand ein Bisthum oder eine Abtei erbitten, so brachte er natürlich ein reichliches Geschenk dar, um seiner Bitte desto mehr Gewicht zu geben. Die Besetzung der Kirchenämter, obgleich sie durch freie Wahl geschehen sollte, hing doch beinahe allein von dem Könige ab, einmal, weil er dem ohne seinen Willen Gewählten die Belehnung mit den Reichsgütern verweigern konnte, dann aber, weil die Prälaten nur allein von ihm Schutz gegen die Angriffe der weltlichen Herrn, die, neidisch auf die Reichthümer der Geistlichkeit, stets deren Feinde waren, erhalten konnten. Der Gebrauch, daß der Bischof oder Abt dem Könige oder seinen Räthen ein Geschenk machte, wurde nach und nach zur Regel und es kam dahin, daß bestimmte Summen dafür festgesetzt wurden. Auch hatte bereits früher die Geistlichkeit unter sich selbst den Verkauf der geistlichen Weihen eingeführt. Schon unter Otto III. kauften die Bischöfe ihre Weihe von den Erzbischöfen und verkauften sie wieder an die niedere Geistlichkeit. Doch

ging es in andern Ländern und besonders in Frankreich und Italien damit noch schamloser zu, als in Deutschland und am päpstlichen Hofe bestand sogar ein fester Preis für jede Würde. Daß diejenigen, die ihr kirchliches Amt erkauft hatten, auch einen baaren Genuß daran haben wollten und daß sie sich mehr um die Einkünfte, als um die geistlichen Pflichten ihrer Aemter bekümmerten, war wohl sehr natürlich, daher denn auch die Sittenlosigkeit bei den Geistlichen überhand nahm. Die Lasterhaftigkeit der hohen Priesterschaft zu jener Zeit übersteigt beinah allen Glauben. Nicht nur hielten sich die vornehmen Pfaffen öffentliche Beischläferinnen, ja manche sogar eigene Frauenhäuser, sondern sie trieben selbst Ehebruch, Nothzucht und unnatürliche Laster. Auf den Synoden wurden häufig Klagen gegen die Bischöfe wegen solcher Schandthaten geführt; einige schwuren sich von der Anschuldigung los, andere wurden überwiesen und ihrer Würden entsetzt. Gewissenhafte Prälaten suchten zwar die alte Strenge und Kirchenzucht herzustellen, doch fanden sie die größte Widersetzlichkeit und es giebt mehrere Beispiele, daß die Mönche ihren Aebten, die die alten Ordensregeln aufrecht erhalten wollten, nach dem Leben trachteten.

So stand es um die deutsche Geistlichkeit, als Heinrich III. 1039 den deutschen Thron bestieg. Dieser ruhmwürdige König hatte einen großen Abscheu vor dem Verderben der Kirche und war ernstlich darauf bedacht, ihm Einhalt zu thun. Wahrhaft fromm, ohne doch ein Frömmling zu seyn, hielt er Umgang mit den tugendhaftesten Geistlichen, beförderte sie zu hohen Kirchenwürden und unterstützte ihr Bemühen, die Kirchenzucht herzustellen. Zu seiner Zeit enstand eine große Kirchenspaltung. Gegen Papst Benedict IX. war erst Sylvester III., dann Gregor VI. gewählt und der Kaiser wurde nach Italien gerufen,

um diesem Schisma ein Ende zu machen. Er hielt 1046 zu dem Zwecke eine Kirchenversammlung zu Pavia, auf welcher Sylvester III. für abgesetzt erklärt, Gregor VI. aber vorgeladen wurde, um über seine Befugniß, auf dem römischen Stuhl zu sitzen, Red und Antwort zu geben. Benedict hatte seinen Ansprüchen auf die päpstliche Würde stillschweigend entsagt. Gregor war kein böser, aber ein schwacher Mann, der die päpstliche Würde erkauft, übrigens aber nichts begangen hatte, was ihm hätte zum Vorwurf gereichen können. Er bekannte ohne alle Hehl, daß er sein Amt gekauft habe, betheuerte aber, es sey ihm unbekannt gewesen, daß dieses etwas Unrechtes sey. Als ihm aber die Bischöfe das Verwerfliche der Simonie erwiesen, da erklärte er sich selbst für unwürdig, die päpstliche Würde zu bekleiden und entsagte ihr. Heinrich III. ging nun mit allen Bischöfen und weltlichen Fürsten nach Rom, um daselbst die Kaiserkrönung zu empfangen. Dazu war aber vor allen Dingen eine neue Papstwahl nöthig. Heinrich überließ die Wahl den Römern, doch die erklärten, in Gegenwart des Königs stehe ihnen kein Wahlrecht zu, er möge selbst wählen; auch schworen die Römer, daß sie nie ohne seine Erlaubniß einen Papst wählen würden. Da sich unter der römischen Geistlichkeit keiner fand, der sein Amt nicht durch Simonie erkauft hätte, so ernannte Heinrich den Bischof Svidger von Bamberg zum Papst, der den Namen Clemens II. annahm und den König Heinrich zum Kaiser krönte. Daß die deutsche hohe Geistlichkeit, wie sehr auch im Ganzen über den Verfall der Kirchenzucht geklagt wurde, doch bei weitem sittlich höher stand, als die Geistlichkeit in andern Ländern, erhellet schon daraus, daß im Verlaufe von neun Jahren der Kaiser noch dreimal deutsche Bischöfe zu Päpsten ernannte, die alle den Ruhm frommer, tugendhafter und würdiger

Männer hatten. Clemens II. vereinigte sich mit dem Kaiser, die Simonie abzustellen, und belegte jeden, der eine Kirchenwürde kaufen oder die kirchliche Weihe für Geld ertheilen würde, mit dem Bann; wer aber von einem Simonisten, ohne sich selbst dieses Vergehens schuldig zu machen, die Weihe empfangen hatte, der mußte vierzig Tage Kirchenbuße thun.

Nachdem der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt war, versammelte er alle Bischöfe des Reiches um sich und machte ihnen schwere Vorwürfe wegen des Aemterverkaufes, ja er erklärte sogar, daß jeder, der sich der Simonie schuldig gemacht habe, sein kirchliches Amt verlieren solle. Da das die Bischöfe hörten, erschraken sie sehr, denn beinahe keiner unter ihnen wußte sich rein. Sie baten den Kaiser demüthig um Gnade und er ließ sich zur Nachsicht bewegen, doch gab er ihnen die Weisung, daß sie das, was sie auf unerlaubte Art empfangen hätten, gut anwenden und für die Seele seines Vaters beten möchten, der sich auch der Sünde des Aemterverkaufes schuldig gemacht habe. Er brachte darauf ein Gesetz in Vorschlag, daß von nun an jeder, der durch Bestechung ein Kirchenamt erwerben würde, es verlieren und mit dem Kirchenbanne belegt werden sollte. Papst Clemens II. starb noch in dem Jahre seiner Wahl, und da der Kaiser bei der Besetzung des päpstlichsten Stuhls auf das gewissenhafteste zu Werke gehen wollte, so verlangte er den Rath des Bischofs Wazo von Lüttich darüber. Dieser, ein streng tugendhafter Mann, aber auch ein heftiger Vertheidiger der kirchlichen Unabhängigkeit, die damals schon durch die Decretalen des falschen Isidor zur Sprache gebracht wurde, erklärte die Absetzung Gregor VI. für ungerecht und die Einmischung des Kaisers in die Papstwahl für unstatthaft. Ehe diese Erklärung aber zum Kaiser gelangte, hatte er

bereits den Bischof Poppo von Brixen zum Papst ernannt, der sich Damasus II. nannte, aber schon wenig Tage nach seiner Ankunft in Rom, wahrscheinlich an Gift, starb. Nun ernannte der Kaiser den Bischof Bruno von Toul zum Papst. Dieser nahm nach vielem Widerstreben die päpstliche Würde an. Er zog in einem Pilgergewande nach Rom, versammelte daselbst die Geistlichkeit und das Volk und erklärte, daß er nur gezwungen die schwere Bürde übernommen habe und mit dem Vorbehalt, wenn die Römer seine Wahl genehmigten, sonst würde er wieder in sein Vaterland zurückkehren. Nur als das Volk sich einstimmig zufrieden zeigte, bestieg er als Leo IX. den päpstlichen Stuhl, den er durch seine reine Tugend und durch seinen milden Charakter schmückte. Er war so mäßig, daß er allein von dem lebte, was er mitgebracht hatte und davon noch den Armen mittheilte. Er fand beinahe gar keine Einkünfte des päpstlichen Stuhles. Schon war er gesonnen, seine kostbaren Kirchengewänder zu verkaufen und in sein Vaterland zurückzukehren, da er nicht mehr wußte, wovon er leben sollte, da sandten ihm aber, von der Heiligkeit seines Lebens und von der Milde seines Charakters erbaut, die Beneventer reiche Geschenke. Er arbeitete unablässig an der Herstellung der Sittenreinheit der Geistlichen. Zu dem Zwecke that er große Reisen, kam zweimal nach Deutschland und hielt daselbst Kirchenversammlungen, dann auch noch zweimal nach Frankreich und andern Ländern. Er wollte sogar alle Weihen für ungiltig erklären, die von Simonisten ertheilt worden waren, doch da in dem Falle beinahe alle Geistlichen ihre Würden hätten aufgeben müssen, so sah er sich genöthigt, dieses Gesetz zu mildern.

Wenn aus dem Vorhergesagten schon erhellet, daß es in der deutschen Geistlichkeit während Kaiser Heinrichs III.

Regierung nicht an würdigen, tugendhaften Männern fehlte, so sind auch noch Viele zu nennen, die sich durch Gelehrsamkeit und andere Verdienste einen unsterblichen Namen gemacht haben. Diese waren alle durch den Kaiser zu ihren Aemtern befördert, oder wenn er sie schon in ihren Würden fand, von ihm hochgeehrt und in ihrem Streben, die Reinheit der Kirche und alles Gute und Nützliche zu befördern, unterstützt worden. Das that er unter andern bei dem frommen Guntram, Abt von St. Tron und dem Abte Poppo von Stablo und St. Maximin, die, nicht ohne große Mühe und Gefahr, in ihren Klöstern die verfallene Ordnung wieder herstellten. Den seiner Frömmigkeit und Beredsamkeit wegen hochberühmten Halinard erhob er zum Erzbischof von Lyon, obgleich dieser sich weigerte, ihm den Treueid zu leisten. Seinem Kapellan Anno gab er das Erzbisthum Köln. Auch dieser, obgleich nicht ohne manche Schwächen, war doch ein strengsittlich reiner Mann und eben so auch der von Heinrich III. zum Erzbischof von Bremen ernannte Adalbert, der sich um die Ausbreitung des Christenthums in den nordischen Ländern große Verdienste erwarb, die er indessen durch seine ungemessene Eitelkeit und Herrschsucht verdunkelte.

Um die Künste und Wissenschaften erwarb sich die deutsche Geistlichkeit unter Konrad II. und Heinrich III. unvergängliche Verdienste. Der Kapellan Konrad II., Wippo, hatte sich durch das Lesen der Alten gebildet. Er schrieb eine Geschichte Konrad II., die er Kaiser Heinrich III. widmete, den er auch zu einem Befehl aufforderte, daß die Kinder Begüterter in den Wissenschaften unterrichtet würden; auch der Abt Berno von Reichenau, die Bischöfe Altmann von Passau, Bruno von Würzburg und Gebhard von Salzburg machten sich durch ihre Ge-

lehrsamkeit berühmt. Sowohl der Kaiser als seine Gemahlin Agnes begünstigten die Wissenschaften und Künste auf alle mögliche Weise. Die Schulen der Klöster standen in großer Blüthe; sie waren nach hergebrachter Weise in die innern und äußern getheilt, die äußern für die Söhne des Adels und der Fürsten, die innern für diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande widmeten. Eine der berühmtesten Schulen jener Zeit war die zu Lüttich, die besonders der strenge Bischof Wazo in Aufnahme brachte und bei welcher auch der als Gelehrte und Musiker ausgezeichnete Franko, ein geborner Kölner, als Vorsteher stand; dann behauptete die Schule zu Fulda ihren alten Ruf und in ihr lebte der Bamberger Willram und der Schotte Marianus. Die in Paderborn vom Bischof Meinwerk gegründete Schule zeichnete sich nicht weniger durch berühmte Lehrer und Gelehrte aus, die aus ihr hervorgingen; berühmter aber, als alle seine Zeitgenossen durch seine Gelehrsamkeit war Hermann der Contracte, ein Sohn des Grafen Wohlfahrt, so benannt, weil er von Jugend auf an allen Gliedern so gelähmt war, daß er nur in einem Tragsessel, in welchem er mit Mühe und gekrümmt saß, von einem Orte zum andern bewegt werden konnte; selbst die Feder vermochte er nur mit Mühe zu führen. Er erhielt seinen Unterricht in der Schule zu St. Gallen, wo damals die griechischen und lateinischen Klassiker gelesen und gelehrt wurden. Notker Labeo übersetzte zu seiner Zeit die Psalmen ins Deutsche und erklärte die Logik des Aristoteles deutsch. Alle Erwachsene mußten in dem Kloster lateinisch sprechen und alle Aufsätze sogleich lateinisch niedergeschrieben werden. Die Astronomie wurde nach den Werken des Alexander, Higin und Aratus gelehrt. Von St. Gallen zog Hermann in das Kloster zu Reichenau, wo zu der Zeit der durch seine Kennt-

nisse in der Musik, Beredsamkeit und Geschichte glänzende Abt Berno lebte. Hermann beschäftigte sich hier mit der Geometrie, der Astronomie, der Chronologie, verfertigte Stundenuhren, auch musikalische und mechanische Instrumente, schrieb mehrere Geschichtswerke und auch seine berühmte bis auf uns gekommene Chronik. Er verfertigte lateinische Gedichte und setzte sie in Musik; auch des Arabischen war er kundig. Er besaß mit einem Wort eine für seine Zeit wunderbare Gelehrsamkeit und seine Thätigkeit war nicht weniger groß. Von Natur war seine Sprache so undeutlich, daß er nur mit Mühe sich verständlich machen konnte, doch war, was er sprach, so gehaltvoll, daß seine Schüler sich gern an seine Ausdrücke gewöhnten und von fernen Landen zu ihm kamen, um seinen Unterricht zu genießen. Dabei besaß er einen so gefälligen, liebenswürdigen Charakter, ertrug die Leiden seines Körpers mit einer solchen Geduld, daß er allgemein geliebt und verehrt wurde. Er hat eine Menge ausgezeichneter Gelehrten gebildet, unter ihnen Benno, nachmals Bischof von Osnabrück, der sich durch Anlegung mehrerer Schulen verdient machte und durch seinen Kunstsinn, wie durch sein Wissen einen großen Namen erwarb. Noch darf der vortreffliche Geschichtschreiber Lambert von Aschaffenburg, Mönch in dem Kloster Hersfeld, der, obwohl er später schrieb, doch unter Heinrich III. Regierung seine Bildung erhielt, nicht ungenannt bleiben; auch der Kardinal Benno und der Mönch Bruno, obwohl ersterem nicht gleichkommend an Bildung und Talent, verdienen als geachtete Geschichtschreiber jener Zeit der Erwähnung.

Zeichneten sich viele deutsche Bischöfe der Zeit durch ihre Gelehrsamkeit aus, so glänzten sie auch als Begünstiger der schönen Künste. Viele herrliche Kirchen, besonders am Rhein, in Mainz, Worms und Speier, letztere

doch durch Kaiser Konrad selbst, wurden zu jener Zeit von ihnen gegründet. Der Bischof Meinwerk zu Paderborn, der auch die Malerei und die Gießkunst empor brachte, ließ die Bartholomäuskapelle durch griechische Werkleute bauen. Der Abt Wino von Helmershausen bauete die Klosterkirche zu Bußdorf bei Paderborn genau nach dem Maße der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem. Die Musik war ein Hauptgegenstand des Unterrichtes in den Klöstern. Erzbischof Hermann von Bremen führte in den Klöstern seines Sprengels die verbesserte Lehrart der Musik, des Guido von Arezzo ein. Mit vieler Kunst wurden Kirchengewände von farbiger Seide, Gold und Silber verfertigt. Der Abt Rohing zu Fulda zeichnete sich in dieser Kunst aus. Der Bischof Elmhard von Freisingen schenkte dem Collegatstifte St. Andreas Gewänder von Gold und farbiger Seide, in welche die Bilder Christus, Davids und der Propheten gewirkt waren. Auch das Bildgießen, Treiben und Eingraben der edeln Metalle wurde mit großer Kunst betrieben und noch sind mehrere Kunstwerke der Art aus jener Zeit vorhanden. Erzbischof Adalbert von Bremen ließ durch italische Maler seine Kirchen mit Gemälden verzieren. Den Dom in Bremen ließ er von italischen Baukünstlern nach dem Muster der Domkirche zu Benevent mit großen Kosten erbauen. Die Mönche besaßen große Kunstfertigkeit im Stein= und Holzschneiden, im Malen und Schreiben. Sie schrieben auf Pergament und malten die Anfangsbuchstaben mit Gold, Purpur und andern Farben. Die Einbände der Handschriften wurden in getriebener Arbeit von Gold und Silber verfertigt und mit Elfenbein und Edelsteinen ausgelegt. So weit waren Kunst und Wissenschaft unter der kraftvollen Regierung der ersten fränkischen Kaiser allein durch die Geistlichen gediehen, denen daher

der Ausartung vieler ihrer Glieder ungeachtet eine große und vielseitige Bildung nicht abgesprochen werden kann. Dieses herrliche Gedeihen der Cultur ging aber in den Stürmen, die nach Heinrich III. Tode Deutschland durchtobten, beinahe völlig unter.

Hatte sich zwar durch des kraftvollen Kaisers Heinrich III. und der von ihm ernannten Päpste Bemühungen, die verfallene Kirchenzucht herzustellen, die Sittenlosigkeit der deutschen hohen Priesterschaft gemindert und saßen viele würdige, tugendhafte und einsichtsvolle Männer auf den deutschen Bischofsstühlen, so hatte das Uebel doch nicht von Grund aus vertilgt werden können. Der Ehrgeiz und die Habsucht der vornehmen Pfaffen waren zwar von ihm zu Boden gehalten, doch keineswegs ausgerottet worden, und als nach seinem frühen Tode die Zügel der Herrschaft in die Hand einer Frau, der Kaiserin Agnes, fielen, die im Namen ihres unmündigen Sohnes die Regierung führte, da erhielten jene verderblichen Leidenschaften wiederum freien Spielraum. Selbst die Besseren unter den hohen Geistlichen ließen sich davon hinreißen, da ihnen kaum noch eine andere Wahl blieb, als, ob sie Dränger oder Bedrängte, Räuber oder Beraubte seyn wollten und da gerade zu der Zeit der Kampf des Papstthums mit der weltlichen Macht begann und die Päpste alle, auch die schändlichsten Mittel, die Pfaffheit von den Laien unabhängig zu machen, gut hießen, so überließen sich die deutschen Kirchenfürsten einem verderblichen Streben nach Vergrößerung ihres Einflusses, ihrer Macht und ihrer Güter, worin ihre Sittlichkeit zu Grunde ging. Die Herrschsucht und der Ehrgeiz der deutschen hohen Priester hat das deutsche Reich unter Heinrich IV. Regierung ein halbes Jahrhundert hindurch auf das Entsetzlichste zerrüttet und mit Blut und Jammer erfüllt. Geistliche

waren es, die Hinterlist, Lüge, Verrath, Meineid, Mord und Brand übten und dazu aufmunterten, um eigene Pläne der Habsucht und des Ehrgeizes durchzusetzen oder die Zwecke des Kirchenoberhauptes zu befördern. Zur Ehre Gottes, zum Heil der Kirche, traten die Priester das Recht mit Füßen, sprachen allen Gesetzen der Sittlichkeit Hohn, ja zerrissen selbst die heiligen Bande der Natur und bewaffneten den Sohn gegen den Vater. In diesem heillosen Treiben gingen auch die Wissenschaften und Künste, die bereits so herrlich zu gedeihen angefangen hatten, zu Grunde. Die bischöflichen Pfalzen, meist glänzende Sitze der Gelehrsamkeit, waren in Waffenplätze verwandelt, die reichen Einkünfte der Domstifter, sonst zum Bau und Schmucke der Kirchen, auch wohl zum Prunke des bischöflichen Hofhalts verwendet, gingen nun zu Kriegsrüstungen auf, die Klöster wurden ausgeraubt, die Mönche verjagt und als endlich durch den Vertrag zu Worms 1122 der lange, jammervolle Streit ein Ende nahm, da waren Wissenschaften und Künste im traurigsten Verfall und die Priesterschaft, nunmehr größtentheils für den Krieg erzogen, mit wenigen Ausnahmen in ihrer Bildung um ein Jahrhundert zurückgeschritten. Aus der greuelvollen Geschichte des deutschen Pfaffenthums während Heinrich IV. Regierung mögen hier nur einige Thatsachen folgen, die besonders geeignet sind, das Thun und Treiben der damaligen hohen Geistlichkeit zu bezeichnen.

Die Kaiserin Agnes hatte, als sie die vormundschaftliche Regierung übernahm, den Bischof Heinrich von Augsburg zu ihrem Rath und Vertrauten gewählt. Dieser, zwar nicht ohne Kenntnisse und Klugheit, mißbrauchte die ihm anvertraute Macht und machte durch seinen Stolz und seine Herrschsucht sich und die Kaiserin bei den Großen des Reiches verhaßt. Seinen Uebermuth konnten ihm

die Erzbischöfe und Herzöge um so weniger verzeihen, als er im Range weit unter ihnen stand. Bei den verwickelten Angelegenheiten des Reiches in Hinsicht der Kirche und der Anforderungen mehrerer großen Reichsfürsten der Rechte wegen, die ihnen Heinrich III. entzogen hatte, konnte es an mancherlei Mißgriffen nicht fehlen, die von den unzufriedenen Großen benutzt wurden, die Regierung der Kaiserin und ihres Rathgebers als verderblich darzustellen. Sie regten das Volk gegen die Kaiserin auf, verbreiteten Verläumdungen, daß sie in einem unerlaubten Umgange mit dem Bischof lebte und brachten sie so um die Achtung und Anhänglichkeit des Volkes. Endlich stifteten sie eine Verschwörung, um die Kaiserin der Regierung zu berauben. Das Haupt der Verschwornen war der Erzbischof Anno von Köln. Dieser hochberühmte Kirchenfürst glänzte durch eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, besaß eine große Erfahrung in Staats- und Kirchengeschäften, führte einen unbescholtenen Lebenswandel und war auf eine mönchische Weise fromm. Bei diesen guten Eigenschaften, wegen deren er schon bei seinem Leben als ein Heiliger verehrt wurde, besaß er einen unbegrenzten geistlichen Stolz, eine ungemessene Herrschsucht und einen unbezähmbaren Zorn. Er verbündete sich mit dem Erzbischof Siegfried von Mainz, dem Herzoge Otto von Baiern, einem Vetter des jungen Königs, dem die Kaiserin das Herzogthum verliehen hatte und mit dem Grafen Eckbert von Braunschweig, auch einem Anverwandten des Kaiserhauses, und entwarf einen Plan, sich des jungen Königs mit Gewalt zu bemächtigen und der Kaiserin die Regierung zu entreißen. Um diesen Plan gelingen zu machen, verletzten die Verschworenen die Achtung und den Gehorsam gegen die Kaiserin, brachten die öffentlichen Angelegenheiten in Verwirrung, damit eine Aenderung

der Regierung für nöthig gehalten würde und sodann schritten sie zur Ausführung.

Die Kaiserin feierte das Pfingstfest auf der Insel Kaiserswerth im Rheine. Daselbst fanden sich auch die Verschwornen ein. Als der junge König nach dem Mahle sehr heiter geworden war, schlug ihm der Erzbischof Anno vor, ein Schiff zu besehen, welches er mit besonderer Kunst habe einrichten lassen. Leicht war der königliche Knabe dazu beredet; kaum hatte er das Schiff bestiegen, als die Verschwornen es sogleich mitten in den Strom rudern ließen. Der junge König fürchtete einen Anschlag auf sein Leben und sprang in den Fluß. Er würde darin umgekommen seyn, wenn ihn nicht der Graf Eckbert mit eigener Lebensgefahr gerettet und in das Schiff zurückgebracht hätte. Die Verschwornen suchten ihn durch Schmeicheleien zu beruhigen und brachten ihn nach Köln. Das bei Kaiserswerth versammelte Volk, welches diese Entführung mit ansah, verfolgte die Verschwornen mit Scheltworten und bezeigte seinen Unwillen über diesen schmählichen Verrath.

Bald wurden die Verschwornen inne, wie gefährlich ihnen ihr frevelhaftes Unternehmen werden könne. Das Volk murrte laut und aller Haß wendete sich gegen Erzbischof Anno, als den Haupturheber dieser Verschwörung; auch viele Fürsten zeigten sich unwillig darüber, daß der König in den Händen des Erzbischofs von Köln war. Um sie zu beruhigen machte er mehrern von ihnen, unter andern den Bischöfen von Freisingen und Halberstadt, den Erzbischöfen von Magdeburg und Salzburg und dem Herzog Ordulf von Sachsen beträchtliche Vergebungen von Reichsgütern, dem Bischof Günther von Bamberg, welcher überdem sich vor Kurzem gegen die Kaiserin, die ihn mit Wohlthaten überhäuft, empört hatte, gab er Forch-

heim und 36 Dörfer und Ortschaften, die ihm Kaiser Heinrich III. entrissen hatte, zurück. Natürlich vergaßen die Verschwornen nicht, sich selbst einträglicher Reichsgüter zu bemächtigen, dadurch aber erregten sie den Neid der übrigen. Um den Verdacht des Eigennutzes von sich abzuwälzen, setzte Anno fest, daß derjenige Bischof, in dessen Sprengel sich der König aufhalten würde, stets das Haupt der Reichsregierung seyn sollte; indessen wußte er es so einzurichten, daß der König stets unter seiner oder des Mainzer Erzbischofes Aufsicht blieb.

König Heinrich haßte den Erzbischof Anno als seinen Entführer unversöhnlich. Dieser sah ein, daß weder er, noch der Erzbischof von Mainz sich an der Spitze der Regierung würde behaupten können, daher bemühete er sich um einen Gehilfen, der Klugheit und Ansehen genug besäße, um gemeinschaftlich mit ihm die Staatsgeschäfte zu lenken. Er glaubte einen solchen in dem Erzbischof Albrecht von Bremen gefunden zu haben, einen Mann von vornehmer Geburt, der schon an dem Hofe Kaiser Heinrich III. großen Einfluß gehabt und tiefe Einsichten in Staatsgeschäften bewiesen hatte. Ihn überhäufte Anno mit Geschenken und Reichsgütern und ließ ihn Theil an der Regierung des Reiches nehmen.

Albrecht, ein Bruder des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, hatte eine für sein Zeitalter ganz ungewöhnlich hohe wissenschaftliche Bildung, ausgebreitete Kenntnisse von Staats- und Kirchensachen, großen Scharfsinn, eine glänzende Beredsamkeit, besaß eine vorzügliche Schönheit des Körpers, milde Sitten, war dabei keusch und mäßig und unermüdet thätig zur Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden in den nordischen Ländern. Alle diese herrlichen Eigenschaften, wozu noch eine ganz ungemeine Freigebigkeit gegen die Armen und

ein Eifer für die Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung und würdige Feier des Gottesdienstes kam, wurden durch eine ganz unbegrenzte Eitelkeit und durch eine unversöhnliche Rachsucht verdunkelt. Er hatte den Plan, die Zahl der unter ihm stehenden Bisthümer bis auf zwölf zu vermehren und sich zum Patriarchen der nordischen Länder zu erheben. Zur Ausführung dieses Planes konnte ihm die Theilnahme an der Regierung des Staates vor Allem förderlich seyn, daher ergriff er mit Begierde Anno's Vorschlag und bald hatte er sich den größten Theil der Gewalt angeeignet.

Erzbischof Albrecht gewann die Gunst des königlichen Knaben, indem er alle seine Wünsche erfüllte, ihm alle Fehler nachsah und ihm auch seinen Jugendgespielen, den Grafen Werner, einen zügellosen Jüngling, ließ. Albrecht, der selbst die Pracht liebte, richtete dem Könige einen glänzenden Hofhalt ein und veranstaltete rauschende Feste und Vergnügungen. Zu den Kosten schonte er selbst die Einkünfte seines eigenen Stiftes nicht. Um sich den Fürsten geneigt zu machen und ihren Neid auf seine Macht zu beschwichtigen, suchte er ihre Habsucht auf Kosten des Reiches zu befriedigen. Dazu verwandte er besonders die reichen königlichen Abteien. Der Erzbischof Siegfried von Mainz erhielt außer andern Reichsgütern die Abtei Seligenstadt, der Erzbischof Anno von Köln, der sich schon den neunten Theil des königlichen Schatzes hatte schenken lassen, bekam die Abteien Malmedy und Cornelis-Münster; der Herzog Otto von Baiern die Abtei Kempten, obgleich diese reichsfrei war. Dem Herzog Ordulf von Sachsen wurde das Schloß Ratzeburg, dem Günstlinge des Königes, Grafen Werner, das Dorf Kirchberg gegeben, obgleich es zur Abtei Hersfeld gehörte. Der Bischof von Speyer erhielt zwei Abteien, auch die übrigen Erzbischöfe und

Bischöfe wurden mit vielen Klöstern, Gütern und Vorrechten begabt. Daß Erzbischof Albrecht nicht leer ausging, ist wohl natürlich. Die Menge der Güter und Einkünfte, die er empfing, hier aufzuzählen, wäre zu weitläufig; außerdem schenkte ihn der König noch viele goldene und silberne Geräthe zum Schmuck seiner Kirche, kostbare Gewänder, ein Psalterium mit goldenen Buchstaben von unschätzbarem Werth u. a.

Erzbischof Anno hatte den Erzbischof Albrecht nur deßhalb an der Regierung des Reiches Theil nehmen lassen, um von ihm unterstützt sein Ansehen zu behaupten, doch Albrecht wußte sich bald einen so überwiegenden Einfluß auf die Reichsangelegenheiten zu verschaffen, daß Anno beinahe gar nichts mehr galt. Zwar unterließ Albrecht nicht, den Anno von Zeit zu Zeit durch Schenkungen zu beschwichtigen, doch hielt er sich, da er in der Gunst des Königs stand, für so sicher, daß er durch seinen Uebermuth viele Fürsten gegen sich aufbrachte. Er fußte um so mehr auf die königliche Gunst, da Anno stets mehr für die Kirche, als für den Staat gesorgt hatte, er dagegen unablässig für die Erhaltung und Vermehrung der königlichen Macht thätig war.

Anno hatte seinen Einfluß benutzt, um seinen Verwandten und Anhängern hohe Kirchenwürden zu verschaffen; dem freien Wahlrecht zuwider erhob er seinen Bruder Wetzel zum Erzbischof von Magdeburg, seinen Neffen Burkhard zum Bischof von Hildesheim, seine Freunde Eilbert und Wilhelm zu Bischöfen von Minden und Utrecht. Albrecht dachte aber zu großartig, um seine Verwandten auf Kosten des Reiches zu begünstigen. Er wollte, daß die, denen er Wohlthaten erzeigte, sie nur ihm allein verdanken sollten und daher bereicherte er seine Anhänger und Verwandten nur aus seinem eigenen Vermögen;

deßhalb spottete er auch öffentlich über den Geiz und die Habsucht derer, die fremdes Gut an sich rissen und erklärte dieses für eine Gemeinheit, deren sich nur Niedriggeborne schuldig machen könnten. Damit meinte er aber besonders den Erzbischof Anno, der aus geringem Stamme geboren war. Er zeigte sich allerdings auf eine großartige Weise freigebig. Die Güter, die ihm der König geschenkt hatte, ertheilte er Andern zu Lehn und gab auch viele eigene Grundstücke seines Erzstiftes dazu, da er durch die Menge und das Ansehen seiner Lehnsträger zu glänzen wünschte. Seitdem er zur Reichsregierung gelangt war, strebte er sich durch Glanz und die äußern Zeichen der Hoheit auszuzeichnen. Früher hatte er Kirchen und Klöster gebaut und ausgeschmückt, jetzt baute er feste Schlösser, auf unfruchtbarem Boden ließ er Gärten und Weinberge anlegen, nicht sowohl des Nutzens wegen, als nur um durch das Ungewöhnliche in Erstaunen zu setzen. Bei seinen vielen und großen Eigenschaften mangelte ihm die so nöthige Selbstbeherrschung und in allen Dingen überschritt er das richtige Maß. Gerieth er in Zorn, so schlug er mit eigener Hand sogar geweihte Priester bis aufs Blut, wurde er durch die Noth eines Dürftigen zum Mitleid gerührt, so schenkte er oft 100 Pfund Silber auf einmal. Da ihn jede Wahrheit und jeder Widerspruch verletzte, so zogen sich alle freimüthigen und aufrichtigen Männer von ihm zurück; nur Schmeichler, Quacksalber, Astrologen und Taschenspieler hatten noch zuletzt Zutritt bei ihm. Ihnen glaubte er alles und ließ sich seiner sonstigen Klugheit ungeachtet von ihren Gaukeleien bethören, besonders genoß ein getaufter Jude aus Griechenland sein Vertrauen und wurde von ihm besonders hochgehalten, weil er sich rühmte, aus Kupfer Gold machen zu können. Während dieser und andere Betrüger, die ihm weissagten, daß er

Papst werden würde, stets freien Zutritt bei ihm hatten, mußten oft Gesandte mächtiger Fürsten Wochen lang vergeblich auf Gehör bei ihm warten. Seine prachtvolle Hofhaltung und seine Verschwendung zwangen ihn, nachdem die Einkünfte der königlichen Güter und auch die Schätze des Stiftes erschöpft waren, zu unwürdigen Mitteln, Geld zu schaffen, seine Zuflucht zu nehmen. Erst drückte er seine Stiftsunterthanen mit unerschwinglichen Abgaben, dann aber verkaufte er auch Bisthümer und Abteien und alle Staats- und Kirchenämter. Die Einnahme davon theilte er mit dem Grafen Werner, dem Günstlinge des Königs. Bald kam es dahin, daß kein Amt anders als für Geld ertheilt wurde. Er schaltete nun weit ärger, als zuvor Anno mit dem Reichsgut und um so ungehinderter darüber verfügen zu können, ließ er um Ostern des Jahres 1065 den jungen König für mündig erklären, da er dessen Einwilligung zu Allem, was er anzuordnen für nöthig fand, gewiß war. Um die Mittel zu seiner Verschwendung zu erhalten, wollte er sich die reichen Abteien Lorsch und Corvey von dem Könige schenken lassen. Er suchte vor Allem dem Abt von Lorsch Fallen zu legen, um einen Vorwand zu finden, ihm die Abtei zu entreißen, doch der Abt benahm sich mit solcher Klugheit, daß er nicht an ihn kommen konnte. Endlich ertheilte der König ohne allen weitern Vorwand dem Erzbischof die Abtei, doch nun vereinigten sich die zahlreichen Lehnsleute des Abtes zu seiner Vertheidigung und brachten eine solche Streitmacht zusammen, daß der König und der Erzbischof es nicht wagen durften, ihm die Abtei zu nehmen. Den Abt von Corvey ernannte der König zum Bischof von Pola in Istrien, um ihn nur fortzulocken, denn der Bischof lebte noch, doch der Herzog Otto von Baiern entdeckte den Betrug und schützte den Abt im

Besitze seiner Abtei. Andere Aebte waren nicht so glücklich, sich in dem Besitz ihrer Pfründen behaupten zu können und wer sein Amt behalten wollte, der sah sich genöthigt, durch große Geldgeschenke die Habsucht der königlichen Günstlinge zu befriedigen. Als der Bischof Günther von Bamberg gestorben war, begab sich sein Haushofmeister an dem königlichen Hof und erkaufte sich das Bisthum.

Nachdem Albrecht durch ein solches Verfahren sich die allgemeine Verachtung zugezogen und auch gerechten Anlaß zu Beschwerden gegeben hatte, entspann sich eine Verschwörung gegen ihn, an deren Spitze abermals der Erzbischof Anno stand und an welcher Erzbischof Siegfried von Mainz, die Herzöge Rudolf von Schwaben, Otto von Baiern und Gottfried von Lothringen Theil nahmen. Die Verschwornen veranlaßten es, daß ein Reichstag zu Tribur am Rhein gehalten wurde, um den Erzbischof Albrecht so weit als möglich von seinem Stifte zu entfernen. In Tribur forderten die Fürsten von dem Könige, er möchte entweder der Krone entsagen oder den Erzbischof von der Reichsregierung und von dem Hofe entfernen. Der König gab, erschrocken über diese Forderung, keine bestimmte Antwort, der Erzbischof rieth ihm aber, in der Nacht mit den Reichsinsignien heimlich zu entfliehen und sich nach Sachsen zu begeben. Die Verschworenen erhielten indeß Kunde von diesem Anschlage, bewachten den Palast und vereitelten die Flucht. Der König mußte den Erzbischof entlassen, dessen Besitzungen nun von allen Seiten angefallen und so völlig verheert wurden, daß er nicht so viel übrig behielt, um standesmäßig leben zu können, sondern seinen Unterhalt aus den Klöstern seines Stiftes entnehmen mußte.

König Heinrich IV. war von der Natur mit großen

Fähigkeiten ausgestattet und hätte unter besserer Leitung einer der würdigsten Fürsten werden können. Daß er seine ausgezeichneten Gaben nur mißbrauchte, daß er bei so vielem Anspruch auf Glück und Größe das schwerste Unglück und die tiefsten Erniedrigungen, die je ein Fürst erfahren, erdulden mußte, das alles verdankte er nur allein der vornehmen Geistlichkeit seines Reiches. Durch sie wurde in seiner frühesten Jugend seine Erziehung vernachläßigt und nachdem er schon in seinem frühen Knabenalter verzogen worden war, weckte Anno's tyrannische Strenge seinen Eigensinn und seine Rachsucht; dann verdarb ihn Albrechts Nachsicht und Schmeichelei vollends. Der letztere, der ihn zu vielen Willkührhandlungen veranlaßte, verfeindete ihn überdem mit allen sächsischen Fürsten. Schon das Beispiel der hohen Priester, die in seinem Namen die Regierung führten, mußte einen verderblichen Eindruck auf sein Gemüth machen. Er konnte die Religion unmöglich achten, deren vornehmste Diener und Verkündiger durch schändlichen Verrath ihn seiner Mutter geraubt hatten, die sich auf die ungerechteste Art mit den Gütern des Reiches durch den Verkauf von Aemtern und Würden bereicherten, die sich ihres Einflusses bedienten, um ihre Verwandten und Anhänger zu erheben, die die königliche Gewalt mißbrauchten, um sich an ihren Feinden zu rächen. Er mußte ja allen Glauben an Tugend und Menschenwürde verlieren, wenn er das unredliche Benehmen der so hoch gestellten und im Rufe der Heiligkeit stehenden geistlichen Fürsten sah.

Nach der Entfernung Erzbischof Albrecht's vom Hofe bemächtigte sich Erzbischof Anno wieder alles Einflusses, den ihm der König um so mehr überlassen mußte, da er außerdem dem mit ihm entzweiten mächtigen Fürsten nicht gewachsen wäre. Kaum hatte Anno wieder die Gewalt

in Händen, als er seinen Neffen Konrad zum Erzbischof von Trier ernannte und Anstalten traf, ihn mit Gewalt einsetzen zu lassen. Die Geistlichkeit und das Volk waren über die Beeinträchtigung ihres Wahlrechts höchst erbittert und beschlossen, sich dafür zu rächen. Als der neue Erzbischof in Begleitung des Bischofs von Speier mit einem glänzenden Gefolge bis Bittburg gekommen war, um am folgenden Tage seinen feierlichen Einzug in Trier zu halten, da überfiel der Vogt des Erzstiftes, Graf Dietrich, mit seinen Kriegern die Prälaten, hieb ihr Gefolge nieder, plünderte die Schätze des Erzbischofs und nahm ihn gefangen. Der Bischof von Speier, der sich hinter den Altar der Kirche geflüchtet hatte, wurde geprügelt, aus der Kirche geworfen und mußte nur halb bekleidet und mit bloßen Füßen auf einem schlechten Pferde entfliehen. Der gefangene Erzbischof wurde in Fesseln gelegt, aufs Schrecklichste mißhandelt und endlich von dem Grafen vier Rittern übergeben, ihn zu ermorden. Diese stürzten ihn mehrmals vom Felsen herab, ohne ihn tödten zu können, endlich brachte ihn einer mit dem Schwerte um. Die Mörder blieben unbestraft.

Größeres Unheil richtete jedoch Anno dadurch an, daß er den König nöthigte, sich mit der Prinzessin Bertha, des Markgrafen Otto von Susa Tochter, mit der er noch als Kind verlobt war, zu vermählen. Der König faßte einen Widerwillen gegen die ihm aufgedrungene Gemahlin, verließ sie gleich nach vollbrachter Trauung, ohne sie zu berühren und überließ sich nun jugendlichen Ausschweifungen. Stets dachte er nur darauf, das ihm verhaßte Eheband zu lösen und der habsüchtige Erzbischof Siegfried von Mainz verhieß ihm die Trennung der Ehe zu bewirken, wenn ihm der König dafür zu dem Zehnten von Thüringen verhelfen wolle. Zu diesem Zehnten hatte das

Erzstift Mainz kein Recht, doch hatte sich während Heinrichs Minderjährigkeit Siegfrieds Vorfahrer einen Schenkungsbrief darauf zu erlisten gewußt. Heinrich unterstützte nun die Forderung Siegfrieds und verfeindete sich dadurch mit allen thüringischen Großen. Siegfried konnte, weil der Papst entschieden dagegen war, die Ehescheidung des Königs nicht bewirken, dennoch wollte er von seiner Forderung nicht abstehen und als der König ihm nicht dazu verhelfen konnte, so wurde er dessen erbittertster Gegner und zettelte die gefährlichsten Verschwörungen gegen ihn an.

Es würde zu weitläufig seyn, aller Verräthereien, Empörungen und Angriffe der deutschen hohen Geistlichkeit gegen Kaiser Heinrich IV. zu erwähnen. Seine ganze funfzigjährige Regierung verfloß unter Aufruhr und Blutvergießen. 62 Schlachten mußte Kaiser Heinrich liefern und bei jeder kämpften Pfaffen unter seinen Gegnern. Die vielen Gegenkönige, die wider ihn aufstanden, wurden stets von den Bischöfen unterstützt, die sogar seinen eigenen Sohn gegen ihn aufwiegelten. Als es endlich so weit durch Anstiften der rachsüchtigen Pfaffen gekommen war, daß der Sohn seinen eigenen Vater durch Hinterlist gefangen nahm, da wurde der Bischof Gebhard von Speier sein Gefangenwärter und zeigte eine recht teuflische Freude daran, den unglücklichen Kaiser zu erniedrigen und zu quälen. Er ließ es ihm sogar an Lebensmitteln fehlen, verweigerte ihm das Baden, das Scheeren des Bartes und selbst den Zutritt eines Geistlichen, mit dem er seine Andacht verrichten wollte. Als sich endlich der von den Pfaffen mit dem Tode bedrohte Kaiser zur Entsagung seiner Krone verstand und nur um Sicherheit seines Lebens und Lösung des Bannes bat, da wurde ihm selbst dieses verweigert und er, obgleich er alles aufgeopfert hatte, den-

noch angewiesen, nach Rom zu gehen, wenn er des Bannes ledig seyn wolle. Ja noch über das Grab hinaus verfolgte ihn der Haß der Pfaffen, die ihn doch selbst auf Abwege geleitet hatten, denn nicht eine Ruhestätte vergönnten sie seinen Gebeinen. Der würdige Bischof Albert von Lüttich, in dessen Gebiet der Kaiser gestorben war, hatte seinen Leichnam mit kaiserlichen Ehren in der Kirche des heil. Lambert beisetzen lassen. Die Bischöfe aber, die dem empörerischen Sohne anhingen, zwangen den Bischof Albert, die Leiche auszugraben und an einen ungeweihten Ort hinzustellen. Der Leichnam wurde nun nach Speier gebracht und Volk und Geistlichkeit setzten sie daselbst mit kirchlichen Ehren im Dome bei; doch der Bischof untersagte den Gottesdienst, legte den Theilnehmern am Leichenbegängniß Kirchenbuße auf und ließ den Sarg in eine ungeweihte Kapelle stellen. Daselbst stand er noch fünf Jahre, bis ihm endlich der unnatürliche Sohn denn doch die Beisetzung in das kaiserliche Grabgewölbe zugestand.

VII. Wallfahrt deutscher Bischöfe nach dem heiligen Grabe.

Nachdem gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts sich der Glaube verbreitet hatte, daß tausend Jahr nach Christi Geburt der Weltheiland wiederkehren und in Palästina Gericht halten werde über die Lebendigen und die Todten, war es Sitte geworden, nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten und daselbst durch Andachtsübungen begangene Missethaten abzubüßen. Die Wanderungslust währete fort, auch nachdem sich die Furcht vor dem jüngsten Tage verloren hatte, denn wer das heilige Grab besucht hatte, wurde bei seiner Rückkehr in seinem Vaterlande als ein Heiliger, wenigstens als ein hocherfahrener Mann geehrt. Die Sucht, Abenteuer zu bestehen, mochte freilich auch oft ein Antrieb zu den Pilgerfahrten nach Palästina seyn. Wenigstens war es nicht Andacht und Gottesfurcht, wodurch zuerst einige deutsche Bischöfe bewogen wurden, eine solche Wallfahrt zu unternehmen. Im Jahre 1065 zogen der Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht nach Jerusalem. Keiner von allen diesen zeichnete sich besonders durch Frömmigkeit aus; Siegfried von Mainz war im Gegentheil ein durchaus schlechter und niedrigdenkender Mann; auch machten sie ihre Reise nicht demüthig nach frommer Pilgerart, sondern im Gegentheil zogen sie in beinahe königlichem Glanze, mit einem Gefolge von 7000 Mann

begleitet, einher. Alle Bequemlichkeit und alle Pracht, die zu damaliger Zeit an Fürstenhöfen gesehen wurde, zeigten sie auf ihrem Wege durch Ungarn nach Jerusalem. Wo sie in eine Herberge einkehrten, da ließen sie die Zimmer mit kostbaren Teppichen ausschmücken, alles Geräthe, dessen sie sich bedienten, bestand aus Gold oder Silber. Sie selbst und ihr Gefolge waren aufs herrlichste geschmückt. Ihre Reise machte ein großes Aufsehen und nah und fern wurde davon gesprochen. Auf ihrem Wege lief das Volk in großer Menge zusammen, um den prächtigen Zug zu schauen. Mehr noch aber, als der fürstliche Prunk, setzte die wundervolle Schönheit des Bischofs Günther in Erstaunen. Sobald die Reisenden in eine Herberge kamen, drängte sich das Volk herbei, um den schönen Priester zu sehen und die andern Bischöfe mußten ihn bitten, hinauszugehen und sich dem Volke zu zeigen, damit sie in ihrer Herberge unbeunruhigt blieben. Der große Reichthum, den diese Wallfahrer zeigten, reizte die Raubsucht der in Syrien herumziehenden arabischen Horden. Zwar hatten sie sich der Freundschaft des Statthalters von Ramla versichert, allein er war nicht vermögend, sie gegen die unabhängigen Emire zu schützen. Ein solcher überfiel sie unvermuthet mit einer großen Uebermacht am Tage vor dem Osterfeste. Zwar setzten sie sich tapfer zur Wehr, aber nachdem in einem mehrstündigen harten Gefechte viele der Ihrigen getödtet waren, sahen sie sich genöthiget, in ein verfallenes Karavanserei zurückzuziehen. Hier wurden sie aufs neue angegriffen, doch vertheidigten sie sich mit solcher Tapferkeit, daß die Araber genöthigt waren, sie förmlich zu belagern. Endlich nöthigte sie nach drei Tagen der Hunger und Durst, den Arabern einen Vergleich vorzuschlagen. Sie erboten sich, alle ihre Schätze auszuliefern und bedungen sich nur Freiheit und sicheres

Geleit bis nach Jerusalem aus. Der Emir bestand aber auf die Uebergabe ohne alle Bedingungen und als er mit 16 Mann in das Haus gelassen wurde, da warf er seine Feldbinde um den Hals des Bischof von Bamberg, zum Zeichen, daß er sein Gefangener sey und sagte, er wolle den schönen Bischof als einen Hund vor der Thür aufhängen und sein Blut trinken. Der Bischof aber ergriff ihn und warf ihn zu Boden. Nun eilten auch die übrigen herbei, legten den Emir und seine Begleiter in Ketten und erneuerten den Kampf mit den Arabern. Als diese mit verdoppelter Wuth das Haus angriffen, da stellten die Pilger die arabischen Gefangenen auf die Mauer dahin, wo die mehresten Pfeile fielen und neben jedem Gefangenen einen Mann mit gezogenem Schwerte, der da drohen mußte, ihm den Kopf abzuschlagen, wenn noch länger geschossen würde. Der Sohn des Emirs hielt nun die Araber vom Schießen zurück, um seinen Vater zu retten und bald darauf erschien der Statthalter von Ramla, bei dessen Ankunft die Araber entflohen. Der Statthalter war hocherfreut, den Emir in seine Hände zu bekommen. Er führte die Pilger sicher nach Jerusalem und von da bis ans Meer; doch von den 7000 Pilgern sahen nur 2000 ihr Vaterland wieder, auch der schöne Bischof Günther starb auf dem Rückwege in Ungarn.

VIII. Der heilige Anno und die Bürger zu Köln.

Als im Jahre 1074 Erzbischof Anno das Osterfest in Köln feierte und der Bischof Friedrich von Münster bei ihm zum Besuche war, da sandte er, als der Bischof abreisen wollte, seine Diener an den Rhein, um ein Schiff zur Reise einrichten zu lassen. Die Diener nahmen das Schiff eines reichen Kaufmanns in Beschlag und geboten, die darin geladenen Waaren herauszuwerfen; die Schiffer aber weigerten sich dessen und der Sohn des Kaufmanns, ein kühner, aber seiner Freundlichkeit wegen allgemein beliebter junger Mann, rief sogleich seine zahlreichen Freunde zu Hilfe, vertrieb die erzbischöflichen Diener und auch den Stadtvogt, der den Befehl des Erzbischofs vollziehen lassen wollte. Diese riefen wieder Söldlinge herbei und es wäre zu blutigen Auftritten gekommen, wenn nicht der Erzbischof bei Strafe des Bannes Frieden geboten hätte.

Der heilige Anno besaß einen viel zu heftigen Charakter, als daß er den Kölnern die Verweigerung des Schiffes so ruhig hätte hingehen lassen sollen. Zum nächsten Georgentage kam er wieder nach Köln, bestieg die Kanzel, eiferte aufs heftigste gegen die Laster des Volkes und erklärte die Stadt für eine Beute des Teufels, wenn die Bürger nicht Buße thun würden. Der Kaufmannssohn, der diese Predigt mit angehört hatte, war darüber aufs höchste erbittert worden. Er lief mit seinen Freunden durch die Stadt, reizte das Volk zum Aufruhr auf,

nannte den Bischof einen stolzen und gewaltthätigen Pfaffen, der nach dem Eigenthum der Bürger trachte und die Stadt unterdrücken wolle, erinnerte an das Beispiel der Bürger zu Worms, die weder so reich noch so mächtig wie die Kölner, doch ihren Bischof, der sich gegen den Kaiser empört, vertrieben hätten und mahnten die Kölner an, ein Gleiches zu thun. Die jungen Leute, die in Wohlleben und Frieden aufgewachsen, die Gefahren des Krieges nicht kannten, beim Wein und bei Festmahlen aber gern von Waffenthaten schwatzten, waren leicht zu einem Aufstande bewogen. Sie versammelten sich bewaffnet auf den Straßen und Plätzen und als ihrer eine große Menge beisammen war, da stürmten sie auf des Erzbischofs Palast los, in welchem derselbe eben mit seinem Freunde, dem Bischofe von Münster, an der Abendtafel saß. Die Kölner griffen mit einem gräßlichen Geschrei den Bischofshof an, schlugen die Fenster ein und warfen Steine und Pfeile in die Zimmer. Die Diener des Erzbischofs wurden theils ermordet, theils zurückgeschlagen. Als es so weit gekommen war, verschwand der junge Kaufmann, der die übrigen zum Sturm aufgewiegelt hatte, daher denn auch die Sage ging, daß der Teufel selbst in seine Gestalt gehüllt das Volk zu dem Frevel angereizt habe.

Während dem die Kölner den Palast stürmten, brachten die Dienstleute des Erzbischofes die beiden Prälaten durch einen geheimen Ausgang nach der Domkirche und verrammelten alle Thüren mit Riegeln und Balken. Bald darauf gelang es der wüthenden Menge, das Thor des Bischofshofes zu sprengen. Alle Thüren wurden eingerannt, die Schätze und Geräthe geraubt; einige aus dem rasenden Haufen zerschlugen allen Hausrath, andere erbrachen den Keller, schlugen die Fässer auf und ließen den

Wein auslaufen, der in solcher Menge umherfloß, daß mehrere darin ertranken. Einer von der Dienerschaft, der sich aus Furcht versteckt hatte, wurde für den Erzbischof gehalten und sogleich mit großem Frohlocken ermordet; als aber der Irthum entdeckt ward und die Kunde erscholl, daß Anno in den Dom geflüchtet sey, da eilten die erbitterten Aufrührer sogleich dahin, umgaben die Kirche von allen Seiten und drohten sie zu stürmen oder anzuzünden, wenn der Erzbischof ihnen nicht ausgeliefert würde.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen und Anno benutzte die Dunkelheit, um in weltlichen Kleidern verhüllt sich zu retten. Er entkam unerkannt aus der Kirche nach einem Hause eines Domherrn, dem er kurz zuvor die Erlaubniß ertheilt hatte, eine Thüre durch die Stadtmauer zu brechen. Durch diese entschlüpfte er der Rache seiner Feinde. Er fand den Bischof von Münster und seine Diener mit Pferden seiner wartend und floh sogleich nach Neuß. Die Kölner fuhren indeß fort, die Kirche zu bestürmen, versuchten es, die Thüren mit Mauerbrecher zu sprengen und schwuren, der Erzbischof sollte ihnen nicht entgehen und wenn er sich so klein wie einen Wurm machen könnte. Die erzbischöflichen Diener versicherten aber, daß sie den Erzbischof selbst aufsuchten und sobald sie ihn gefunden haben würden, ausliefern wollten. Dadurch hielten sie die Stürmenden so lange auf, bis sie den Erzbischof in Sicherheit glaubten. Da öffneten sie die Thüren und ließen das Volk selbst suchen, doch sagten sie, alle Mühe würde vergebens seyn, da sie gehöret hätten, der Erzbischof sey schon bei Tage entflohen und wahrscheinlich würde er nun die Landleute aufbieten, um die Stadt zu überfallen. Da nunmehr alles Suchen vergebens war, dachten die Empörer an die Vertheidigung

der Stadt, schlossen die Thore und besetzten die Thürme und Mauern. Ihr Groll gegen den Erzbischof war aber noch so groß, daß sie einen Mann, der ihm ähnlich sah, vor dem Stadtthore aufknüpften und ein Weib, die sie beschuldigten, Zauberei getrieben zu haben, von der Stadtmauer herabstürzten. Auch wollten sie die Aebtissin eines Klosters, die eine Anverwandte Anno's war, ermorden und nur mit Mühe entging diese dem Tode und ihr Kloster der Plünderung. Um ihren Frevel zu beschönigen und sich Straflosigkeit zuzusichern, sandten die Aufrührer Boten an den König Heinrich IV., der gerade mit dem Erzbischof in Zwiespalt lag, ließen ihm melden, was, wie sie sagten, zu seiner Ehre in Köln geschehen sey und ihn auffordern, die Stadt zu besetzen.

Unterdeß hatte sich schnell im Lande die Kunde verbreitet, daß die Kölner ihren Erzbischof vertrieben hätten. Anno wurde seiner Frömmigkeit, Freigebigkeit und Gerechtigkeit wegen für einen Heiligen gehalten, daher zeigte sich das Volk höchst erbittert über die Mißhandlung des hochverehrten Oberhirten und jedermann betheuerte, daß die Schmach des Erzbischofs gerächt werden müsse, da es besser sey, zu sterben, als solchen Frevel zu dulden. Schnell versammelten sich die Lehnsträger des Stiftes, Jeder, der die Waffen tragen konnte, wurde aufgeboten. In Kurzem waren viele tausend Mann Bewaffneter beisammen und diese forderten den Erzbischof mit Ungestüm auf, sich an ihre Spitze zu stellen und gegen die aufrührerische Stadt zu ziehen und sie, falls sie sich weigern sollte, ihm Genugthuung zu geben, in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Anno gab diesem Begehren nach und zog mit den streitlustigen Schaaren gegen Köln. Als die Bürger diese große Kriegsschaar wohlbewaffnet herannahen

sahen, da entsank ihnen der Muth und sie dachten an Unterwerfung. Sie sandten Abgeordnete an den Erzbischof, bekannten sich schuldig und ließen um Schonung und Frieden bitten, wobei sie sich zu jeder Buße bereit erklärten, wenn ihnen nur das Leben geschenkt würde. Der Erzbischof antwortete, daß er den Büßenden und Bereuenden die Verzeihung nicht versagen werde. Als er darauf zu St. Gereon, welches damals noch außerhalb der Stadtmauer lag, ein Hochamt gehalten hatte, da forderte er alle diejenigen, die ihn vertrieben, gemordet oder geraubt hatten, auf, Kirchenbuße zu thun. Dieser Aufforderung zufolge erschienen die Schuldigen mit bloßen Füßen und in härnen Bußkleidern, um sich dem Ausspruche des Erzbischofes zu unterwerfen. Der hatte Mühe, das Landvolk zurückzuhalten, daß es die Verbrecher nicht überfiel. Er befahl den Aufrührern, sich am folgenden Tage in der St. Peterskirche zu stellen, um dort nach den Entscheidungen der Kirchengesetze Buße zu thun. Er blieb in St. Gereon über Nacht, da er aber besorgte, daß die Landleute bei der Uebergabe der Stadt aus Rache plündern und Unfug begehen würden, so bat er, daß sie jetzt, nachdem die Unterwerfung der Aufrührer bewirkt, nach Hause ziehen möchten; doch nur mit Mühe konnte er das Volk dazu bewegen. Damit die Uebergabe der Stadt ohne Gewaltthätigkeiten vor sich gehen möchte, sandte er seine Vasallen voraus und versprach am folgenden Tage selbst zu erscheinen, sobald er versichert wäre, daß die Ruhe hergestellt sey.

Die Kölner aber vertrauten nicht viel auf die Mäßigung des Erzbischofes, da dieses sonst nicht eben seine Tugend war. Während der Nacht waren mehr als 600 der reichsten und angesehensten Kaufleute entwichen, um

von dem Kaiser Schutz zu erflehen. Die Zurückgebliebenen, die sich weniger schuldig wissen mochten, fanden sich zur Büßung nicht ein. Darüber wurden die Lehnsträger des Erzbischofes so aufgebracht, daß sie die Häuser plünderten und viele ermordeten; angeblich geschah dieses gegen Anno's Willen, aber doch ließ er dem jungen Kaufmann, der den Aufruhr angesponnen und mehrern seiner Genossen die Augen ausstechen, andere wurden mit Ruthen gepeitscht, noch andere aus der Stadt vertrieben, die übriggebliebenen mußten aber dem Erzbischof Treue, selbst gegen ihre ausgewanderten Freunde und Verwandte schwören.

Wenn gleich der Aufruhr der Kölner in keine Weise entschuldigt werden kann, so ist doch nicht zu läugnen, daß der heilige Anno durch seine Rauhheit und Härte die Empörung veranlaßt und in Bestrafung derselben viel zu strenge war. Die Folgen davon zeigten sich auch. Die Stadt, bis dahin, gleich Mainz, die bevölkertste und reichste aller deutschen Städte, wurde nunmehr beinahe in eine Einöde verwandelt. Die Straßen, in welchen sonst die regsame Bevölkerung sich drängte, waren nun menschenleer und eine traurige Stille herrschte jetzt in der Stadt, die sonst ein Sitz der Freude gewesen war.

Mit welcher blutigen Strenge Erzbischof Anno die Gerechtigkeit handhabte, möge folgender Zug beweisen. Bald nachdem er Köln seiner Herrschaft wieder unterworfen, erschien vor ihm eine Wittwe dieser Stadt und klagte, daß die Gerichtsschöffen ein falsches Urtheil gegen sie gefällt hätten. Der Erzbischof ließ die Schöffen zu sich nach Siegburg kommen, wo er zu der Zeit Hof hielt, und untersuchte die Sache. Er fand, daß der Wittwe Unrecht geschehen sey und forderte die Schöffen auf, sich darüber zu verantworten. Als sie dieses nicht

vermochten, da ließ er allen Schöffen bis auf einen, der sein besonders vertrauter Diener und Gevatter war, die Augen ausstechen. Es waren ihrer sieben, sechs davon wurden völlig geblendet, der siebente, sein Gevatter, verlor nur ein Auge und mußte die übrigen nach Köln zurückführen. Dort wurden auf ihre Kosten über ihren Hausthüren steinerne Köpfe ohne Augen eingemauert, zu einer immerwährenden Warnung für ungerechte Richter.

IX. Die Widersetzlichkeit der Priesterschaft gegen das Cölibatgesetz.

Der Cölibat oder die Ehelosigkeit ist in unsern Zeiten wiederum vielfach ein Gegenstand der Discussion geworden. In dem Mittelalter veranlaßte die allgemeine Einführung desselben einen gewaltigen Streit und große Unruhen. Die Art und Weise, wie der Cölibat eingeführt worden und der hartnäckige Widerstand, den seine Einführung erfahren hat, bieten wohl hinreichende Beweise von der Verwerflichkeit dieses unnatürlichen Gesetzes dar; darum hier einiges Nähere davon. Schon zu Ende des dritten Jahrhunderts kamen einige schwärmerische Priester darauf, die Enthaltung des ehelichen Umganges den Geistlichen zur Pflicht zu machen und auf der Kirchenversammlung zu Nicäa im J. 325 wurde das Eheverbot schon in Vorschlag gebracht, doch auf Antrag des Bischof Paphnutius verworfen. Zu Ende des vierten Jahrhunderts aber machte der römische Bischof Siricius den Geistlichen die Ehelosigkeit zur Pflicht und versagte den Verheiratheten die Beförderung zu höhern Graden; allein obgleich sein Gesetz auf mehrern Kirchenversammlungen angenommen und bestätigt wurde, so fügten sich doch bei weitem nicht alle Geistliche darein; es erhoben sich von Zeit zu Zeit laute Widersprüche dagegen und nach und nach verlor es beinahe alle Geltung. Als der Papst Nikolaus II. im J. 1059 das Eheverbot aufs neue einschärfte, da schrieb der Bischof Ulrich von Augsburg folgendes an ihn: „Der Befehl

zur Enthaltsamkeit der Geistlichkeit dünkt mir so wenig klug, daß ich deßhalb beängstigt und traurig werde. Die ganze Kirche muß sich betrüben, daß der, dem die Ordnung der Kirchensachen zusteht, so unbesonnen ist, diejenigen, die er nur durch Ermahnungen zur Enthaltsamkeit hätte bewegen sollen, mit Gewalt dazu zwingen will. Den Priestern des alten Bundes hatte Gott die Ehe erlaubt, im neuen Bund haben sowohl Christus als seine Jünger die strenge Enthaltsamkeit durchaus nicht anbefohlen, ja letztere sogar gerathen, zur Vermeidung der Unzucht ein Weib zu nehmen." So dachte ein deutscher Bischof noch vor Gregor VII. Zeiten. In andern Ländern fand der Cölibat nicht größern Beifall. In Mailand waren die mehresten Priester verheirathet, zeichneten sich aber durch einen musterhaften Lebenswandel und eine tadellose Amtsführung aus. In dem Sprengel des Erzbischofs Anselm von Lucca waren die Geistlichen unverehligt, aber ausschweifend und von schlechter Amtsführung. Aus Eifersucht reizte der Erzbischof von Lucca den Pöbel in Mailand gegen die Geistlichen auf; es kam zu blutigen Streitigkeiten, die besseren Bürger standen auf der Seite der mailändischen Geistlichkeit. Erzbischof Wido von Mailand, ein Vertheidiger der Ehe, wurde tödtlich verwundet, doch der Anstifter des Aufruhrs, Hereald, ein talentvoller, aber lasterhafter Geistliche, erschlagen, vom Papst aber als ein Märtyrer für heilig erklärt. Wenn der Cölibat nicht schon aus andern Gründen verwerflich wäre, so würde er es schon durch die Art seiner Einführung seyn. Hinterlist, Verläumdung, Aufruhr, Mord wurde dazu angewandt; seine Vertheidiger waren, der Mehrzahl nach, Unwissende und Lasterhafte, ihre Mitstreiter ein roher Pöbel. Die Widersacher des Cölibats dagegen waren fromme sittlichgute Menschen und ihre Anhänger achtbare

Bürger. Die heftigsten Streiter gegen die Priesterehe, die auch überall das Volk gegen die verheiratheten Priester aufwiegelten, waren die Mönche. Da sie ihr eheloses Leben als ein Verdienst geltend machten, so waren sie gern bereit, dem Willen des Papstes gemäß dem Volke die verheiratheten Priester als Unreine und Ketzer verhaßt zu machen, wozu sie noch überdem der Neid bewog. An die Möglichkeit der Enthaltsamkeit der Priester von allen sinnlichen Begierden glaubten die Priester, die den Cölibat einführten, selbst nicht, ihre Absicht ging nur dahin, einmal die Priesterschaft unabhängig von allen bürgerlichen Verhältnissen zu machen, dann aber zu verhindern, daß das Kirchenvermögen nicht von den Priestern zur Versorgung ihrer ehelichen Nachkommen verwandt würde. Diese Zwecke zu erreichen, opferten sie die Sittenreinheit des Priesterstandes und genehmigten stillschweigend das heillose Concubinat, wodurch eine so unaussprechliche Verderbtheit entstanden ist. Als Gregor VII. im J. 1074 die Ehelosigkeit aufs neue befahl und die Verheirathung der Geistlichen unter Strafe des Bannes verbot, da erklärte ihn die französische Geistlichkeit für einen Ketzer und Unsinnigen. In Deutschland entschloß sich der Erzbischof Siegfried von Mainz nur nach langem Bedenken, den päpstlichen Befehl bekannt zu machen; als er endlich auf der Synode zu Erfurt das Decret des Papstes verkündigte, da geriethen die anwesenden Geistlichen in solche Wuth, daß der Erzbischof in Lebensgefahr kam und nur mit Mühe der Ermordung entging. Auf einer zweiten Synode in Mainz im Jahre 1075 ging es nicht besser zu. Ein päpstlicher Legat trat daselbst auf und verlangte, die Geistlichen sollten entweder ihren Aemtern oder ihren Weibern entsagen, doch die anwesenden Bischöfe und Aebte zeigten sich so aufgebracht über diese Anordnung, daß er, um körperlichen Mißhand-

lungen zu entgehen, eilte, aus ihrer Versammlung zu kommen. Der Bischof Otto zu Kostnitz erlaubte den Priestern seines Sprengels förmlich die Ehe und in Cambray wurde ein Mönch, der das päpstliche Eheverbot vertheidigt hatte, als Ketzer verbrannt. Ungeachtet dieser Widersetzlichkeit gab Gregor nicht nach. Er fuhr fort, den Bann gegen alle Laien verkündigen zu lassen, die bei verheiratheten Priestern die Messe hören würden, und das wirkte am Ende doch. Der Pöbel, an die Kraft des Bannfluches glaubend, fiel über die verheiratheten Geistlichen her, mißhandelte, plünderte sie, ermordete sie sogar und erhielt von den Priestern, die auf des Papstes Seite waren, bereitwillig die Absolution für die begangenen Schandthaten. Die Grausamkeiten, die der zügellose Haufe, von fanatischen Anhängern des Papstes aufgereizt, beging, waren schauderhaft. Viele verheirathete Priester wurden aller ihrer Habseligkeiten, selbst ihrer Kleider beraubt und mußten nackt und bloß entfliehen; andere wurden schrecklich an ihren Gliedern verstümmelt, auch andere durch die grausamsten Qualen getödtet. Auf diese Weise gelang es endlich, die Priester von dem Ehestand zurückzuschrecken und das unnatürliche Gesetz zur Vollziehung zu bringen, doch währte es beinah noch anderthalb Jahrhunderte lang, ehe der Cölibat allgemein herrschend wurde, denn noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gab es in Schlesien, Pommern und Böhmen verheirathete Priester, und selbst in Deutschland finden sich mehrere Fälle, daß Geistliche, allen Verboten trotzend, sich vermählten und doch ihre kirchlichen Aemter beibehielten. Da aber nur Einzelne so kühn waren, den päpstlichen Geboten zu trotzen, so war es nicht schwer, sie zu dem Gehorsam zu zwingen, oder sie von ihren Aemtern zu entfernen. Erleichtert wurde die Einführung des Cölibatgesetzes auch dadurch,

daß die vornehmern Geistlichen auch vor der Einführung des Gesetzes durch ihre Verhältnisse gezwungen waren, unverheirathet zu bleiben. Die Domherren konnten, so lange sie nach Chrodegangs Regel in einem Kapitelhause beisammen wohnten, schon ihrer häuslichen Einrichtung wegen sich nicht vermählen; eben so wenig diejenigen, die sich ihrer Studien wegen in den Klöstern aufhielten. Auch die Geistlichen, die Hofämter bekleideten, mußten ehelos seyn, da bei dem oft wechselnden Aufenthalt des Hofes, das Reisen und Unterbringen ihrer Familien unübersehbare Schwierigkeiten zur Folge gehabt haben würde. Gelangten sie aber zu einer höhern Würde, so standen sie meistens schon in einem solchen Alter, daß der Ehestand ihnen kein Bedürfniß mehr war. Daher widersetzte sich denn die hohe Priesterschaft mit solcher Beharrlichkeit nicht, als die Gemeinde-Pfarrer, die vor dem Verbot beinahe sämmtlich im Ehestande lebten.

X. Streit Erzbischof Anno's von Köln mit dem Abte von Stablo wegen Malmedy.

Der heilige Anno, Erzbischof von Köln, war unbeschadet seiner Heiligkeit ziemlich habsüchtig und ließ kein Mittel unbenutzt, die Güter und Besitzungen seines Erzstiftes zu vermehren. Als Erzieher des jungen Königs Heinrich IV. und als Reichsregent fehlte es ihm dazu nicht an Gelegenheit und so ließ er sich denn auch das zur Abtei Stablo gehörende Kloster Malmedy von dem Könige schenken. Diese Abtretung lief aber den vielfach verbrieften Rechten der Abtei Stablo zuwider und der Abt Dietrich verfehlte nicht, sich auf das ernstlichste dagegen zu setzen und die Abtretung von Malmedy zu verweigern. Das fruchtete indessen wenig, denn Anno hatte das Herz des Königs in Händen, auch war der Schutz des Herzogs Friedrich von Niederlothringen, als Schirmvogt von Stablo, unzureichend. Der Abt wurde an den königlichen Hof nach Tribur geladen und als er sich nicht zur Abtretung verstand, verhaftet; doch behauptete er standhaft sein Recht und mußte endlich entlassen werden, allein die Erhaltung seiner Klostergüter schien ihm doch nicht gelingen zu wollen. Vergebens verwendete er die Kirchenschätze zu Geschenken an die Hofleute und an den König selbst, umsonst wirkte er selbst einen Schutzbrief des Papstes aus, Anno blieb bei seiner Forderung und erklärte, er werde Malmedy nicht herausgeben und wenn der Schutzheilige des Klosters, der heilige Remaclus, selbst lebendig käme. Als nun der Abt

auf keine Weise sich in dem Besitz von Malmedy behaupten konnte, da gab ihm die Verzweiflung noch ein Mittel, welches er sogleich anwandte.

König Heinrich hatte 1071 einen Reichstag nach Lüttich ausgeschrieben. Der Abt Dietrich begab sich mit seinen Mönchen in einem feierlichen Zuge, die Gebeine des heiligen Remaclus vor sich her tragend, dahin und setzte die Reliquien auf die Tafel, an welcher der König eben bei einem festlichen Mahle saß. Heinrich wurde verlegen und verhieß dem Abt bei einer Reichstagssitzung den Streit zu entscheiden, doch der Abt drang auf ein schnelles Urtheil. Der heilige Anno, der mit zu Tische saß, wurde sehr aufgebracht und ermahnte den König, sich nicht von den zudringlichen Mönchen beschimpfen zu lassen. Heinrich entfernte sich sogleich von der Tafel, die Mönche aber setzten die Gebeine ihres Schutzheiligen wieder auf den Tisch und das Volk strömte haufenweise zusammen und verlangte mit Ungestüm, daß der König den Mönchen Gerechtigkeit angedeihen lassen solle. Im Nu ereigneten sich auch einige Wunder, wodurch das Volk noch mehr aufgereizt wurde. Zwar erklärte der heilige Anno die Wunder für erdichtet, doch das Volk war anderer Meinung und als der König endlich sah, daß er weder im Guten noch mit Gewalt durchdringen könne, da sprach er dem Abte von Stablo Malmedy zu und drohte dem Erzbischof, daß er ihn, wenn er nicht mit Gutem das dem Kloster entrissene Gut zurückgeben wolle, mit Gewalt dazu zwingen werde. Unter dem Jauchzen des Volkes kehrten die Mönche mit den Gebeinen des Heiligen im Triumph in ihr Kloster zurück, denn sie hatten über den mächtigsten deutschen Kirchenfürsten den Sieg erhalten.

XI. Rangstreit des Abts von Fulda mit dem Bischof von Hildesheim.

Das Kloster zu Fulda besaß als eine weltberühmte Pflanzschule der Wissenschaften und wegen seiner Verdienste um die Bekehrung der heidnischen Deutschen größere Vorrechte, als irgend ein anderes Kloster in Deutschland. Zu diesen gehörte es auch, daß der Abt bei den Versammlungen der Reichsgroßen seinen Sitz unmittelbar nach dem Erzbischofe von Mainz einnahm. Als König Heinrich IV. 1062 in Goslar das Weihnachtsfest feierte, wollte dieses der Bischof Hezelo von Hildesheim, ein reicher und stolzer Mann, unter dem Vorwande, weil Goslar in seinem Sprengel lag, nicht gelten lassen und als die Sitze in der Kirche zur Vesper geordnet wurden, da erhob sich zwischen den Kämmerern des Bischofs und des Abtes Widerad ein heftiger Streit; von Worten kam es zu Schlägen und nur mit Mühe stillte der Herzog Otto von Baiern den Streit und schützte den Abt bei seinem Rechte.

Bei dem nächsten Pfingstfeste hatten sich der König und die Reichsfürsten abermals in Goslar versammelt, und der Streit über den Vorsitz erneuerte sich. Jetzt waren aber die Streitenden zum Kampfe förmlich vorbereitet und der Bischof hatte, um sich den Sieg zu sichern, eine Anzahl Gewaffneter hinter dem Hochaltar versteckt, auch einen Vetter des Königs, den Grafen Eckbert von Braunschweig, auf seine Seite gebracht. Als nun die Kämmerer der Sitze wegen zu zanken anfingen, da brachen die

Hildesheimer hervor, überfielen die Fuldaer und trieben sie mit Faustschlägen und Prügeln aus der Kirche. Die Fuldaer sammelten sich aber wieder, riefen ihre Freunde herbei und drangen mit gewaffneter Hand in die Kirche. Nun begann ein heftiger Kampf, statt der Lobgesänge und der Gebete erscholl das Wuthgeschrei der Krieger und das Winseln der Sterbenden; das Blut floß in Strömen. Der Bischof von Hildesheim bestieg selbst die Kanzel, ermahnte seine Mannen zur Tapferkeit und versprach ihnen die Absolution wegen der Verletzung der Heiligkeit des Ortes. Vergebens suchten einige Fürsten den schrecklichen Kampf zu endigen, umsonst gebot der König den Frieden, er wurde nicht gehört und nur mit Mühe errettete ihn sein Gefolge von der Gefahr, erschlagen zu werden. Nachdem der Boden der Kirche mit Leichen bedeckt war und das Blut zu den Thüren hinausfloß, blieben endlich die Hildesheimer Sieger und verrammelten die Kirchenpforten; nun aber sammelten sich die Fuldaer wieder, umzingelten die Kirche und rüsteten sich, die Hildesheimer anzufallen, sobald sie die Kirche verlassen würden. Am andern Tage wurde endlich die Ruhe hergestellt und da der Bischof den Günstling des Königs auf seiner Seite hatte, alle Schuld dem Abte beigemessen. Wie sehr auch der König geneigt war, die Milde walten zu lassen, so ließ dieses doch der Bischof nicht zu; er forderte Genugthuung, belegte Todte und Lebendige, die gegen seine Mannen gekämpft hatten, mit dem Bann und der Abt mußte zur Versöhnung so große Summen zahlen, daß die reichste Abtei in Deutschland zur bittersten Armuth herabsank.

Noch aber waren die Demüthigungen des Abts Widerad nicht am Ende. Er hatte durch seine Strenge und durch Beschränkung des Wohllebens im Kloster sich den Haß der Mönche zugezogen und kaum vernahmen sie,

daß er bei dem Könige in Ungnade gefallen sey, als sie ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäuften und verlangten, er solle den Schaden ersetzen, den er dem Kloster verursacht und die Einschränkungen wieder aufheben, die er angeordnet habe. Umsonst bat der Abt mit weinenden Augen die Klosterbrüder, sein Unglück durch ihren Aufruhr nicht noch zu vermehren, vergebens bewilligte er Alles, was in seinen Kräften stand. Die Klosterbrüder fuhren fort, ihn zu schmähen und als der Abt einst zu einem Hoftage abwesend war, da verließen alle jüngere Mönche das Kloster und zogen mit vorgetragenem Kreuze unter geistlichen Gesängen an den königlichen Hof, den Abt zu verklagen. Daselbst erregte ihr Aufruhr einen solchen Abscheu, daß der König Heinrich sogleich eine Schaar Bewaffneter sandte, die die aufrührerischen Mönche nach dem Kloster zurückbringen und dem Abt zur Herstellung der Ordnung Beistand leisten mußte. Widerad hielt nun ein schweres Gericht über die widerspenstigen Klosterbrüder; die Anstifter wurden bis aufs Blut gegeißelt und fortgejagt, die übrigen erhielten eine mehr oder minder harte körperliche Züchtigung und wurden in andere Klöster vertheilt.

XII. Von den Wahlen, der Gestaltung und den Verhältnissen der deutschen Bisthümer.

Ursprünglich war es im Gebrauch, daß der Bischof von dem ganzen Volke gewählt wurde, welches zu seinem Sprengel gehörte; nach und nach ließ sich das Volk für den bestimmen, den die Geistlichkeit des Stiftes für würdig hielt, ihr Oberhaupt zu seyn; endlich nahmen die Geistlichen das Recht der Bischofswahlen in Anspruch. Unter den fränkischen und deutschen Königen und Kaisern blieb zwar den Geistlichen dieses Recht dem Namen nach und ging allmählig auf die Kapitel über; da indessen den Königen und Kaisern daran gelegen war, die Bischofsstühle mit würdigen und ihnen ergebenen Männern zu besetzen, so schlugen sie die zu Wählenden vor. Da endlich aber die Stifter viele Güter vom Reiche zu Lehn trugen und der Kaiser als Lehnsherr die Belehnung ertheilen oder verweigern konnte, so entstand daraus das Recht des Kaisers, die Bisthümer zu besetzen, bis in dem Vertrage zu Worms die freie Wahl, die jedoch nie völlig frei wurde, wieder hergestellt ward.

Da die Geschäfte eines Bischofs von großem Umfange waren, so wurden bei jeder Domkirche mehrere Geistliche angestellt, um ihn in seiner Amtsführung zu unterstützen. Diese lebten anfangs bei dem Bischofe nach Art der Mönche in einem nahe bei der Domkirche dazu eingerichteten Hause. Der Bischof Chrodegang von Metz, der unter der Regierung Ludwig des Frommen lebte, hatte dazu eine den

Statuten der Benediktiner ähnliche Regel vorgeschrieben. Der Vorsteher dieser Geistlichen und das Haupt derselben war der Dompropst, der den Rang vor allen übrigen behauptete. Der Dechant hatte die Aufsicht im Chore, leitete das Kapitel und handhabte die Kirchenzucht; der Scholaster führte die Aufsicht über die Domschulen und leitete den Unterricht der jüngern Geistlichen in den Wissenschaften, auch war er Vormund der noch unmündigen Geistlichen, die Domicellaren genannt, die auch ohne seine Erlaubniß das Haus nicht verlassen durften. Der Domcantor sorgte für den Gesang im Chore, der Custos endlich hatte die Aufsicht über die Verzierung und Reinhaltung der Kirchen und über die Form der gottesdienstlichen Handlungen. Das Gebäude, worin das Domkapitel sich befand, war gewöhnlich im Viereck gebaut, unter dessen vier Flügeln ein bedeckter Kreuzgang hinlief, in welchem bei üblem Wetter die Prozessionen gehalten wurden; in der Mitte dieses Kreuzganges war ein freier Platz, der anfangs zum Lustwandeln oder als Küchengarten, dann aber zum Begräbnißplatz benutzt wurde. An den vier Ecken des Kreuzganges waren Leuchter angebracht, um den Eingang in den Chor zur Nachtzeit zu erhellen. Diese Einrichtung gerieth aber sehr bald in Abnahme, denn nachdem die Bischöfe Landesherrn geworden waren, wohnten sie in weitläufig prachtvollen Palästen und auch die gleichfalls reich gewordenen Domherren bauten sich besondere Wohnungen.

Da die Chorherrn eine vorzügliche Erziehung genossen und in den Kirchengeschäften erfahren waren, so wurden aus ihnen gewöhnlich die Bischöfe erwählt. Bald brachten sie auch das Wahlrecht an sich, welches anfangs einzelnen Stiftern von den Kaisern zugestanden, dann durch den Vertrag Heinrich V. mit Calixtus II. 1122 allen Dom-

kapiteln eingeräumt werden mußte. Um ihrem Amte desto besser vorstehen zu können, umgaben sich die Bischöfe mit einem geistlichen Rath, der aus den Prälaten des Domstifts, den Archidiakonen der Collegiatstifter und aus ihren Hofkaplänen zusammengesetzt war. Dieser Rath bildete sich nach und nach in ein geistliches Gericht aus, welches alle Rechtsfälle entschied, die zu dem kanonischen Recht gehörten. Anfangs leiteten die Bischöfe selbst dieses Gericht, dann aber ernannten sie einen Stellvertreter, der Generalvikarius oder auch Weihbischof genannt wurde.

Nachdem die geistlichen Aemter zu reichen Einkünften gelangt waren, bewarben sich viele darum. Die Lehrer in den Schulen, die Räthe und Günstlinge der Kaiser, jüngere Söhne der Fürsten und Adeligen trachteten nach geistlichen Würden, die ein großes Ansehen und ein bequemes Leben gewährten. Natürlich gewannen die Vornehmern öfter durch ihren Einfluß den Vorzug, doch wurde, so lange die Besetzung der Kirchenwürden von den Kaisern abhängig war, immer noch auf Würdigkeit und Gelehrsamkeit gesehen. Nachdem aber durch den Vertrag zu Worms den Kapiteln das freie Wahlrecht der Bischöfe zugestanden worden war, da wußten es in den mehresten Hochstiftern die Adeligen dahin zu bringen, daß die Domherrnstellen nur mit Adeligen aus altem Stamme besetzt wurden und Niemand eine Domherrnstelle erhalten, noch weniger aber zum Bischof oder Erzbischof gewählt werden konnte, der nicht eine gewisse Zahl von reinadeligen Ahnen aufzuweisen hatte. Als es dahin gekommen war, da entzogen sich die Domherrn allmählig auch der Obliegenheit ihrer Aemter und stellten Vicarien an, die für sie die gottesdienstlichen und andere Verrichtungen versahen, sie selbst ließen sich kaum einige Male im Jahre bei hohen Festen im Chor erblicken.

XIII. Anfechtungen der Klöster von den weltlichen Landesherrn.

Die reichen Güter, die sich die Priesterschaft, den Wahnglauben frommer Fürsten und Herrn klug benutzend, zu erwerben gewußt hatte, erregten den Neid der Laien und reizten ihre Habsucht. Die Bischöfe waren zwar theils durch ihre bedeutsame Macht als Landesherrn, theils durch ihre Stellung zu Kaiser und Reich ziemlich sicher vor offenbaren Angriffen auf ihre Stiftsgüter, wenigstens aber stets in der Verfassung, sich ihrer zu erwehren, die Klöster befanden sich dagegen in einer weit bedenklichern Lage. Ihr großer Reichthum stand mit dem Gelübde der Armuth, welches die Mönche geleistet, im grellsten Widerspruche; die üppige Lebensweise der Mönche wurde um so anstößiger, da das Klosterleben ja gerade die Entbehrung aller sinnlichen Genüsse zum Zweck hatte. Daher machten sich auch die weltlichen Fürsten und Herrn kein Gewissen daraus, den Klöstern einen Theil ihrer Güter zu rauben und ihnen auf mancherlei Weise schwer zu fallen. Die Kaiser vergaben nicht selten Abteien an Bischöfe, die dann die reichen Einkünfte der Klöster bezogen, ja wohl gar ganze Güter davon abtrennten und zu ihren Bisthümern schlugen, die Aufsicht in den Klöstern aber ließen sie durch von ihnen angestellte Prioren führen. Auch wurden von Heinrich IV. und V. die Abtwürden nicht selten an die Meistbietenden verkauft, die Käufer aber plünderten die Klosterschätze oder verkauften die Güter, um die Kauf-

summen zu erschwingen. Am härtesten fielen aber den Klöstern die Schirm- oder Kastenvögte. Die Klostergeistlichen ließen, da sie nicht selbst in den Krieg ziehen und die Gerichtsbarkeit handhaben konnten, die weltlichen Angelegenheiten ihrer Klöster durch Vögte verwalten, wozu gewöhnlich mächtige Landesherrn gewählt wurden, theils um vor ihnen selbst sicher zu seyn, theils um einen desto kräftigern Schutz zu haben. Auch besaßen manche Landesherrn die Vogteien der Klöster, die durch ihre Vorfahren gestiftet worden waren, erblich. Der Vogt erhielt für seinen Schutz und seine Dienstleistung bestimmte Lehne, Einkünfte, Gefälle und Dienste; außerdem mußte er, wenn er in den Angelegenheiten des Klosters auf dem Gebiete desselben erschien, mit seiner Dienstmannschaft Kost, Futter und Nachtlager erhalten. Dieses alles hieß das Vogtsrecht. Da viele Klöster zu große oder zu weit zerstreute Besitzungen hatten, als daß ein Vogt die Geschäfte hätte bestreiten können, so ernannte er noch Untervögte. Diese Vögte begnügten sich nicht mit dem, was ihnen zugestanden war, sondern sie saugten die Klosterunterthanen aus, zogen schwere Strafgelder bei den Gerichtssitzungen von ihnen ein, ließen sich von ihnen viele Dienste leisten und zwangen sie, ihre eigenen Fehden mit ausfechten zu helfen. Außerdem nöthigten sie die Klöster, ihnen Güter zu Lehn zu geben. So mußte die Abtei St. Maximin zu Trier an den Pfalzgrafen Etzo am Rhein, an den Herzog Heinrich von Baiern und an den Grafen Otto 6656 Hufen zu Lehn geben, damit sie für dasselbe den Reichsheerdienst versahen und dennoch blieb das Kloster reich genug. Die Klagen der Klöster über die Bedrückungen und Räubereien ihrer Vögte brachen nie ab und die Raubsucht der Vögte war so allgemein und so groß, daß die Klostervogteien zu den einträglichsten Aemtern gehörten und selbst die vor-

nehmsten Fürsten sich darum bewarben. Von den Klagen der Aebte über die Bedrückungen der Vögte sind viele in den ältern Geschichtswerken aufbehalten worden, aus denen zu entnehmen ist, welche Plackereien die Klöster zu erdulden hatten. So klagt der Abt Fulkhard von Lobbes Kaiser Heinrich V.: „dem Rechte der Abtei gemäß soll der Burggraf von Thuin alleiniger Vogt des Klosters seyn, jetzt sind aber in den einzelnen Dörfern mehrere, ja in einigen fünf und sogar sieben Vögte oder vielmehr Räuber, welche außer den drei Hauptgerichtstagen auch so oft Gericht halten, als es ihnen beliebt. Es kommen ihnen keine Abgaben von dem Hafer zu, sie nehmen aber nicht nur von dem Hafer, sondern auch von den Schafen und von allem beweglichen Eigenthum nicht bittweise, sondern mit Gewalt; sie bedrücken die armen Landleute auf alle mögliche Weise, indem sich einzelne über Nacht bei ihnen einlegen." Der Abt des Klosters Prüm klagte häufig bei dem Kaiser über seinen Vogt Berthold von Ham. Endlich wurde eine Fürstenversammlung zu Münster-Eifel berufen, um über seine Beschwerden zu entscheiden. Vor dieser klagte der Abt Wolfram, daß Berthold öffentliche Beamte über die Klosterdörfer setzte, bestimmte Dienste das ganze Jahr hindurch von den Klostereingesessenen forderte, durch seine Beamteten die Ortschaften des Klosters durchziehen ließ und durch deren Plackereien die Klosterunterthanen in solche Armuth gebracht habe, daß sie ihr Erbe hatten verlassen und sich durch Betteln ernähren müssen. Endlich habe der Vogt sowohl als seine Beamteten das Klostereigenthum verheert und davon so viel, als ihnen beliebte, genommen. Die Klage des Abtes wurde gegründet befunden und Berthold angewiesen, seine Ungerechtigkeiten einzustellen. Dennoch beeinträchtigte der Sohn Bertholds die Abtei von neuem und nun entzog

ihm auf dem Rath des Kaisers der Abt die Vogtei und gab sie ihm nur auf vieles Bitten unter dem Beding zurück, daß die Vogtei für immer für ihn und seine Nachkommen verloren seyn sollte, wenn er jemals die beschworenen Rechte des Stiftes übertreten würde.

Große Verwirrung und Noth brachte auch die willkührliche Besetzung der Abtswürden von den Kaisern oder deren Günstlingen hervor. Als Beispiel davon diene hier die Erzählung des Abtes Rodulf von St. Tron. Der Abt Dietrich von St. Tron war am 25. April des Jahres 1107 gestorben. Er hatte in dem Kloster die strenge Regel von Clugny, wiewohl nur nach schwer besiegtem Widerstreben der Mönche, eingeführt, aber dadurch das Kloster aus seinem Verfalle wieder erhoben. Durch seine Wirthschaftlichkeit waren in dem Klosterschatz eine Menge goldener und silberner Geräthe von künstlicher getriebener Arbeit vorhanden und die Altardecken, so wie die zur Feier des Gottesdienstes erforderlichen priesterlichen Gewänder, von Gold und Purpur, mit kunstvoll eingewirkten Bildern geziert. Nach Dietrichs Tode wählten die Mönche ihren Prior Radulf zum Abt; doch der Kaiser Heinrich V. erkannte ihn nicht an, sondern ließ durch den Untervogt des Klosters, den Grafen Gieselbrecht von Düren, einen Mönch, Hermann, zum Abt einsetzen, der, weil er von vornehmer Herkunft war und bei den benachbarten Fürsten in Gunst stand, es schon zu Dietrichs Zeiten gewagt hatte, sich der Abtei zu bemächtigen und den Schatz des Klosters zu plündern, weshalb er denn auch von dem Bischofe von Lüttich in den Bann gethan und gezwungen worden war, das Kloster zu verlassen. Darüber war aber der Obervogt von St. Tron, Herzog Heinrich von Nieder-Lothringen, aufgebracht und hatte die Mönche deßhalb gemißhandelt, sie gefangen genommen und nur für schweres

Lösegeld wieder freigelassen; nur durch reiche Geschenke war er bewogen worden, seine Verfolgungen der Mönche einzustellen und um den Frieden von ihnen zu erkaufen, hatte das Kloster einen Wald aushauen und das Holz so auch einen Kelch und eine Schale von Gold veräußern müssen.

Auch Graf Gieselbrecht, der Untervogt, schonte das Kloster nicht. Er hatte gleich nach Abt Dietrichs Tode eine kunstvoll aus dem feinsten Golde gearbeitete reich mit Edelsteinen besetzte Tafel, die zehn Gebote enthaltend, dem Klosterschatze geraubt. Er vollzog den königlichen Befehl und setzte den Hermann ein, den auch viele Lehnsträger des Klosters anerkannten, andere weigerten sich, es zu thun und die Mönche verbanden sich sämmtlich dazu, keine Gemeinschaft mit dem ihnen Aufgedrungenen zu halten. Sie sandten den von ihnen gewählten Abt Rodulf an den Bischof von Metz, welchem die Bestätigung des Abtes von St. Tron oblag, so wie dem Bischofe von Lüttich die Weihe desselben. Da die Anhänger Hermanns die Straße unsicher machten, so schloß sich Rodulf einem Heerhaufen von 2000 Rittern an, welchen die niederrheinischen Fürsten dem Könige nach Verdun zuführten, wo derselbe ein Heer sammelte, um damit den Papst zu schrecken, der eine Kirchenversammlung zu Troyes hielt.

Es ging damals sehr wild in Deutschland her. Ueberall, wo die Krieger hinkamen, wurden die Dörfer und Höfe geplündert und alles, was fortzubringen war, auf die Pferde gebunden und ins Lager gebracht. An den Ufern der Flüsse, auf den Wiesen errichteten die Knappen prachtvolle Zelte für die Herrn, für sich aber baueten sie Hütten. Das Gras für die Pferde schnitten sie mit Sicheln von den Wiesen, die Lebensmittel holten sie aus den Dörfern.

Der Prior, der nur einen Diener zur Begleitung hatte und den im Heere niemand kannte, gerieth in mancherlei Bedrängniß. Es mangelte ihm Futter für seine Pferde und Nahrung für sich und seinen Diener; auch ein Unterkommen, wo Rast gehalten wurde. Er hatte niemanden, der für ihn ein Zelt aufgeschlagen oder eine Hütte errichtet hätte und in den Dörfern war der Aufenthalt wegen der Plünderer unsicher. Endlich wagte er im Vertrauen auf Gott und den Schutzpatron seines Klosters, in ein halbzerstörtes, von allen männlichen Einwohnern verlassenes Dorf zu gehen, um daselbst ein Unterkommen zu suchen. Als ihn die noch daselbst anwesenden Frauen sahen, bat jede ihn dringend, bei ihr einzukehren, weil sie von ihm Schutz gegen die Plünderer erwartete. Rodulf begab sich in ein Haus, welches ihm das festeste schien. Alle Frauen mit ihren Kindern flüchteten nun zu ihm und brachten auch ihre Ferkel, Hühner und andere kleine Hausthiere mit, doch gaben sie ihm Käse, Milch und Haferbrod, auch Heu und Korn für seine Pferde. So ermüdet er auch war, erhielt ihn doch das Angstgeschrei der Frauen die ganze Nacht wach. Er kaufte sich nun eine Axt und eine Sichel und bei der nächsten Rast baute er sich, wie die andern Krieger, eine Hütte von Pfählen und Ruthengeflecht und ließ durch den Diener Gras für seine Pferde mähen. Der Gestank des Pferdemistes und der menschlichen Ausleerung erregte ihm großen Ekel und machte ihn krank. Am Tage wurde er von den Fliegenstichen, bei Nacht von Flöhen und anderm Ungeziefer gemartert. Da der Reiterhaufe sehr kurze Märsche machte, so währte die Reise von 20 Meilen 10 Tage lang.

Noch war der König nicht in Verdun angekommen. Der Bischof Albrecht von Metz hielt sich eine kleine Meile von Verdun in Dogny auf. Auf seinem Wege zum Bischofe

den er mehrmals machen mußte, wurde ihm vielfach von den Anhängern Hermanns nachgestellt, doch kam er glücklich davon. Der Bischof erklärte, daß er selbst nach St. Tron kommen würde, um den Streit zu entscheiden. Er gab dem Prior zwei Schreiben mit, eines an die Mönche, worin er dieselben ermahnte, standhaft auf ihrem Rechte zu bestehen, ein anderes an Hermann, welches in zweideutigen Ausdrücken abgefaßt war, so daß sowohl die Mönche, als Hermann jeder es zu seinen Gunsten auslegen konnte; angeblich darum, damit die Mönche vor Hermanns Anfeindungen sicher wären. Rodulf ritt auf ungebahntem Nebenwege zurück, um den Nachstellungen seiner Verfolger zu entgehen. Er hatte auf seiner Reise große Beschwerlichkeiten zu erdulden und kam ganz erschöpft am sechsten Tage in Lüttich an. Der Abt von St. Jakob nahm ihn gastfrei auf und erquickte ihn. Doch rieth er ihm ab, nach St. Tron zu ziehen, weil er daselbst von den Anhängern Hermanns mißhandelt werden würde. Der kühne Prior ließ sich aber dadurch nicht schrecken. Ihm war bekannt, daß die Gemahlin des Grafen Gieselbrecht ihren Gemahl anreizte, dem Hermann beizustehen. Er begab sich selbst zu ihr und nahm sie durch die Vorstellung für sich ein, daß es für den Herrmann vortheilhaft seyn würde, wenn derselbe nach dem Empfange des bischöflichen Schreibens seinem Rathe folgen wolle. Die Gräfin verstand darunter, daß Hermann sodann im Besitze der Abtei bleiben würde, der Prior aber meinte gerade das Gegentheil und freute sich, daß er durch seine zweideutigen Ausdrücke die listige Frau hintergangen hatte. Die Gräfin gewährte ihm nun sicheres Geleit und die Einwohner des Städtchens geriethen in Verwunderung, als sie ihn wohlbehalten zurückkehren sahen, da sie wußten, daß es auf sein Leben abgesehen gewesen war.

Der Bischof von Metz erschien im Juli mit einem zahlreichen Gefolge in Lüttich. Die Mönche von St. Tron gingen zu ihm und baten ihn um Hilfe gegen Hermann und dessen Anhänger. Sie erklärten, daß sie selbst nach Rom gehen wollten, um ihr Recht zu suchen und sangen, als sie ihn im feierlichen Zuge nach dem Kloster einholten, Klagelieder. Hermanns Freunde dagegen suchten die Räthe und Vertrauten des Bischofs durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen. Der Neffe Hermanns verpfändete sogar seine Güter, um Geschenke theils an baarem Gelde, theils an Streitrossen, Pelzwerk und Gewänder zu kaufen. Während der Bischof und sein Gefolge mit den Anhängern Hermanns im Kloster schwelgten, mußten die Mönche hungern und dursten und wurden durch List und Ueberredungen mit Bitten und Drohungen bestürmt, den Hermann als Abt anzunehmen; doch blieben sie standhaft bei ihrer Weigerung und der Bischof konnte sie selbst nicht einmal bewegen, den Hermann bis nach ausgemachter Untersuchung als ihren Abt anzuerkennen. Als aber die Gräfin Gertrud sah, daß Rodulf sie überlistet hatte, da stiftete sie ihren Gemahl, ihn zu verfolgen, an, so daß er im Kloster nicht mehr sicher war und um sein Leben zu retten, zum Grafen Arnulf von Löwen flüchten mußte.

Endlich kam König Heinrich selbst nach Lüttich und hielt daselbst einen Fürstentag, diesen Streit zu entscheiden. Der Bischof Albert von Lüttich trat selbst als Kläger gegen Hermann auf und führte die Sache der Mönche mit so großer Beredsamkeit und so eindringlichen Gründen, daß selbst der mächtige Reichskanzler, Erzbischof Albrecht von Mainz, der Hermanns Beschützer war, nichts zu seinem Vortheil zu sagen wußte. So wurde denn Hermann als ein Gebanneter aus dem Kloster

gestoßen und den Mönchen die Wahlfreiheit zugesprochen. Der Bischof von Metz mußte nun den verfolgten Rodulf selbst einsetzen und obgleich der Graf Gieselbrecht noch immer seiner Wahl widersprach, so wurde ihm doch die Weisung, daß der Klostervogt mit der Wahl eines Mönchs nichts zu schaffen habe; und so siegte nach langem schweren Kampfe doch endlich das Recht.

XIV. Albrecht II. von Trier Kriege und Siege.

Bei dem kriegerischen Charakter der Deutschen im Mittelalter und bei den unaufhörlichen Fehden der Reichsstände untereinander war es unerläßlich, daß auch geistliche Fürsten als Landesherrn wackere Kriegsmänner seyn mußten, um ihre Gebiete gegen die Angriffe unruhiger und habsüchtiger Nachbarn zu schützen. Da indessen Alter, Stand und Verhältnisse der Bischöfe bei dem Kriegführen große Hindernisse in den Weg legten, so zeichneten sich die wenigsten von ihnen als besonnene und glückliche Kriegshelden aus. Zu diesen Wenigen gehört Albrecht II., der von 1130 bis 1152 auf dem erzbischöflichen Stuhle von Trier saß.

Das Erzstift Trier war seit dem Tode Poppo's im Jahre 1047 der Bischofswahlen wegen so zerrüttet worden, daß alle Ordnung darin ein Ende genommen hatte und den Erzbischöfen kaum noch der Schein der landesherrlichen Macht geblieben war. Städte und Ritter wetteiferten mit einander, wer die Zügellosigkeiten am weitesten treiben könne, die geistlichen Waffen des Bannes blieben unwirksam und die Erzbischöfe mußten alle Ausschweifungen ungerügt lassen, wenn sie ihres Lebens sicher seyn wollten; denn schon an Erzbischof Kuno hatten die Trierer bewiesen, daß es ihnen auf einen Mord nicht ankomme, um sich eines Landesherrn, der ihnen nicht anstehe, zu entledigen.

Um einem so heillosen Zustande ein Ende zu machen, schlug Papst Innocenz II. nach dem Tode des Erzbischofs Meginhard dem Domherrn vor, den Bischof Albrecht von Metz zu wählen, da derselbe sich bei allen Gelegenheiten als einen kraftvollen, besonnenen und einsichtsvollen Mann gezeigt hätte, also geeignet seyn würde, die Ordnung in dem Erzstift herzustellen. Die Domherrn ließen sich den Vorschlag des Papstes gefallen und wählten den Bischof von Metz, damit waren aber die Bürger von Trier nicht zufrieden, da ihnen ein kraftvoller und selbstständiger Regent nicht zusagte. Sie erklärten die Wahl für ungiltig, stürmten die Häuser der Domherrn und griffen die Gesandten des Domstiftes auf, damit sie dem Neugewählten die Wahl nicht verkündigen möchten. Sobald Albrecht von diesem Unfug Kunde erhielt, berief er seine Dienstmannen, zog mit ihnen schnell vor Trier und zwang die übermüthigen Bürger zur Unterwerfung. Mit großem kriegerischen Pomp hielt er seinen Einzug in Trier, nicht mit der Demuth eines Geistlichen, sondern mit dem Glanze eines Eroberers zeigte er sich; zitternd gelobten die Bürger Gehorsam und auf den Knieen mußte der Burggraf Ludwig von ihm Vergebung erflehen.

Wie mit den Bürgern zu Trier, so verfuhr der Erzbischof mit den übrigen Städten und Ständen; wo nur eine Widersetzlichkeit gegen ihn sich zeigte, da schritt er so plötzlich und kräftig ein, bestrafte jede Eigenmacht und Ruhestörung so streng, daß die Ordnung in Kurzem völlig hergestellt war und es bald in keinem deutschen Lande friedlicher zuging, als in dem Erzstifte Trier. Nachdem Albrecht im Innern die Ruhe gesichert, nahm er auch Theil an den Reichsangelegenheiten und zeigte dabei nicht weniger Einsicht und Besonnenheit. Durch seine Klugheit brachte er es dahin, daß nach dem Tode Kaiser Lothars

Konrad von Hohenstaufen, der sein Freund war, zum Reichsoberhaupte gewählt wurde und da derselbe von dem mächtigen Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen angefeindet wurde, so bot Albrecht seine Streitkraft auf und führte sie dem Könige zu. Bei Hersfeld standen die Heere einander gegenüber und von dem Ausfall der Schlacht, die nunmehr unvermeidlich schien, war das Schicksal der beiden mächtigsten deutschen Fürstenhäuser, ja vielleicht des deutschen Reiches abhängig, denn gesetzt, der gewaltige Welfe blieb Sieger; wer würde seiner Macht Schranken setzen, wer ihn abhalten, ganz Deutschland zu einem Erbgut seines Hauses zu machen? Dieses erwägend, sann der wackere Erzbischof darauf, wie er die Schlacht verhindern möchte und sein Scharfsinn ließ ihm das rechte Mittel dazu finden. An der Spitze einer bewaffneten Schaar, der eine Reihe von Weinfässern und Geldwagen folgte, zog Albrecht durch die beiden Heere, die bereits in Schlachtordnung einander gegenüber standen; reichlich spendete er von beiden Seiten Wein und Geld, eine fröhliche Stimmung ergriff die rauhen Krieger, sie wollten nicht schlagen, sondern trinken. Bald hatten sich beide Heere vermischt, um in herzlichster Eintracht dem Weine sein Recht anzuthun; vom Kampfe war keine Rede mehr und den feindlichen Fürsten blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als sich die Hände zum Frieden zu bieten. Auf solche Weise wandte der Erzbischof ein großes Unheil von seinem Vaterlande ab.

Seine Tapferkeit zeigte Albrecht in einem glänzenden Lichte in dem Kriege gegen den streitbaren Grafen Heinrich von Luxemburg, der gerade, als der Erzbischof sich am kaiserlichen Hofe befand, in das Erzstift eingefallen war, mehrere Burgen und Städte erobert und große Verheerungen im Lande angerichtet hatte. Albrecht eilte,

sobald er Kunde davon erhielt, in sein Erzstift zurück, berief seine Dienstmannen, trieb nach mehrern blutigen Gefechten den Feind aus dem Lande, eroberte Roulemont, Manderscheid, Echternach und über dreißig feste Schlösser, zertrümmerte das Luxemburgische Heer in einer Hauptschlacht und zwang den Gegner zum Frieden.

Bei weitem noch größere Kühnheit und einen unbegrenzten Einfluß auf die Gemüther seiner Krieger bewies Erzbischof Albrecht 1148 in einem Kriege gegen den mächtigsten rheinischen Fürsten, den Pfalzgrafen Hermann II. Dieser hatte dem Grafen Otto vom Rhein das Schloß Triß widerrechtlich weggenommen und dasselbe stark befestigt, auch mit einer starken Besatzung belegt, um von da aus einige Gebiete des Erzstifts, auf die er Ansprüche zu haben glaubte, zu erobern. Albrecht, der die ihm von diesem Schlosse drohende Gefahr wohl zu würdigen wußte, ließ sich von dem Grafen das Besitzrecht darauf übertragen, forderte es als Stiftseigenthum von dem Pfalzgrafen zurück und schritt, als derselbe die Herausgabe verweigerte, zum Angriff. Doch die Burg war auf das stärkste befestigt, die Besatzung zahlreich und mit allen Bedürfnissen auf das reichlichste versehen und daher keine Aussicht vorhanden, sie mit Gewalt zu nehmen. Dennoch umstellte Albrecht die Burg und wiederholte seine Angriffe mit dem festen Entschluß, nicht abzulassen, bis er das Schloß erobert haben würde. Dieses zu verhindern, eilte der Pfalzgraf unerwartet mit einem großen Heere herbei und erschien im Rücken der Belagerer, bevor diese Zeit gehabt hatten, Verstärkungen an sich zu ziehen oder ihr Lager durch Verschanzungen zu decken. Der Erzbischof befand sich nun in der allergefährlichsten Lage und seine Freiheit, sein Leben, das Wohl des Erzstifts stand auf dem Spiel, denn der Pfalzgraf, ein rauher, zur Billigkeit

nicht geneigter Mann, war ein bewährter Kriegsheld, sein Heer dem erzbischöflichen doppelt überlegen und dieses hatte im Kampfe mit dem pfalzgräflichen überdem einen Angriff im Rücken von der Besatzung der Burg zu bestehen. Kein Wunder, wenn in dem erzbischöflichen Heere, dessen Untergang unvermeidlich schien, allen der Muth entsank und Jeder den Tod oder die Gefangenschaft für gewiß hielt, da auch der Kühnste dem übermächtigen Feind einen erfolgreichen Widerstand zu leisten nicht hoffen durfte. Erzbischof Albrecht übersah die Gefahr und überzeugte sich, daß die physische Stärke seiner Krieger nicht ausreiche, sie zu überwinden, daher er sie mit der geistigen zu vermehren beschloß. Er stellte sein Heer in eine doppelte Schlachtreihe auf, trat mit dem Kruzifix in der einen, mit der Stiftsfahne in der andern dazwischen und redete seine Krieger also an: „Streiter des heiligen Petrus! Vertheidiger seiner Kirche, die Ihr heute seiner und Gottes gerechter Sache wegen Euern sterblichen Leib dem feindlichen Schwerte entgegen stellen sollt, habt Vertrauen zu Eurem Schutzpatron, er wird Euch mit seinen himmlischen Heerschaaren beistehen, mit unsichtbaren Schildern decken und Ihr werdet siegen. Schauet dieses den Feinden der Kirche Christi schreckliche Zeichen des heiligen Kreuzes. Der Pfalzgraf hat darauf Treue geschworen, als ich ihn zum Beschützer der Kirche weihete. Ich werde es ihm im Kampfe vor die Augen halten und er wird vor dem Beweise seines Meineides erbeben. Wohlan, meine Söhne! bereitet Euch zum Kampfe, ich ertheile Euch den Erlaß Eurer Sünden, damit Ihr, fallet Ihr im Kampfe, sogleich zur himmlischen Freude eingehet.“ Nachdem er diese Rede geendet, stellte er sich an die Spitze seines Heeres und führte es gegen den Feind. Als die Schaaren des Pfalzgrafen die begeisterten Krieger des Erzstiftes und den Erzbischof mit Kreuz und Fahne

in der Hand herannahen sahen, gemahnte es sie, als ob der Erzengel Michael mit den himmlischen Heerschaaren erscheine. Sie verloren den Muth zum Kampf; statt die Waffen zu erheben, sanken sie auf die Knie und erhoben betend die Hände. Dem Pfalzgrafen blieb bei dieser Stimmung seiner Krieger nichts übrig, als schnell die Hand zur Versöhnung zu bieten. Er übergab die Feste dem Erzbischofe und schloß Frieden mit ihm und so hatte Albrecht durch seine Geistesüberlegenheit seinen gefährlichsten Feind überwunden.

XV. Ermordung des Erzbischofs Arnold von Mainz.

Beinahe um die Mitte des 12ten Jahrhunderts saß Heinrich I. auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz. Er war ein zwar gutmüthiger, doch schwacher Fürst, der sich manche Verstöße gegen die Sitten und auch gegen die Weltklugheit zu Schulden kommen ließ, dabei aber aller Kraft ermangelte, die übeln Folgen davon abzuwenden, oder auch nur den guten Schein zu retten. Seine Schwäche machte einer ihm abgeneigten Partei im Domkapitel und auch unter den Mainzer Bürgern den Muth, sich gegen ihn aufzulehnen und um ihre Widersetzlichkeit zu beschönigen, verklagten sie ihn mancherlei Vergehungen wegen in Rom. Bekannt war es längst, daß in Rom nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Gunst geurtheilt wurde und Erzbischof Heinrich sah ein, daß es nöthig sey, den päpstlichen Hof für sich zu gewinnen, wenn er sich große Verdrüßlichkeiten ersparen wolle. Er hatte einen Freund und Vertrauten, den Propst von St. Peter, Arnold von Selnhoven, einen klugen und verschmitzten Mann, der ihm seine Würde zu danken hatte. Diesem gab er eine große Geldsumme und sandte ihn nach Rom, damit er den Papst für ihn gewinne und seine Ankläger zum Schweigen bringe. Arnold hatte gegen seinen Wohlthäter Dankbarkeit und treue Freundschaft geheuchelt, doch besann er sich keinen Augenblick, ihn zu verrathen, um auf den Untergang desselben sein eigenes Glück zu gründen. Er wußte zuerst den Kaiser Friedrich I., der sich

öfter seines Raths bediente, für sich einzunehmen, bei dem Papste aber verläumdete er den Erzbischof noch ärger, als es dessen bitterste Feinde gethan hatten und die empfangenen Summen wandte er zu Bestechungen für sich selbst an; sein Bemühen gelang ihm so wohl, daß ihm der Papst die erzbischöfliche Würde verhieß.

Um den Schein des Rechts zu behaupten, sandte der Papst zwei Kardinäle nach Deutschland, die Beschwerden gegen Erzbischof Heinrich zu untersuchen. Wie vorherzusehen war, fanden sie ihn schuldig und verurtheilten ihn zur Absetzung. Als der unglückliche Prälat sein Urtheil empfing, da sagte er: „Ich könnte von Eurem Ausspruch wohl noch an den Papst appelliren, doch was würde das mir helfen? So appellire ich denn an einen gerechtern Richter, an Jesus Christus, und lade Euch vor dessen Richterstuhl vor, dort werdet Ihr mir Rede stehen müssen, denn Ihr habt nicht nach Recht und Gewissen, sondern nach Willkühr und nach Bestechlichkeit gerichtet.“ Spottend antworteten ihm die Kardinäle: „Geh du voran, wir wollen Dir schon folgen.“ Die Sage will, daß beide Kardinäle binnen Jahresfrist eines plötzlichen Todes starben. Den Erzbischof Arnold, denn dieser erhielt nun das Pallium, ereilte aber, wenn auch später, eine schreckliche Strafe seines Verrathes.

Nicht sobald hatte er sich in seiner Würde befestigt, als er alle Laster, deren er seinen Vorgänger angeklagt hatte, in einem weit stärkern Grade als jener trieb. Stolz auf seine Erhebung und auf die Gunst des kaiserlichen Hofes führte er einen glänzenden Hofstaat, ging stets prächtig gekleidet und betrug sich, obgleich er aus einer Patrizierfamilie zu Mainz stammte, sowohl gegen die Bürger, als gegen die Adeligen seines Erzstiftes mit unerträglichem Hochmuth, mit den benachbarten Fürsten aber

war er unaufhörlich in Fehden verwickelt, von denen besonders die, welche er mit dem Pfalzgrafen Hermann II. vom Rhein führte, langwierig und blutig waren. Lange verheerten beide ihre Länder und als Arnold seinen mächtigen Gegner nicht zu überwältigen vermochte, da that er ihn in den Bann. Der Pfalzgraf rächte sich dafür durch einen Einfall in das Mainzer Gebiet und richtete große Verwüstungen darin an. Schon vor dem Beginn dieser Fehde hatte Kaiser Friedrich, der nach Italien gezogen war, einen allgemeinen Landfrieden geboten, da aber der Pfalzgraf und der Erzbischof dieses Gebot übertreten hatten, da lud sie beide der Kaiser bei seiner Rückkunft zur Verantwortung vor und verurtheilte sie als Landfriedensbrecher zur Strafe des Hundetragens. Der Pfalzgraf mußte diese Strafe mit allen seinen Verbündeten wirklich erdulden, der Erzbischof wurde seines Standes wegen zwar für seine Person damit verschont, doch mußten seine Lehnsleute und Verbündeten sie leiden. Diese Schonung erweckte ihm noch mehrere Feinde, als er ohnedem schon hatte und er wurde, da er des Krieges und seines großen Aufwandes wegen das Land mit schweren Abgaben bedrücken mußte, täglich verhaßter. Als er die Bürger von Mainz einer Reise wegen, die er nach Rom thun mußte, mit einer Steuer belegen wollte, da weigerten sie sich auf das bestimmteste und während seiner Abwesenheit kam eine Verschwörung gegen ihn zu Stande, deren Häupter der Patrizier Mengott, der Propst Burkhard von St. Peter und der Abt Gottfried von Jakobsberge waren. Emmerich, Mengotts Sohn und der Abt Gottfried gingen selbst nach Italien, um bei dem Kaiser gegen den Erzbischof Klage zu führen, sie wurden aber mit Verachtung abgewiesen und nun erreichte die Erbitterung der Mainzer gegen Arnold den Gipfel.

Der Erzbischof, unterdeß aus Italien zurückgekehrt, war in Mainz seines Lebens nicht mehr sicher. Schon bei der Heimkehr verschlossen ihm die Bürger die Thore und als er später dennoch nach Mainz kam, um eine Synode zu halten, da drangen die Bürger in den Bischofshof ein, um den Erzbischof gefangen zu nehmen. Zwar gelang es ihm mit, Hilfe seiner Hofleute sich durch die Flucht zu retten, doch die Bürger steckten den Bischofshof in Brand, plünderten die Häuser der Geistlichen von Arnolds Partei und verschonten mit ihren Zerstörungen selbst die Domkirche nicht. Um diese Unordnung zu dämpfen, setzte der Kaiser einen Fürstentag an, lud beide Theile vor und hörte ihre Klagen an. Die Fürsten verdammten die Häupter des Aufruhrs zum Tode. Der Kaiser milderte aber das Urtheil und brachte auf die Bitte Arnolds einen Vergleich zu Stande, nach welchem die Bürger die Domkirche reinigen, allen Schaden ersetzen und den Erzbischof als ihren rechtmäßigen Fürsten anerkennen sollten. Die Häupter der Verschwörung wurden aus der Stadt verwiesen; sie riethen den Bürgern, sich dem kaiserlichen Spruch zu unterwerfen und ihre Rache auf einen gelegenern Zeitpunkt aufzuschieben. Das thaten denn auch die Bürger, ließen aber die Verwiesenen heimlich in die Stadt und verabredeten mit ihnen den Untergang Arnolds.

Damals lebte in dem Kloster zu Bingen als Aebtissin die berühmte heilige Hildegarde, die in dem Rufe stand, den Geist der Weissagungen zu besitzen. Diese schrieb an Arnold: „Wende Dich zum Herrn, denn die Zeit Deines Todes ist nahe." Auch ein Freund des Erzbischofs, der Abt von Erbach, warnte ihn vor den Umtrieben der Mainzer, Arnold aber entgegnete ihm: „die Mainzer sind Hunde, die nur bellen, aber nicht beißen können!" Als Hildegard

dieses hörte, ließ sie ihm sagen: „Den Hunden sind die Ketten abgenommen, sie werden Dich zerreißen.“ Diese Warnungen ließ Arnold unbeachtet und ging 1160 nach Mainz, um die Bürger völlig zu unterwerfen. Zu seiner Sicherheit glaubte er genug gethan zu haben, wenn er seine Wohnung nicht in dem Bischofshofe, sondern im Jakobskloster nähme, welches zu der Zeit noch außerhalb der Stadtmauern lag. Da sein Stammhaus ganz in der Nähe dieses Klosters lag, so hielt er sich für ganz sicher, doch war es gerade der gefährlichste Ort, den er wählen konnte, denn der Abt zu St. Jakob war sein erbittertster Feind und mit den Bürgern zu seinem Untergange einverstanden. Er beobachtete alle Schritte des Erzbischofs und gab ihnen Anleitung, auf welche Weise und zu welcher Zeit sie ihren Angriff thun sollten. Dieser Anweisung gemäß versammelten sich die Verschworenen bei Nacht und mit Tagesanbruch zog Emmerich, Mengotts Sohn, an der Spitze der Bürger vor das Kloster, umstellte es und rüstete sich zum Angriff.

Als der Bruder des Erzbischofs, Dudo von Selnhoven, die Bürger nach dem Kloster ziehen sah, da eilte er voran, um seinen Bruder zur Flucht zu bewegen. Der aber hatte beim Herannahen der Gefahr alle Entschlossenheit verloren; bald wollte er als Mönch verkleidet entfliehen, bald mit den Waffen in der Hand sich vertheidigen; endlich floh er auf einen Thurm und flehte von da herab um Schonung. Unterdeß hatten die Bürger die Thore gesprengt und warfen Steine und brennende Fackeln in die Abtei. Umsonst versuchte das kleine Gefolge des Erzbischofs ihren Herrn zu vertheidigen, bald lagen alle, die sich den Bürgern entgegengestellt hatten, erschlagen da und nun stürmte das wüthende Volk durch die Kreuzgänge und Zellen der Mönche, um den Erzbischof aufzusuchen.

Als er endlich gefunden, da packten ihn die Wüthenden, schmähten und mißhandelten ihn; ein Bürger, Namens Heliger, durchstach ihn mit einem Dolche, ein anderer, Bunger, ein Fleischer, spaltete ihn mit der Axt den Kopf. Unzählige Stiche und Hiebe wurden dem schon kalten Leichnam beigebracht und dann der Entseelte unbekleidet und verstümmelt in einen Graben geworfen. Dort blieb der Körper noch nicht von Mißhandlungen verschont; die Bürger gestatteten nicht, daß er fortgebracht wurde; die Bauerweiber, die aus benachbarten Dörfern zu Markte kamen, bewarfen ihn mit stinkenden Käsen und faulen Eiern und nur nach einigen Tagen, als die Wuth etwas nachgelassen hatte, wagten es die Chorherrn zu unserer lieben Frauen, ihn heimlich zu begraben.

Endlich kamen doch die Verschwornen zur Besinnung und bedachten, daß dieser schreckliche Frevel nicht unbestraft bleiben würde. Um sich gegen die Rache des Kaisers zu schützen, fanden sie kein anderes Mittel, als die schnelle Wahl eines neuen Erzbischofs. Eigenmächtig beriefen sie Rudolf von Zähringen auf den erzbischöflichen Stuhl, weil dessen Vater ein Feind des Kaisers war und sie einen Rückhalt an dem mit dem Kaiser verfeindeten Papste zu haben glaubten. Um dem neugewählten Erzbischofe die Mittel zu verschaffen, sich Freunde am päpstlichen Hofe zu erwerben, raubten sie ein beträchtliches Stück von dem großen 600 Pfund schweren goldenen Kreuze, welches einst Willigis der Domkirche geschenkt hatte; doch der Papst verwarf diese Wahl, allein der an der Kirche begangene Raub blieb unersetzt.

Kaiser Friedrich I., der unterdeß Kunde von der Gräuelthat erhalten hatte, berief einen Fürstentag nach Erfurt, um den Fürstenmord zu bestrafen. Sobald die Verschwörer davon Nachricht erhielten, entflohen sie, nur der Fleischer

Bunger ward ergriffen und sogleich auf eine qualvolle Weise hingerichtet, darauf verhängte der Fürstenrath über die Stadt die Acht, belegte den Abt von Jakobsberge mit der Acht und Aberacht und verdammte die Mönche des Klosters zum Kerker. Die Thürme und Mauern der Stadt wurden niedergerissen, alle Freiheiten der Bürger vernichtet, die Mehrzahl der Bürger war entflohen, die übrigen ohne Schutz und Sicherheit wurden von Räubern und Dieben ausgeplündert und erschlagen. Alle Gewerbe lagen darnieder, Mainz verödete beinah völlig und in den menschenleeren Straßen trieben sich unter Schutt und Trümmern Wölfe umher.

XVI. Die heilige Hildegarde und ihre Weissagungen *).

Unter den vielen ausgezeichneten Personen, die in dem thatenreichen zwölften Jahrhundert auf dem vielbewegten Schauplatz der Geschichte handelnd auftreten, spielte die heilige Hildegard eine nicht unwichtige Rolle. Sie ist eine wunderbare und dem deutschen Volke so ganz eigenthümliche Erscheinung, daß andere christliche Völker im Mittelalter durchaus keine ähnliche aufzuweisen haben. Was Tacitus und Andere von dem großen Ansehen und dem unbegrenzten Einfluß heiliger weissagender Frauen, der Velleda, Ganna u. a. berichten, das wiederholt sich bei der heiligen Hildegard, durch deren Aussprüche sich die Deutschen, wie einst ihre Urväter durch Velleda zu einem Bunde gegen die Römer, nun zu einem Kreuzzuge bestimmen ließen. Der Kaiser, die Fürsten, der Adel, die Priester, das Volk, alle glaubten unbedingt an die Weissagungen der Heiligen, alle leisteten ihren Geboten Folge. Ihre Strafreden und Vorhersagungen wurden für göttliche Eingebungen erklärt, obgleich sie die Geistlichen nicht im mindesten schonte, vielmehr die Laster derselben ohne alle Hehl rügte. Die Ursachen des so unbe-

*) Die Aufnahme dieser Darstellung, die ihrem Titel nach allerdings nicht in die gegenwärtige Sammlung zu gehören scheint, wird durch die darin vorkommende Sittenschilderung der Geistlichkeit damaliger Zeit gerechtfertigt. Außerdem ist sie hoffentlich den Lesern ihres interessanten Inhalts wegen nicht unwillkommen.

grenzten Ansehens dieser heiligen Frau sind wohl mehrmals in Frage gekommen, doch noch nie genügend erklärt worden. Daß sie eine Betrügerin war, die durch grobe Täuschungen dem Volke als Wunderthäterin erscheinen wollte, wird Niemand zu behaupten wagen, der ihre Wirksamkeit ohne Vorurtheil erwägt, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß der heilige Bernhard sich ihres Einflusses bediente, um die Deutschen zu dem großen Kreuzzuge aufzuregen. Ausgemacht ist, daß sie, weder Betrügerin noch Betrogene, fest an ihre Sehergabe glaubte, und nicht bestritten kann es werden, daß mehrere ihrer Weissagungen beinahe wörtlich eingetroffen sind. Das gilt unter andern auch von einer, in welcher sie die Auflösung des deutschen Reiches und den Verfall des Papstthums vorher sagt und die auch deßhalb merkwürdig ist, weil sie eine genaue Sittenschilderung der vornehmen Geistlichen damaliger Zeit enthält. Die Mittheilung eines Auszuges derselben dürfte um so mehr gerechtfertigt erscheinen, da sich mehreres darin findet, was sich ohne großen Zwang auf die neuesten Zeiten übertragen läßt. Es folgt daher Einiges daraus, nachdem wir nur vorher in kurzen Worten mit dem Leben und Wirken der Heiligen bekannt gemacht haben werden.

An dem Hofe des Grafen Meginhard von Spanheim, und nahe mit ihm verwandt, lebte der Ritter Hildebrecht von Böckelheim, dessen Hausfrau, Mathilde, ihm im Jahre 1097 eine Tochter gebar, welche den Namen Hildegard erhielt. Die sowohl, als ihre Base, Chiltrude, des Grafen Tochter, wurden noch im frühen Kindheitsalter zur Vollendung ihrer Erziehung nach dem Kloster auf dem Desibodenberge gegeben, in welchem Jutta, die Schwester des Grafen Meginhard, Aebtissin war. Beide Jungfrauen wurden noch im zarten Jugendalter von der Geschichte des Lebenswandels des heiligen Ruprechts so begeistert,

daß sie der Welt entsagten und sich dem Klosterleben widmeten, wozu sich ihr Beruf auch durch Gesichte und Erscheinungen bekundete, deren sie von Kindheit an gewürdiget wurden. Hildegard hatte zwar keinen gelehrten Unterricht genossen, doch legte sie sich mit großem Eifer auf die Wissenschaften, besonders aber auf die Theologie und Arzneikunde und obgleich sie von dem Weltleben geschieden war, so blieben ihr doch die wichtigsten Zeitbegebenheiten nicht fremd und sie hielt sich für von Gott dazu berufen, durch Ermahnungen, Rathschläge und Vorhersagungen darauf einzuwirken. Sie selbst äußert sich über ihre Sehergabe in folgender Art: „Ich erhebe meine Hände zu Gott und werde von ihm, gleich einer vom Winde bewegten Feder, der es an Schwerkraft fehlt, getragen, so weit ihm gefällt. — — Schon von meiner Kindheit, als meine Glieder noch nicht erstarkt waren, bis gegenwärtig in meinem siebenzigsten Jahre, hatte meine Seele Erscheinungen. Mein Geist wird, so wie Gott es will, zur Höhe des Firmaments in die verschiedenen Regionen der Luft oder unter verschiedene Völker, obwohl durch ferne Länder von mir getrennt, getragen. Da nun mein inneres Auge auf diese Weise wahrnimmt, so gestalten sich die Erscheinungen nach der Beschaffenheit der Wolken und der Geschöpfe verschieden. Diese Dinge erblicke ich nicht allein mit meinen körperlichen Augen, noch fasse ich sie durch meine Sinne oder durch meine gewöhnlichen Gedanken, sondern durch meinen Geist, doch bei offenen Augen und so, daß ich dabei nie eine Verzuckung gefühlt, sondern dergleichen Gesichte wachend bei Tag und bei Nacht erhalten habe.“

Obgleich dem beschaulichen Leben gewidmet, stand Hildegard doch mit den einflußreichsten und mächtigsten Personen ihrer Zeit in Verbindung, briefwechselte mit ihnen

und ertheilte ihnen Rathschläge, oft auch unaufgefordert Warnungen und Ermahnungen. Ihre für jenes Zeitalter ganz ungemeine Gelehrsamkeit und ihr tiefer Verstand erwarben ihr die Achtung der gelehrten Geistlichen, ihr Scharfblick in Staatsangelegenheiten machte sie den Fürsten werth, durch ihre Frömmigkeit und durch ihre Sehergabe gewann sie die Verehrung aller Stände.

So lange die Aebtissin Jutta lebte, blieb Hildegard in dem Kloster zu Desibodenberg, sobald aber ihre geliebte Lehrerin gestorben war, begab sie sich nach dem unfern Bingen gelegenen Ruprechtsberge, lebte daselbst als Einsiedlerin und gründete dann ein Kloster, welches der Erzbischof von Mainz und der Graf von Spanheim auf ihre Bitte mit Güter ausstatteten und dessen erste Aebtissin sie wurde. Der heilige Bernhard rechnete, als er die Deutschen 1145 zu dem allgemeinen Kreuzzuge zu bewegen wünschte, besonders auf die Mitwirkung der heiligen Hildegard und der Erfolg zeigte, daß er deren Einfluß richtig gewürdigt. Er besuchte sie, bewunderte ihre Schriften, ließ sie nebst den Weissagungen der Heiligen auf einer Kirchenversammlung zu Trier und von dem Papst für göttliche Eingebungen erklären und dann vermochte er die fromme Aebtissin, seine Ermunterungen der Deutschen zum Kreuzzuge zu unterstützen.

Hildegard, von den honigtriefenden Worten des heiligen Abtes begeistert und von dem Geiste der Weissagung ergriffen, willigte gern in sein Begehren; sie schrieb an den Papst, den Kaiser, an die Fürsten und Bischöfe, rügte ihre Laster und ihre Uneinigkeit und ermahnte sie zum Kreuzzuge. Während Bernhard am Rheine predigte, bestieg Hildegard den Feldberg, den höchsten in den Rheinlanden, und flehete daselbst mit emporgehobenen Händen für den guten Fortgang des Unternehmens. Sie hielt die

Arme so lange zum Himmel empor, bis sie ermattet zu Boden sank. Daß ein solcher Eifer die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlte, war wohl begreiflich.

In der berühmten Weissagung, in welcher sie den Verfall und die Auflösung des deutschen Reiches beinah mit klaren Worten vorhergesagt hat, worin aber ohne großen Zwang mehrere Aeußerungen auf eine uns ganz nahe liegende Zeit, ja auf eine uns noch bevorstehende Zukunft gedeutet werden könnten, finden sich folgende merkwürdige Verkündigungen.

„Der da war, ist und seyn wird, spricht zu dem Hirten seiner Kirche. Der da war, wollte bilden das Geschöpf zum Zeugniß von ihm selbst, daß er Alles nach seinem Willen hervorbringen kann. Der da ist, hat jegliches Geschöpf hervorgebracht, zu zeugen, daß alles hervorging durch seines Willens Kraft. Der da seyn wird, wird einst alles läutern und erneuern, damit das Verborgene offenbar werde. O meine Söhne, spricht der Herr, die ihr meine Schaafe weidet, warum erröthet ihr nicht ob des Meisters ermahnender Stimme? Die vernunftlosen Geschöpfe erfüllen ihres Meisters Gebote, warum denn nicht auch ihr? Gleich der Sonne berief ich euch, die Menschen zu erleuchten, doch ihr seyd gleich der verdunkelten Nacht. Weh euch! Ihr sollt dem Berge Zion gleichen, auf welchem Gott wohnet, doch gleich Lotterbuben, die dessen nicht gedenken, was ihnen frommt, sondern nur thun, was ihren Begierden schmeichelt, jaget ihr euren Lüsten nach. Statt den Aposteln ähnlich zu seyn, von denen geschrieben steht: gehet hin in alle Welt, seyd ihr in weltlicher Eitelkeit so erschlafft, daß ihr bald als Krieger, bald als Knechte, bald als Possenreißer oder Sänger auftretet oder in märchenhaften Aemtern Fliegen verjagt. Durch Belehrung aus den heiligen Schriften, die des göttlichen

Geistes voll, solltet ihr Säulen der Kirche seyn, doch aus Geiz und Wollust versäumt ihr eure Untergebenen zu unterrichten und lasset die Kirche verfallen. Darum wird das Volk sich erheben und zu den Laienfürsten sich wenden und ihnen zurufen: Wie möget ihr dulden unter euch diese Menschen, deren Laster die Erde besudeln; sie sind Trunkenbolde und Wollüstlinge, die der Kirche den Untergang bereiten werden, wenn ihr sie nicht aus eurer Mitte entfernt. Wenn dann zu dem höchsten Richter im Himmel die Klagen gedrungen und von ihm vernommen seyn werden, wird er seine Rache über die Verächter seiner Gebote aussenden und sie der Willkühr ihrer Feinde überantworten, die also sagen werden: Wie lange noch wollen wir diese reißenden Wölfe über uns dulden? Sie sollen unserer Seelen Aerzte seyn, sind es aber nicht; doch da ihnen die Macht verliehen zu predigen, zu binden und zu lösen, so zähmen sie uns gleich wilden Thieren. Ihre Sünden kommen über uns und die Kirche verdorret durch sie. Sie lehren nicht, wie sie sollten, sondern verdrehen das Gesetz und verschlingen wie reißende Wölfe ihre Schafe. Obgleich sie selbst sich des Saufens, der Hurerei und des Ehebruchs schuldig machen, verurtheilen sie uns doch schonungslos wegen dergleichen Verbrechen. Wie ziemt es sich, daß diese geschornen Köpfe, mit Stola und Meßgewand geschmückt, mehrere Krieger und bessere Rüstungen haben, als wir? Der Priester soll so wenig ein Krieger, als der Krieger ein Priester seyn; deßhalb wollen wir ihnen nehmen, was sie gegen Recht und Billigkeit besitzen und nur das lassen, was sie zu unserer Seelen Heil bedürfen."

„Zu gleicher Zeit wird auch die Ehre, Macht und Gewalt der römischen Kaiser, wodurch sie das Reich geschirmt, gemindert werden, durch ihre Schuld, weil sie feig und nach-

lässig regieren und nicht mehr wie früher leben. Zwar werden sie noch wohl von den Unterthanen Ehrfurcht und Gehorsam fordern, doch ohne zu bedenken, daß die Unterthanen von ihnen Frieden und Gerechtigkeit erwarten. Das wird der Grund seyn, daß viele Könige, Fürsten und Völker, die zuvor dem römischen Reiche unterworfen, sich davon trennen und ihm nicht mehr ergeben seyn werden. Jede Landschaft, jedes Volk wird sich selbst einen Fürsten wählen, dem es gehorchet und sagen, der Umfang des Reiches ist uns mehr eine Last, als eine Ehre gewesen. Ist aber das römische Reich in der Art zerspalten, so daß es nicht mehr gebessert werden mag, so wird auch das Ansehen und die Macht des römischen Stuhles zersplittert; denn wenn weder die Fürsten, noch die übrigen Menschen in Rom Religion mehr finden, werden sie auch die päpstliche Würde gering achten und sich Priester und Bischöfe unter andern Namen erwählen, so daß dem römischen Papste wenig mehr übrig bleiben wird, als die seinem Sitze nahe gelegenen Orte, die zu seinem Sprengel gehören. Solches wird theils durch den Krieg, theils durch das Bemühen derer geschehen, die da den Fürsten anrathen, ihre Völker selbst zu regieren und den Bischöfen ihre Untergeordneten in strenger Zucht zu erhalten."

Der Rest der Weissagung könnte von Uebelwollenden auf die Gegenwart und nächste Zukunft gedeutet werden und der guten Heiligen noch verdrüßliche Händel mit der Censur zuziehen, daher wir es am gerathensten halten, die Bekanntmachung derselben zu unterlassen.

XVII. Engelbrecht I. von Köln Ermordung.

Ueber alle geistliche Fürsten seiner Zeit ragte Engelbrecht von Köln, ein geborner Graf von Berg, durch Macht, Ansehen und Weisheit hervor. Jede Eigenschaft, die einen Fürsten geachtet und beliebt machen kann, besaß er in einem vorzüglichen Grad; aber auch das Glück schien ihn ganz besonders zum Liebling erkohren zu haben und war ihm von Natur eine überreiche Fülle von Thatkraft verliehen worden, so trafen auch die günstigsten Umstände zusammen, daß er sie auf die ruhmwürdigste Weise in Anwendung bringen konnte. Als Engelbrecht im J. 1213 auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben wurde, war das Erzstift unlängst nach dem Sturze Heinrich des Löwen durch das Herzogthum Westphalen vergrößert worden. Viel gab es in dem neu gewonnenen Gebiet zu gestalten und zu ordnen, auch in den alten Stiftslanden bedurfte manches einer Verbesserung. Engelbrecht gestaltete, ordnete, verbesserte mit solcher Einsicht, daß ihm der Ruhm eines weisen Fürsten zu Theil wurde. Er besaß eine schöne Leibesgestalt, verbunden mit einem edeln, majestätischen Anstand und mit einem milden, wohlwollenden Benehmen. Diese Vorzüge wußte er durch eine zierliche Kleidung und durch eine seinem Range angemessene Pracht geltend zu machen und gewann dadurch die Herzen des Volkes, welches ihn als einen Heiligen verehrte. Aber auch die Frauen waren ihm zugethan und strebten nach seinem Umgange; die Gräfin Mathilde von Wied ging in ihrer Anhäng=

lichkeit an ihn so weit, daß sie ihm zu Liebe das Erzstift zum Erben der ihr gehörigen ganzen untern Grafschaft Wied einsetzte.

Nicht weniger wie um sein Erzstift machte sich Engelbrecht um das deutsche Reich verdient. Er war Kaiser Friedrich II. festeste Stütze, als dieser noch des Beistandes der Reichsfürsten bedurfte, um sich gegen Otto von Braunschweig auf dem deutschen Throne zu behaupten und strebte unablässig, den Zerrüttungen ein Ende zu machen, worin die Angelegenheiten des Reiches während der langen Bürgerkriege gerathen waren. Sein Bemühen fand Anerkennung; die Fürsten zollten ihm die verdiente Achtung, gaben bereitwillig seinen Rathschlägen Gehör und als Kaiser Friedrich nach Italien zog, da ernannte er den Erzbischof als den würdigsten von allen Fürsten zum Reichsregenten und zum Vormunde seines Sohnes, des jungen Königs Heinrich.

Engelbrecht zeigte sich dieses Vertrauens würdig und führte die Zügel der Herrschaft mit kraftvoller Hand. Das deutsche Reich befand sich damals in einem traurigen Zustande; die Raubfehden hatten überhand genommen, eine schauderhafte Rechtlosigkeit war eingetreten und die schreiendsten Verbrechen wurden ungestraft begangen, da bei dem langen Streit um die Krone jeder Verbrecher des Schutzes der Partei, für die er sich erklärte, genoß. Engelbrecht hielt mit großer Strenge den Landfrieden aufrecht, strafte die Raubritter unerbittlich und um den so häufig begangenen Frevelthaten, besonders im nordwestlichen Deutschland, eine Grenze zu setzen, gab er der heiligen Fehme ihre in ein grauenvolles Dunkel gehüllte Einrichtung, die, wenn gleich später ausgeartet, doch damals sich als höchst zweckmäßig zeigte; auch übernahm er selbst das Amt eines obersten Stuhlherrn dieses gefürchteten Gerichts. Die

große und vielseitige Wirksamkeit des Erzbischofs in den Reichsangelegenheiten zeigte bald die wohlthätigsten Folgen. Die öffentliche Sicherheit nahm zu, der Verbrechen wurden weniger begangen und ein glücklicher Zustand des deutschen Reiches schien sich begründen zu wollen. Zwar konnte das lang eingewurzelte Uebel nicht schnell aus dem Grunde gehoben werden, doch würde unfehlbar die Ordnung völlig hergestellt worden seyn, wenn Engelbrechts ruhmwürdiges Walten nicht zu frühe auf eine schreckliche Weise gehemmt worden wäre.

Die strenge und gerechte Herrschaft des Erzbischofs Engelbrecht war allen denen verhaßt, die durch Gewaltschritte und Willkührhandlungen zu gewinnen hofften. Zu ihnen gehörte auch Graf Friedrich von Isenburg, ein naher Verwandter des Erzbischofs. Friedrich war Schirmvogt des Klosters Essen und erlaubte sich als solcher Eingriffe in die Gerechtsame des Klosters, wodurch die Aebtissin genöthigt wurde, bei dem Erzbischofe Klage zu führen. Dieser gebot dem Grafen, die Rechte des Stiftes zu achten, doch Friedrich, ein eigensinniger, wilder Kriegsmann, gab den Ermahnungen Engelbrechts kein Gehör und zeigte sich überdem noch feindlich gegen ihn. Um allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, berief der Erzbischof eine Versammlung der westphälischen Bischöfe nach Soest und lud den Grafen von Isenburg zur Verantwortung vor. Dieser erschien zwar, vermochte sich aber nicht zu rechtfertigen und wurde nun von dem Erzbischofe mit einer Strafe bedroht, wenn er dem Kloster nicht erstatten würde, was er ihm genommen. Darüber wurde Friedrich gegen den Erzbischof so erbittert, daß er ihm den Tod schwur. In diesem Hasse gegen seinen hohen Anverwandten wurde Friedrich durch mehrere westphälische Grafen bestärkt, die auch Widersacher des Reichsverwesers waren. Engelbrecht

wurde nun vor den Anschlägen des Grafen gewarnt, doch glaubte er nicht, daß es derselbe auf sein Leben abgesehen habe. Dennoch scheint er nicht ohne eine Todesahnung gewesen zu seyn, denn er ließ sich noch in Soest von dem Bischofe zu Münster das heilige Abendmahl überreichen. Graf Friedrich stellte sich freundlich gegen ihn, versprach auf dem bereits ausgeschriebenen Reichstag zu Nürnberg zu erscheinen und seine Streitigkeiten mit dem Kloster Essen daselbst entscheiden zu lassen; dann schloß er sich an das Gefolge des Erzbischofs an und begleitete ihn bis nach Westhofen, wo er sich beurlaubte, um, wie er sagte, sich nach seiner Burg Nienbrüge zu begeben. Nun fing der Erzbischof an, Verdacht zu fassen und ließ sein bewaffnetes Gefolge an der Ruhrbrücke zurück, um den Uebergang des Grafen über den Fluß, der eben stark ausgetreten war, zu verhindern. Friedrich aber setzte mit einigen Verbündeten und fünf und zwanzig Knechten in der Nacht an einem andern Orte über den Fluß, eilte auf Richtwegen dem Erzbischofe voran und legte sich auf den Gevelsberg, eine Stunde von Schwelm, in einen Hinterhalt. Der Erzbischof kam nur von einigen Geistlichen, zwei Edelknaben und zwei Bewaffneten begleitet dahergezogen und als Friedrich plötzlich aus dem Dickigt mit seinen Reisigen hervorbrach, da konnte Engelbrecht keinen Widerstand leisten. Die Geistlichen entflohen, die Edelknaben und die beiden Bewaffneten wurden schnell von den Pferden gerissen und geknebelt und nun war der Erzbischof allein in den Händen seiner Mörder. Sein Pferd wurde gleich beim ersten Angriff verwundet, dennoch spornte er es an und würde vielleicht entkommen seyn, wenn nicht Herbert von Rückenrode, sein ärgster Feind, ihm in den Zügel gefallen wäre. Dieser warf den Erzbischof zur Erde; der raffte sich noch einmal auf und war nahe

daran zu entrinnen, als Graf Friedrich seine Knechte herbei rief und ihnen befahl, den Prälaten niederzuhauen. Engelbrecht vertheidigte sich mit vielem Muthe. Schon hatte er einen Hieb in den Kopf erhalten, schon war ihm eine Hand abgehauen, als er noch immer Widerstand leistete; da spaltete ihm aber ein Knecht Friedrichs den Kopf, Rückenrode rannte ihm das Schwert durch den Leib und die übrigen Mörder stachen und hieben so auf ihn zu, daß er aus sieben und vierzig Wunden verblutete. Noch wollte ihm Rückenrode den Kopf abhauen, da rief ihm aber Friedrich, der es auf einen Mord doch nicht abgesehen zu haben scheint, zu: „laß ab, es ist schon zu viel.“ Er ließ darauf den Mörder, der den entseelten Leichnam noch ferner verstümmeln wollte, mit Gewalt zurückreißen und entfloh. Nun fanden sich die beiden Edelknaben wieder ein. Der eine von ihnen erhob den Kopf des Sterbenden, der an seiner Brust den letzten Athemzug aushauchte, dann legten sie den Leichnam auf den Karren eines vorüberfahrenden Bauern und brachten ihn nach Schwelm. Daselbst strömte das Volk schaarenweis zusammen und klagte laut über den Tod des allgemein geliebten Kirchenfürsten. Dieser Mord geschah am 7. November 1225. Der Körper wurde nun nach Köln gebracht und schon am 15. November wählte das Domkapitel Heinrich von Mohlenmark zum Nachfolger des Ermordeten. Dieser ließ den Leichnam seines erschlagenen Vorgängers sieden, die Knochen künstlich zusammenfügen und mit dem blutigen Gewande bekleiden. So zog er mit den Gebeinen Engelbrechts in einem feierlichen Aufzuge nach Nürnberg, enthüllte vor der Reichsversammlung die Leiche und forderte die Reichsfürsten zur Rache auf. Die Fürsten sprachen die Acht und Aberacht über Friedrich von Isenburg und die übrigen Theilnehmer des

Mordes aus. Der neue Erzbischof hatte schon früher Isenburgs Besitzungen überfallen, bis in den Grund verheeren und seine Burgen brechen lassen. Friedrich wurde gefangen und zu Köln durch die Straßen geschleift, gerädert und dann geviertheilt, Engelbrecht aber von dem Papst für einen Märtyrer erklärt und seelig gesprochen.

XVIII. Der Pfaffenkampf und das Kloster Lorsch.

Das Kloster Lorsch war eine der ältesten und reichsten deutschen Reichsabteien und hatte daher öftere Anfälle von den Königen und von dem Kurfürst zu Mainz zu erleiden, die sich der großen Güter dieses Stiftes zu bemächtigen strebten. Siegreich hatte einst Abt Ulrich die Rechte seines Klosters gegen Kaiser Heinrich IV. vertheidigt und als er darauf bei dem Beilager dieses Kaisers zu Tribur erschien, da trat er mit beinah mehr als fürstlicher Pracht, von 1200 Rittern und Vasallen umgeben, auf. Ein solcher Aufwand verursachte aber den Verfall der Abtei. Die Aebte und Mönche lebten nicht ihrem Stande und ihrer Regel gemäß, sondern genossen wie Fürsten und Ritter die Freuden der Tafel und der Jagd. Dadurch brachten sie sich aber um alle Achtung und ihre Lehnsleute verloren die fromme Scheu, die sonst die Weltlichen vor dem geistlichen Gute hatten. Bei jeder Gelegenheit strebten die Vasallen und Vögte Kirchengüter an sich zu bringen und das Uebrige wurde in Schlemmerei verzehrt. Die Abtei gerieth immer tiefer in Schulden und die Aebte waren gezwungen, Kirchengüter zu verkaufen oder zu verpfänden. Die üble Aufführung der Mönche gab im dreizehnten Jahrhundert ein solches Aergerniß, daß Papst und Kaiser dem Erzbischof Siegfried II. von Mainz auftrugen, die Sitten und Kirchenzucht in dem Kloster zu verbessern. Es fand aber der Erzbischof, daß die Verderbniß bei den Mönchen schon zu tief eingerissen war, als daß ihr hätte

abgeholfen werden können; er beschloß daher das Kloster gänzlich aufzuheben und die Güter desselben mit seinem Erzstifte zu vereinigen. Um die Mönche für seine Absicht zu gewinnen, wollte er sie nach Mainz versetzen und daselbst unter die Domherrn aufnehmen, doch die Mönche hatten keine Lust, ihrem zügellosen Leben zu entsagen und widersetzten sich dem Antrage des Erzbischofs, so wie auch der ihnen anbefohlenen regelmäßigen Lebensweise. Diese Widerspenstigkeit veranlaßte endlich den Papst Gregor IX. und den Kaiser Friedrich II., die Abtei dem Erzstifte völlig zu übergeben. Gegen diese Schenkung machten aber sowohl die Mönche selbst als der Pfalzgraf am Rhein, als Schirmvogt des Klosters, Einsprüche. Der Erzbischof kehrte sich aber nicht daran, sondern trieb die alten Mönche aus dem Kloster und räumte es den Mönchen von Erbach, die nach St. Bernhards strenger Regel lebten, ein. Kaum waren aber die Bernhardiner in Lorsch eingeführt, als die vertriebenen Benedictiner mit Spießen, Schwertern und Kolben bewaffnet, nach Lorsch zogen und das Kloster stürmten. Es entstand ein Kampf, der eben so blutig als lächerlich war. Die schwarzen Benediktiner, von ihren Anhängern begleitet, drangen auf die weißen Bernhardiner ein, die Kappen, Skapuliere und Cucullen flogen im Hofe, in den Kreuzgängen und Sälen umher, geschorne und ungeschorne Köpfe erhielten tiefe Wunden. Die weißen Mönche blieben am Ende Sieger und trieben die schwarzen zurück; letztere aber riefen den Bischof von Worms und dessen Bruder, den Grafen von Leiningen, zu Hilfe und setzten sich wieder in den Besitz des Klosters. Der Erzbischof mußte alle mögliche List, mit Gewalt verbunden, aufbieten, bis ihm nach und nach gelang, die schwarzen Mönche zu überwältigen und die Abtei in eine Propstei zu verwandeln.

XIX. Die Ketzerverfolgungen im dreizehnten Jahrhundert.

Der Verfall des Kirchenthums offenbarte sich zu keiner Zeit des Mittelalters stärker, als am Ende des zwölften und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Das Papstthum stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Um dahin zu gelangen, hatte es den Erzbischöfen und Bischöfen mehrere ihrer wichtigsten Vorrechte, als die Ertheilung der Dispensationen, die Aufsicht über manche Klöster und über viele einzelne Geistliche, entzogen und sich die Entscheidung vieler Angelegenheiten vorbehalten, die sonst zur bischöflichen Gerichtsbarkeit gehörten. Dadurch war den Bischöfen alle Lust und aller Eifer für ihren geistlichen Beruf verleidet worden, sie betrachteten ihr Amt nur noch als eine ergiebige Einnahmequelle, die sie so gut als möglich benutzen wollten und suchten in äußerem Glanz und im Wohlleben Ersatz für das ihnen entzogene Ansehen und für die verminderte Würde ihres Amts. Das Verderben der Häupter ergriff auch die Glieder bald und im Kurzen war alle Zucht und Sitte von der Priesterschaft gewichen. Je freier und lockerer das Leben der Geistlichen wurde, um so mehrere drängten sich zu diesem Stande. Wer ein bequemes genußreiches Leben führen wollte, der kaufte von dem Bischofe das Recht, sich eine Platte scheeren zu lassen und erhielt dadurch alle Rechte und Vorzüge eines Geistlichen. Gegen baare Bezahlung war auch die Ordination zu erlangen und wer

sich diese erkauft hatte, dem stand nichts mehr im Wege, einträgliche geistliche Aemter und Würden zu bekleiden, selbst wenn er, wie das häufig der Fall war, weder lesen noch schreiben konnte und in allen kirchlichen und gelehrten Dingen gänzlich unwissend war. Nicht selten traten daher Personen, die den größten Theil ihres Lebens auf Schlachtfeldern, in Kriegeslagern oder an den Fürstenhöfen zugebracht hatten, in den geistlichen Stand, selbst ohne ihrer gewohnten Beschäftigung zu entsagen; viele Väter kauften für ihre jüngeren Söhne, während diese noch auf der Schulbank saßen, geistliche Aemter, und mancher Domherr oder Pfarrer kostete noch die Ruthe, wenn er schon im Besitz eines Amtes war, dessen Einkünfte seine Familie bereicherten. Daß unter solchen Umständen von einem geistlichen geregelten Leben die Rede nicht seyn konnte, ist natürlich, auch thaten es die Pfaffen den Laien im Prassen, Schwelgen, Aufwand in Kleidern und in jeder Art des Sinnengenusses zuvor und die Entbehrung des Ehestandes wurde ihnen um so weniger schwer, als sie für eine feststehende Taxe von dem Bischofe die Erlaubniß, sich eine Beischläferin zu halten, erkaufen konnten —, wenn noch ein Rest von Gewissensscrupel oder Schamgefühl sie abhielt, sich ohne Schranken in den Pfuhl gemeiner Sinnlichkeit zu wälzen.

Eine so bodenlose Verderbtheit der Geistlichkeit machte sie allen Laien, denen Tugend und Sittlichkeit nicht gleichgiltig waren, verächtlich, damit wurde aber auch bei Vielen der Glaube an die Lehren der Kirche wankend, das Verlangen nach einem vollkommneren Christenthum rege und Jeder, der ein solches zu lehren verhieß, fand, wenn er durch Sittenreinheit und andere hervorstechende Eigenschaften seinen Beruf dazu bekundete, bereitwilliges Gehör und zahlreiche Anhänger. Einige dieser Neuerer hatten

ihre Lehren von den Sekten des Morgenlandes entlehnt, und stellten tiefsinnige, dem großen Haufen unverständliche Grundsätze über mehrere Hauptgegenstände der Religion auf; Andere ließen die Grundlehren des Christenthums unangefochten, verwarfen aber Vieles oder Alles, was von den Concilien oder Päpsten hinzugethan war, um das Ansehen und den Einfluß der Kirche zu erweitern; noch Andere ließen die Lehren der Kirche unangetastet, eiferten aber gegen das ruchlose Leben der Geistlichen und behaupteten, daß jeder sittlichreine Mensch zur Verwaltung des Gottesdienstes geeignet und berufen sey. Alle diese verschiedenen Ansichten fanden ihre Anhänger, die sich von der herrschenden Kirche trennten und besondere Sekten bildeten, die dem Papstthume als dessen gefährlichste Feinde erschienen, da sie die Grundfesten seines Ansehens, den Glauben an die Allgemeinheit und Unfehlbarkeit der Kirche wankend machten. Papst Innocenz III., der einsichtsvollste, gewandteste und kraftvollste von allen, die auf dem römischen Stuhle gesessen, verfügte die Verfolgung und Ausrottung der Ketzer, die besonders im südlichen Frankreich zahlreich waren, mit Feuer und Schwert. Um aber das Verbreiten aller ketzerischen Lehren für die Zukunft zu verhindern, gebot er den Bischöfen ein Gericht niederzusetzen, welches allen Ketzereien nachspüren und sie auf das strengste bestrafen sollte. Dieß war der Ursprung des Inquisitionsgerichts, welches Papst Gregor IX. im Jahre 1229 förmlich einführte und dessen Hegung er den Dominikanern übertrug.

Wie in andern Ländern, so fanden sich auch in Deutschland ketzerische Sekten, wenn sie gleich hier nicht eine so große Verbreitung gewannen und ein so allgemeines Aufsehen erregten als in Frankreich. Besonders war der Sprengel des Erzbischofs von Trier von der Ketzerei

angesteckt. Es wurden darin drei Ketzerschulen bekannt und eine Schwärmerin, Luckhardis, die in dem Ansehen einer Heiligen stand, beklagte mit großem Jammern, daß Luzifer aus dem Himmel gestoßen sey und wollte durch ihr Gebet seine Zurückberufung bewirken. Sie wurde verbrannt und damit ihr Anhang für immer unterdrückt. Gefährlicher wurden andere Sektierer, wovon einige sich strenge an die Lehren der heiligen Schrift hielten, deren Bücher sie sich zu verschaffen gewußt hatten, andere die Taufe bei erwachsenen Menschen wiederholten, wieder andere die Brotverwandlung bei dem Abendmahl leugneten, oder behaupteten, daß sie wenigstens von einem sittenlosen Priester nicht bewirkt werden könne; noch andere verwarfen die Priesterweihe und die Firmelung und wiederum andere erklärten die Fürbitte der Heiligen für überflüssig. Diese und noch viele andere von den Lehren der Kirche abweichende Meinungen waren im Schwange und veranlaßten den Erzbischof Dietrich von Trier, sich mit dem größten Eifer die Ausrottung der Ketzerereien angelegen seyn zu lassen; Folter und Scheiterhaufen kamen an die Tagesordnung und nun fanden sich immer neue Ketzereien, denn mit dem Widerstande wuchs den Ketzern der Muth. Da jeder Verdächtige durch einen Eid die Reinheit seines Glaubens erhärten mußte, so fielen die Ketzer auf ein Mittel, sich der Untersuchung zu entziehen; sie wählten nämlich unter sich einen Erzbischof, den sie Dietrich und einen Papst, den sie Gregor nannten und nun schwuren sie, daß sie in ihren Glaubensmeinungen mit denen des Erzbischof Dietrich und des Papst Gregor übereinstimmten.

Alle diese Verfolgungen schienen aber noch nicht hinreichend, das Ansehen der Kirche in Deutschland und ihre unbegrenzte Gewalt über die Laien zu sichern; der Schrecken

sollte noch vermehrt und jeder Zweifel an ihre Unfehlbarkeit, jeder Versuch, selbstständig zu denken, durch die Furcht vor einem schmählichen martervollen Tode erstickt werden, darum wurde eine förmliche Ketzerverfolgung angeordnet und zum Haupt der Ketzerrichter ein Mann ernannt, der an Grausamkeit, blindem Eifer, rasender Verfolgungssucht, grobem Eigennutz und geistlichem Stolz nicht seines Gleichen hatte. Er erhielt unbeschränkte Vollmacht, Jeden ohne Unterschied anzuklagen, zur Untersuchung zu ziehen, zu verdammen, zu bestrafen; noch nie ist einem Menschen in den deutschen Landen eine so große Gewalt über Ehre, Freiheit, Vermögen und Leben seiner Mitmenschen eingeräumt worden, als diesem Ketzerrichter und nie hat Jemand einen schnöderen Mißbrauch damit getrieben als er.

Magister Konrad von Marburg, ein Dominikanermönch, war dieses Ungeheuer, welches mehrere Jahre hindurch Deutschland mit Mord und Schrecken erfüllte. Durch Heuchelei, anscheinende Sittenstrenge und wüthenden Eifer für die Kirchenlehren hatte er einen solchen Ruf erworben, daß er zur Verwaltung des Gottesdienstes bei dem Hofe des Landgrafen von Thüringen angestellt wurde und die heilige Landgräfin Elisabeth ihn zu ihrem Beichtvater wählte. Diese fromme Fürstin verleitete er zu vielen übertriebenen Bußübungen und Selbstquälereien, mißhandelte sie mit eigenen Händen und legte ihr die grausamsten Bußen auf, erlangte aber gerade dadurch ein solches Ansehen, daß der Papst ihm die Verfolgung und Bestrafung der Ketzer in Deutschland übertrug und ihm dazu eine so unbeschränkte Vollmacht ertheilte, daß er ganz nach Gutdünken verfahren konnte und keinem andern als dem Papste Rechenschaft von seinem Verfahren ablegen durfte. Mit diesem Auftrage versehen begann er sogleich seine Verfolgungen. Abgeschmackte Gerüchte hatten sich zu der Zeit von den

Ketzern verbreitet. Es hieß, in ihren geheimen Versammlungen erschiene ein Frosch von der Größe eines Ochsen, den die Ketzer auf den Hintern küßten; auch eine große schwarze Katze, der gleiche Ehrenbezeigungen erwiesen wurden. Andere gleich unsinnige Beschuldigungen wurden gemacht und Untersuchungen deßhalb eingeleitet. Konrad von Marburg nahm es stets für ausgemacht an, daß jeder Angeklagte auch schuldig sey und von Vertheidigung war gar keine Rede. Es blieb jedem der Ketzerei Verdächtigen nur die Wahl, ob er unbedingt seine Ketzerei freiwillig eingestehen und dann sich durch Uebernahme harter Büssungen und schimpflicher Strafen das Leben retten, oder ob er seine Unschuld beschwören und dann verbrannt werden wollte. Als Hauptankläger bediente sich der Ketzerrichter eines lüderlichen Weibes, Alaidis und eines ebenfalls sittenlosen Menschen, Amfried's. Alaidis klagte sich selbst früherer Ketzereien an und forderte angeblich den Feuertod, verhieß aber, wenn sich die Kirche ihrer bedienen wollte, viele Ketzer zu entdecken. Als ihr Anerbieten angenommen wurde, da klagte sie zuerst ihre Anverwandten in der Stadt Krefeld, die sie nicht hatten zur Erbin einsetzen wollen, der Ketzerei an und ließ sie verbrennen; dann wurden immer mehrere von ihr und von Amfried der Ketzerei beschuldigt, anfangs nur Bauern und Bürger, dann aber auch Edelleute, Geistliche und Grafen. Viele der Ketzerei Beschuldigte zogen den Feuertod vor, um nicht durch Lügen ihr Leben zu retten. Diesen versprach Konrad selbst den Märtyrertod; diejenigen, die nicht so starkmüthig waren, mußten, um sich zu retten, die Schule nennen, in welcher sie ihre Ketzerei erlernt hatten und die Namen derer, die an dem Unterricht Theil genommen hatten. Da sie nun aber wirklich nichts wußten, so baten sie die Ketzerrichter, ihnen selbst die Namen zu sagen, welche sie

nennen sollten. So wurden denn auch die Namen vieler Vornehmen, als die Grafen von Sayn, von Arberg, von Henneberg, Solms, die Gräfin Lotz und andere genannt und alle sogleich vor Gericht gezogen. Konrad gestattete keine Vertheidigung, keine Fürbitte, und die Furcht vor seinem Gericht war so groß, daß die Frau den Mann, ein Bruder den andern, der Knecht den Herrn und umgekehrt anklagte, da nur allein die Ankläger sicher vor Verfolgungen waren und nur durch Lügen und Bestechungen das Leben gerettet werden konnte. Ganz Deutschland gerieth dadurch in Verwirrung, Niemand war seines Lebens mehr sicher, Keiner traute dem Andern und auch die vornehmsten und kühnsten Männer wurden zaghaft, denn wer einmal dem Ketzerrichter als verdächtig bezeichnet war, der entging der Strafe nicht, er mochte so hoch gestellt seyn, als er wollte. Als endlich der Unfug überhand nahm, da lehnten sich der Erzbischof von Mainz, dann auch die Erzbischöfe von Trier und Köln und selbst die Dominikaner dagegen auf; doch Konrad kehrte sich nicht daran, sondern trieb sein Unwesen fort, bis doch endlich eine Klage gegen ihn auf einem Reichstage zur Sprache kam und durch den allgemeinen Unwillen den schrecklichen Verfolgungen ein Ziel gesetzt wurde.

Unter den vielen Vornehmen, die der Ketzerei beschuldigt wurden, war auch ein Graf von Sayn, ein rauher händelsüchtiger Kriegsmann, der sonst auch seinen mächtigsten Gegnern beherzt zu Leibe ging, jetzt aber durch die Furcht vor dem Feuertode so geschreckt wurde, daß er sich der Ketzerei schuldig bekannte und sich als Strafe dafür die Haare abscheeren ließ; darauf aber wandte er sich an den römischen König Heinrich und an die deutschen Kirchenfürsten und verlangte Abstellung dieses Unfuges. König Heinrich berief deßhalb im Jahre 1233 eine Reichs=

versammlung nach Mainz, auf welcher sowohl der Graf von Sayn, als auch der Ketzerrichter Konrad erschien. Die Ankläger und Zeugen gegen den Grafen gestanden, daß sie zu ihrem Zeugniß verlockt oder gezwungen worden wären und der Erzbischof von Köln erklärte nun den Grafen für einen rechtgläubigen Katholiken; dennoch gestand Konrad sein Unrecht nicht ein und die Sache mußte noch vor einen andern Reichstag in Frankfurt gebracht werden. Daselbst beschwuren so viele weltliche und geistliche Fürsten die Unschuld des Grafen, daß er vollkommen gerechtfertigt und Konrad wegen seiner unsinnigen Verfolgungswuth hart getadelt ward. Voll Zorn begab sich der Ketzerrichter hinweg und verschmähte das Geleit, welches ihm der König und der Erzbischof von Mainz anboten. Er wollte nach Marburg zurückkehren, wurde aber am 30. Juli 1233 auf dem Wege dahin durch einige Adelige, deren Anverwandte er auch auf den Scheiterhaufen geliefert hatte, nebst seinem Begleiter, dem Minoriten Gerhard, erschlagen. Seitdem hörte die unsinnige Ketzerverfolgung auf und wenn gleich nach der Zeit wieder Ketzergerichte errichtet worden sind, so überschritten sie, durch Konrad von Marburg Beispiel gewarnt, doch nicht mehr so arg die Schranken der Mäßigung. Vielleicht hätte ohne dieses schreckliche Wüthen die Inquisition in Deutschland nach und nach so feste Wurzel gefaßt, wie in andern Ländern, nunmehr aber war der Abscheu zu groß und das Mißtrauen gegen dieses furchtbare Gericht zu sehr erregt, als daß es hätte gedeihen können.

Aber auch die Gräuel eines Ketzerkrieges sollte Deutschland sehen, bei welchem der Vorwand des Irrglaubens so aus der Luft gegriffen war, daß den Veranlassern dieses Krieges auch nicht ein scheinbarer Grund geblieben ist, ihre Ungerechtigkeit zu verhüllen. Zwischen Bremen und

Oldenburg wohnte ein Stamm freier Landleute, die Stedinger, die ihre uralte deutsche Freiheit bewahret hatten und weder einem geistlichen noch weltlichen Oberherrn dienst= oder zinspflichtig waren. Diese freien Landleute waren sowohl dem benachbarten Adel, als der Geistlichkeit ein Dorn im Auge und es wurden häufige Versuche gemacht, sie zu Zins= und Dienstpflicht zu zwingen, doch sie behaupteten ihre Freiheit zu jeder Zeit mit dem besten Erfolge. Die Grafen von Oldenburg erbauten an den Grenzen der Stedinger feste Burgen und legten Besatzungen hinein, die sich mancherlei Ungebühr erlaubten. Die Stedinger überfielen die Burgen, eroberten sie und zerstörten sie bis in den Grund. Darauf aber befestigten sie ihr Land durch Dämme und Graben und setzten sich in eine solche Verfassung, daß die Grafen von Oldenburg einen offenen Krieg mit ihnen nicht wagten. Mit dem Erzbischof von Bremen hatten sie wegen der Zehnten, die sie zu geben nicht verpflichtet, langwierige Streitigkeiten, die 1230 zum Ausbruch kamen. Die Frau eines Stedingers ging zur Beichte und zahlte dem Priester einen Groschen Beichtgeld. Der eigennützige Pfaffe, dem dieses zu wenig dünkte, steckte ihr den Groschen statt der Hostie in den Mund. Die Frau glaubte, daß sie ihrer Sünde wegen die Hostie nicht verschlucken könne, trug sie im Munde bis nach Hause und fing sie in einem Tuche auf. Ihr Mann, der wohl einsah, was es damit für eine Bewandniß habe, verklagte den Priester, erhielt aber statt Recht nur grobe Schmähworte und als Mehrere Beschwerden über das zügellose Leben der Geistlichen erhoben, da erhielten sie die Weisung: sie hätten als Laien sich darum nicht zu bekümmern. Die erbitterten Landleute erschlugen nun den Geistlichen, der den Unfug mit dem Beichtgelde getrieben hatte und wiesen die Boten des Erzbischofs, die

Abgaben einzufordern kamen und sie mit Buße belegen wollten, auf eine schimpfliche Weise zurück. Der Erzbischof that nun die Stedinger in den Bann und predigte das Kreuz gegen sie, allein sie schlugen 1230 das Kreuzheer, tödteten den Feldherrn, Grafen Hermann von der Lippe und jagten den Erzbischof von Bremen, den Bruder des Grafen, in die Flucht. Um sich zu rächen, wandte der Erzbischof sich nun an den Papst und sandte ihm das Zeugniß des Ketzerrichters Konrad von Marburg und der Bischöfe von Lübeck und Ratzeburg, nach welchem die Stedinger gräuelvolle Ketzer waren, die Wahrsagerinnen und den Teufel befragten, Christum kreuzigten, wächserne Götzen verehrten, große Frösche anbeteten, denen sie den Hintern küßten und eine Menge anderer Frevel verübten. Jetzt sprach auch der Papst gegen sie den Bann aus, zugleich wurden sie mit der Reichsacht belegt und aufs neue ward 1233 das Kreuz gegen sie gepredigt. Der Erzbischof Gerhard wollte die Dämme durchstechen lassen, um die Ketzer alle zu ersäufen; daran wurde er aber von dem Herzoge Otto von Braunschweig verhindert, der des Erzbischofs Feind war. Die Stedinger selbst aber erschlugen den Grafen Burkhard von Oldenburg nebst 200 seiner Krieger bei Himmelskamp. Darauf wurde ein neues Kreuzheer aufgeboten, der Herzog von Brabant, die Grafen von Geldern, von Holland, Kleve und Lippe zogen mit 40,000 Kriegern gegen sie aus, die Stedinger stellten ihnen 11,000 Mann entgegen und am 28. Mai 1234 kam es zur Schlacht. Die wackern Landleute fochten mit einem bewunderungswürdigen Heldenmuth gegen ihre Feinde und ihre Heerführer, Bolke von Bardenflet, Thammo von Huntorp und Detmar von Dieke, haben als die letzten Kämpfer für die deutsche Volksfreiheit ihre Namen unsterblich gemacht; doch nachdem 6000 der Ihrigen ge-

tödtet waren, mußten sie der Uebermacht weichen. Der Rest sah sich genöthigt, lehnbar zu werden und dem Erzbischof von Bremen den Zehnten zuzugestehen, und nachdem dieses geschehen war, wurde der Ketzerei der Stedinger nicht wieder gedacht. So hatte die Ketzerei den Pfaffen einen Vorwand zur Unterdrückung deutscher Volksfreiheit leihen müssen!

XX. Noch einige Züge aus dem Benehmen der deutschen hohen Priesterschaft während der Regierung der Hohenstaufischen Kaiser.

Zu allen Zeiten zeigte es sich, daß die hohe deutsche Geistlichkeit den kraftvollen und mächtigen deutschen Kaisern treu ergeben war, gegen die schwachen und ohnmächtigen aber feindlich auftrat. Eben so waren die deutschen Bischofsstühle unter den großen, ruhmwürdigen Kaisern stets mit würdigen, gelehrten, ihr Vaterland liebenden Männern besetzt, dagegen unter der Regierung schwacher, unglücklicher und nachlässiger Kaiser die Mehrzahl der Bischöfe feig, wankelmüthig, verrätherisch und allen Lastern ergeben war. So war es unter den Karolingern, unter den Sachsen, den Saliern und auch unter den Hohenstaufen. Die langen Kriege in dem Streite der fränkischen Kaiser mit der Kirche hatten zwar wissenschaftlich gebildete Männer unter der hohen Geistlichkeit, die meistens in Fehden verwickelt war, selten gemacht, als die deutsche Krone aber an das Haus Hohenstaufen gekommen war, da fehlte es unter dem ruhmwürdigen Friedrich I. nicht an wissenschaftlich gebildeten Männern und besonders ist der herrliche Otto von Freisingen (starb 1158) zu nennen, der aus hohem Stamme entsprossen eine für sein Zeitalter ganz ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung und damit auch einen so edlen, milden Charakter besaß, daß er mit Recht die Zierde seines Standes und seines Volkes genannt werden kann.

Auf eine andere Weise zeichnete sich der Erzbischof Christian von Mainz aus. Auch dieser war zwar ein gelehrter Mann und in Sprachen so bewandert, daß er lateinisch, neurömisch, griechisch, gallisch, apulisch, lombardisch und brabantisch so fertig als seine Muttersprache redete; doch nützlicher als dadurch machte er sich durch seine große Erfahrung in Staatsangelegenheiten und in seiner Gewandtheit im Unterhandeln. Er leitete viele Jahre hindurch die Angelegenheiten des Kaisers in Italien und besaß in diesem Lande einen bei weitem größern Einfluß und größere Macht, als der Papst. Dabei war er auch ein hochberühmter und sehr glücklicher Kriegsheld und übertraf an persönlicher Tapferkeit alle weltlichen Fürsten. Er zog gewöhnlich zu Roß an der Spitze seiner meistens aus Brabantern bestehenden Kriegsschaaren, bekleidet mit einem Panzer, über welchen er ein weißes Hemd geworfen hatte. Auf dem Kopfe trug er einen vergoldeten Helm und in der Hand eine dreikantige Keule, mit welcher er in einer Schlacht neun Menschen getödtet und acht und dreißig Feinden die Zähne eingeschlagen haben soll. Als er an dem Morgen nach einem Siege, den er über die Bologneser erfochten hatte, ein feierliches Hochamt hielt, da hatte er die priesterlichen Gewänder über den Harnisch geworfen. Er war so freigebig als streitbar. Die Pferde und Jungfrauen seines Heeres kosteten mehr, als das ganze Hausgesinde des Kaisers zu unterhalten und zwei Lager von Geistlichen und Weibern, die zur Kriegsarbeit eingeübt waren, zogen beständig hinter ihm her.

Als im Jahre 1167 die dem Papst Alexander III. anhängenden Römer die Stadt Tusculum angriffen, die es mit dem Gegenpapst hielt, da warf sich der Erzbischof Reinhold von Köln in die Stadt und vertheidigte sie gegen die Belagerer; der Erzbischof Christian aber eilte mit

tausend Rittern zum Entsatz herbei. Als die Römer diese kleine Schaar sahen, frohlockten sie und glaubten einen leichten Sieg zu erlangen. Sie drangen sogleich in großer Zahl auf die Deutschen ein, diese aber standen wie Felsen und an ihren eisernen Rüstungen prallten die leichten Waffen der weichlichen Römer ab. Dagegen schwangen sie ihre mächtigen Schwerter und hieben so gewaltig auf ihre Feinde ein, daß diese bald die Flucht ergriffen. Der streitbare Erzbischof lenkte den Kampf mit solcher Einsicht, daß die Gegner, ungeachtet ihrer zwanzigfachen Mehrzahl, eine vollständige Niederlage erlitten und 15,000 Mann an Todten und Gefangenen verloren, auch alle ihre Kriegsvorräthe in den Händen der Sieger lassen mußten. Nun belagerte das deutsche Heer Rom und eroberte, nachdem der Kaiser auch angelangt war, den Leonischen Stadttheil.

Mit ihm an Treue, Eifer für den Kaiser, Tapferkeit und Staatsklugheit wetteiferte der Erzbischof Reinhold von Köln, der auch des Kaisers Kanzler war. Dieser begleitete gleichfalls Friedrich I. auf seinen Feldzügen nach Italien, kämpfte im Felde für ihn, regierte die eroberten Städte als Statthalter, zeichnete sich aber besonders in seinen Briefen, Verhandlungen und Schriften als ein eifriger Vertheidiger der kaiserlichen Rechte aus. Wie hoch ihn der Kaiser schätzte, gehet schon daraus hervor, daß er ihm nach der Eroberung von Mailand 1162 die damals für unschätzbar gehaltenen Reliquien der heiligen drei Könige, die in Mailand erbeutet worden waren, schenkte.

Ein nicht minder mächtiger und berühmter Kirchenfürst, als die beiden vorgenannten, war Philipp von Heinsberg, der von 1167 bis 1191 auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Köln saß. Lange verwaltete er das Kanzler-

amt bei Kaiser Friedrich I., durch dessen Vermittelung er auch das Erzbisthum erhielt. Friedrich hielt überhaupt sehr viel auf ihn und vergrößerte ihm zu Liebe das Erzstift Köln, welches ohnehin schon das begütertste im deutschen Reiche war, durch das Herzogthum Engern und Westphalen nach Heinrich des Löwen Fall; doch hatte Philipp durch eigene Waffenmacht dieses Land erobert. Auch seinen jüngsten Sohn, Philipp, gab der Kaiser in die Klosterschule nach Köln und vertraute ihn der Aufsicht des Erzbischofs an. Dennoch wandte sich Philipp, schon hoch bejahrt, von seinem langjährigen Gönner und Freunde ab und wurde gegen das Haus Hohenstaufen feindlich gesinnt — weil unabsichtlich seine Eitelkeit gekränkt worden war. So kaltherzig machte die Hierarchie den Priesterstand, nachdem sie die Bande gelöset hatte, die ihn an den Staat und die Menschheit gefesselt.

Kaiser Friedrich I. wollte, nachdem er alle seine Feinde gedemüthigt und die Ruhe im Reiche hergestellt hatte, sich in dem Glanze eines höchsten Fürsten der Christenheit zeigen und hatte zu dem Zwecke um Pfingsten 1184 bei Gelegenheit eines Reichstages zur Feier des Ritterschlages seiner Söhne zu Mainz ein Fest veranstaltet, welches weder vor noch nach der Zeit an Pracht seines Gleichen gehabt hat in deutschen Landen. Außer der ganzen kaiserlichen Familie waren beinahe alle Herzöge, Mark- und Pfalzgrafen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Fürsten, Grafen und Herrn des deutschen Reiches zugegen; es hatten sich dabei die Gesandten und die vornehmen Herrn aus allen europäischen Ländern eingefunden und mehr als 40,000 Ritter waren zugegen. Alle Anwesende, selbst die Zuschauer aus der gemeinen Volksklasse, die in unermeßlicher Menge hinzugeströmt waren, wurden auf das herrlichste bewirthet. Auch der Erzbischof Philipp fehlte

bei diesem Feste nicht; er erschien von einem Gefolge von 4000 Rittern und Edelknechten begleitet, die alle seine Lehnsleute und völlig geharnischt waren. Nicht ohne Grund hatte er eine so zahlreiche Begleitung mitgebracht, denn er wußte im Voraus, daß es zum Zanke kommen werde und war auf einen Kampf gefaßt.

Als am ersten Pfingstfeiertage der Kaiser mit seinen Fürsten und Großen in der Kirche dem Gottesdienste beiwohnen wollte und bereits auf seinem Stuhle Platz genommen hatte, da trat der Abt von Fulda zu ihm und forderte, daß der Erzbischof ihm den Platz räume, den er zur Linken des Kaisers eingenommen habe, da nach einem alten Vorrechte bei jeder Reichsversammlung zu Mainz dem Abte dieser Ehrenplatz gebühre. Der Kaiser bat den Erzbischof, er möchte, um Streitigkeiten zu vermeiden, dem Begehren des Abtes nachgeben. Der stand auf und sagte: „Herr, Euer Wille soll geschehen, doch erlaubt, daß ich mich ganz von dem Feste entferne.“ Nun erhoben sich auch der Pfalzgraf Konrad, des Kaisers Bruder und der Herzog von Brabant und viele andere Herrn, die erklärten, daß sie als Lehnsmänner des Erzstifts Köln dem Erzbischofe folgen müßten. Da fiel der junge König Heinrich dem Erzbischof um den Hals und bat mit milden Worten, doch nicht durch sein Fortziehen des Festes Freude zu stören; auch Kaiser Friedrich versicherte, er habe nicht, den Erzbischof zu kränken, sondern um des Friedens Willen, die Bitte gethan. Der erbitterte Erzbischof aber sagte: „Daß Ihr, Herr Kaiser, mir vor allen Fürsten des Reiches solche Schmach anthun würdet, hatt' ich nicht geglaubt. In Eurem Dienste bin ich ergraut und habe weder Leibes- noch Seelengefahr gescheuet, wo es Eures und des Reiches Bestes galt. In Euren Kriegen in Italien und Sachsen kämpfte ich voran und nun

soll ich hinter dem Abte von Fulda zurückstehen. Ich, der vornehmsten Reichsfürsten einer, einem Abte; der Erzbischof einem Mönche! Doch der würde nicht daran gedacht haben, eine so übermüthige Forderung zu thun, wäre er nicht der kaiserlichen Beistimmung versichert gewesen." Der Kaiser erbot sich, die Hand auf die Heiligthümer zu legen und zu schwören, daß er nichts Böses gegen den Erzbischof im Sinne gehabt, befahl auch sogleich dem Abt, den Platz zu räumen. Erzbischof Philipp erklärte, des Kaisers Wort sey genug und verlangte den Eid nicht, auch war nun die Ruhe hergestellt, doch von der Zeit an war Philipp dem Kaiserhause abgeneigt.

Das zeigte er schon bald darauf, denn er ließ die Waaren Augsburgischer Kaufleute, die durch sein Gebiet gegangen waren, anhalten und erwiederte auf den drei Mal an ihn erlassenen Befehl des Königs Heinrich, die Waaren frei zu geben: Niemand könne zwei Herren dienen und darum könnten auch nicht zwei Könige im deutschen Reiche herrschen. Heinrich war aber, seiner damaligen Jugend ungeachtet, der Mann nicht, der sich ungestraft trotzen ließ. Er lud den Erzbischof zur Verantwortung nach Mainz und dieser mußte nach langem Zögern sich doch endlich stellen, doch kam er mit einer zahlreichen Begleitung seiner Lehnsleute, um den jungen König zu schrecken. Der aber ließ sich dadurch nicht außer Fassung bringen, sondern berief die Kölnischen Lehnsträger einzeln in der Nacht zu sich und bewog sie, ihm Treue zu schwören. Nun konnte der Erzbischof seinen Trotz nicht länger behaupten; er mußte eidlich versichern, daß er nicht mit seiner Aeußerung habe den König verachten wollen, auch daß er nicht, wie er angeschuldigt, mit Herzog Heinrich dem Löwen in Verbündung gegen das Reich stehe; auch mußte er 300 Mark Strafe bezahlen. In großem Zorn,

den er jedoch nicht laut lassen werden durfte, verließ er Mainz, aber nun befestigte er die Stadt Köln mit höhern Mauern und vielen Thürmen und machte sich auf einen Krieg gefaßt. Als darauf der Kaiser mit dem Papst Urban wegen der Erbschaft der Markgräfin Mathilde in Italien und wegen des Spolienrechtes in Zwist gerieth, da trat Erzbischof Philipp mit mehrern andern auf Seite des Papstes. Mit dem Spolienrecht hatte es folgende Bewandniß. Wenn ein Erzbischof oder Bischof starb, so war der Kaiser der rechtmäßige Erbe seines beweglichen Nachlasses; da es aber oft schwer wurde, auszumitteln, was dem Verstorbenen eigenthümlich gehört hatte und was Eigenthum der Kirche war, so gab es bei dem Tode eines Bischofes stets große Streitigkeiten. Der Papst wollte deßhalb das Spolienrecht abschaffen, und um damit desto besser durchdringen zu können, ernannte er den Erzbischof Philipp von Köln, von dessen Zerwürfniß mit dem Kaiser er gehört hatte, zu seinem Legaten. Der Kaiser richtete nun an Philipp die Frage: wie die Kirche ihm sein offenkundiges Recht streitig machen könne? Philipp antwortete: des Kaisers Recht sey unzweifelhaft, doch falle es den Bischöfen zu schwer; er möchte etwas davon nachlassen, so würden die Bischöfe ihm stets treu seyn und den Frieden zwischen ihm und dem Papste zu erhalten suchen. Ueber diesen Rath wurde aber Kaiser Friedrich zornig und verbot dem Erzbischofe, auf dem nach Gelnhausen ausgeschriebenen Reichstag zu erscheinen. Als im folgenden Jahre der Kaiser einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande beschloß, da wollte er keinen Feind im Reiche zurücklassen und es wurde daher durch den päpstlichen Legaten ein Friede zwischen dem Kaiser und dem Erzbischofe Philipp vermittelt. Dieser mußte 2260 Mark Silber an die kaiserliche Kammer zahlen, in der Stadt Köln ein Thor

schleifen und den Stadtgraben an vier Stellen 400 Fuß lang ausfüllen. So mußte sich der mächtige Kirchenfürst doch vor dem gewaltigen Kaiser beugen. Uebrigens regierte Erzbischof Philipp mit großem Glück und zum Vortheil des Erzstiftes, dem er auch alle seine Erbgüter hinterließ, daher er und Reinhold die beiden Grundsäulen des Erzstiftes genannt werden.

Wie fest die ersten großen Hohenstaufen entschlossen waren, ihre Gewalt über die hohe Geistlichkeit zu behaupten, das zeigte der König Heinrich bald nach seiner Wahl. Er legte einem Bischofe die Frage vor, von wem er die Investitur habe. Der Bischof antwortete: „von dem Papste." Heinrich wiederholte die Frage und erhielt die nämliche Antwort; als er aber zum dritten Mal fragte und der Bischof sagte: „Herr, ich habe keine Regalien und keine königlichen Güter, mein geistliches Amt aber habe ich vom Papste", da befahl der König seinen Knechten, den Bischof mit Fäusten zu schlagen und auf der Straße im Kothe herumzuschleifen.

Kaiser Friedrich I. war bei seinem Kampfe gegen die Welfen und den Papst von den deutschen Kirchenfürsten kräftig unterstützt worden; ohne sich an den Bann des Papstes zu kehren, waren die Bessern stets auf Seite des Kaisers und nur auf dessen und des Reiches Wohl bedacht. Anders war es aber unter Friedrich II. und besonders während der letzten Hälfte seiner Regierungszeit. Statt der ehemaligen großartigen Wirksamkeit der hohen Priesterschaft war ein kleinlicher Eigennutz, eine heillose Selbstsucht eingerissen; jeder sorgte nur für sich und für sein Stift; das Wohl des Reiches kam nicht mehr in Frage und nur aus Furcht oder des augenblicklichen Gewinnes wegen waren einige Bischöfe dem Kaiser ergeben. Die

Ursache davon war, weil der Kaiser selbst das Reich geringschätzte und die Angelegenheiten desselben über die italischen vernachlässigte. Friedrich II. Regierung, in so vielfacher Hinsicht verderblich für das deutsche Reich, war es auch in dieser. Einige Beispiele werden diese Behauptung begründen.

Erzbischof Siegfried II. von Mainz (reg. von 1200 bis 1230) belegte, um seine und seiner Vorgänger Schulden zu tilgen, alle geistliche Stiftungen seines Sprengels mit einer schweren Steuer und forderte solche mit großer Strenge ein; auch der Abt zu Reinhardsbrunn sollte diese Abgabe erlegen. Der wandte sich aber an den Landgrafen Konrad von Thüringen, den Schutzherrn des Klosters, der dem Abte untersagte, eine Steuer an Mainz zu zahlen, weil das Kloster eine Stiftung der Landgrafen von Thüringen und von ihnen nicht deßhalb zu verschiedenen Zeiten so reich begabt sey, damit der Mainzer Erzbischof davon vortheile. Der Abt weigerte sich nun standhaft, die ihm auferlegte Steuer zu zahlen, dafür belegte ihn aber der Erzbischof mit dem Bann und drohete ihm mit der Absetzung. Da er bei dem Papst in Gunst stand, so durfte der Abt es nicht aufs äußerste ankommen lassen; er zeigte sich daher willig zur Bezahlung der Abgabe und bat den Erzbischof um die Lösung von dem Banne. Obgleich Siegfried nun seinen Zweck erreicht hatte, so konnte er doch nicht seine kleinliche Rachsucht unterdrücken; auch wünschte er seinem geistlichen Stolz eine Befriedigung zu geben, daher wollte er den Bann nur unter dem Bedinge lösen, wenn der Abt sich in Erfurt vor dem Kapitel stellen und drei Tage nach einander den entblößten Rücken mit Ruthen streichen lassen würde. Um des Bannes ledig zu seyn, unterwarf sich der Abt auch dieser schimpflichen und abgeschmackten Strafe. Zweimal hatte der Abt schon

die Züchtigung geduldet und war eben im Begriff, sich ihr zum dritten Male zu unterwerfen, als Landgraf Konrad auf einer Reise von Neuenburg nach der Wartburg durch Erfurt kam. Er begab sich in die Kirche des Marienstiftes, um die Frühmesse zu hören, gerade als der Abt in dem Kreuzgange sich entkleidete. Dem Landgrafen wurde dieses angezeigt und er eilte nach dem Kapitelsaal, wo er den Abt mit entblößtem Rücken mit Ruthen in der Hand vor dem Erzbischofe knieend fand. Der Uebermuth Siegfrieds, der mit seinen Domherrn sich an der Demüthigung des Abtes weidete, empörte den Landgrafen so sehr, daß er den Erzbischof bei den Haaren ergriff, ihn an dem Boden herumschleifte und schlug und ihn ermordet haben würde, wenn sein Gefolge ihn nicht davon abgehalten hätte. Siegfried wollte sich nun durch einen Einfall in das Gebiet des Landgrafen rächen, doch Konrad fiel in das Mainzer Erzstift ein und richtete ungeheuere Verwüstungen an. Obgleich der Erzbischof sich mit dem Bischof Heinrich von Worms und mehrern geistlichen Fürsten verbündete, so war er doch dem Landgrafen nicht gewachsen. Er bewog daher den Papst, den Landgrafen in den Bann zu thun, was aber eben so wenig wirkte, bis Landgraf Konrad durch Gewissensbisse über die von ihm verübten Kriegesgräuel bewogen wurde, dem Weltleben zu entsagen und in den deutschen Ritterorden zu treten.

Als im Jahre 1246 der Papst den Kaiser Friedrich II. für abgesetzt erklärte und die deutschen Fürsten aufforderte, einen andern Kaiser zu wählen, da erwiederten die meisten weltlichen Fürsten: „es stehe dem Papst nicht zu, einen Kaiser ein- oder abzusetzen, sein Amt sey es nur, den von den Fürsten erwählten zu krönen.“ Die geistlichen Fürsten dagegen und namentlich die Erzbischöfe

von Mainz, Trier und Köln und die Bischöfe von Metz, Straßburg, Speier und Würzburg erhoben den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen zum Könige, der deßhalb auch nur der Pfaffenkönig genannt wurde. Ein blutiger Bürgerkrieg entzündete sich nun, der leicht hätte vermieden werden können, wenn die deutschen Bischöfe dem Reichsoberhaupte treuer und weniger willfährig gegen die Anmuthungen des Papstes gewesen wären. Der neugewählte König konnte sich auch mit Hilfe der geistlichen Fürsten nicht behaupten. Zwar gewann er am 5. August 1246 bei Frankfurt eine Schlacht gegen den König Konrad, in einer zweiten Schlacht bei Ulm wurde er dagegen überwunden. Er zog sich darnach auf seine Stammburg Wartburg zurück, woselbst er schon am 17. Februar 1247 starb. Der Papst betrieb nun eine neue Wahl und bot die Krone mehrern europäischen Fürsten an; der König Hakon von Norwegen, der Graf Richard von Cornwall und der Herzog Heinrich von Brabant wiesen sie zurück; endlich ließ sich der Graf Wilhelm von Holland bereden, sie anzunehmen. Die deutschen Erzbischöfe wurden durch den päpstlichen Legaten, den Kardinal Capocius, bewogen, diesen jungen und machtlosen Fürsten zu wählen und besonders thätig dabei zeigte sich der mächtige Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstetten, wohl aus keiner andern Ursache, als weil er im Namen dieses Schattenköniges zu herrschen wünschte. Auf seinem Schlosse Woringen wurde die Wahl Wilhelms von Holland vollzogen, der darauf in der Domkirche zu Köln die Ritterwürde empfing; als er aber nach Aachen zur Krönung zog, da verschloß diese den Hohenstaufen treue Stadt ihm die Thore und er mußte durch eine lange und harte Belagerung die Oeffnung erzwingen, damit er gekrönt werden konnte. Da es diesem Gegenkönige an Macht, sich zu behaupten, fehlte, so sandte

ihm der Papst 30,000 Mark Silber; als dieses aber nicht hinreichend war, da durchzogen der Kardinal Capocius und der Erzbischof von Köln mit bewaffneter Mannschaft das Reich und erpreßten von den Bischöfen und Aebten große Summen zur Rüstung für König Wilhelm. Viele Kirchen mußten ihre goldenen und silbernen Geräthe hergeben, andere sogar ihre Glocken loskaufen. Der Erzbischof Christian von Mainz, der sich weigerte gegen den König Konrad die Waffen zu führen und zu seiner Entschuldigung anführte, daß Christus dem Apostel geboten habe, das Schwert in die Scheide zu stecken, wurde von dem Papst entsetzt. So sehr hatten in dieser verwirrten Zeit die deutschen Kirchenfürsten ihren Muth verloren und ihre Würde aus den Augen gesetzt, daß der Papst in dem deutschen Reiche ganz nach seiner Willkühr schalten durfte. Der schwache König Wilhelm, der allein in den Rheinlanden und daselbst auch nur mit Hilfe des von dem Papste und den Erzbischöfen unterhaltenen Kreuzheeres sich behaupten konnte, wurde selbst seinen Anhängern lästig und verhaßt. Seinen Unterhalt zog er allein aus Verkäufen und Verpfändungen von Reichsgütern und von dem, was ihm die Geistlichkeit geben mußte. Die rheinischen Erzbischöfe waren aber nicht geneigt, die Kosten zum Unterhalt eines Scheinköniges, der ihnen keinen Nutzen gewähren konnte, herzugeben. Der Erzbischof von Trier ließ mehrere Krieger des Kreuzheeres zu Koblenz erschlagen, und König Wilhelm, der sich nicht getrauete, den Erzbischof selbst zur Rechenschaft zu ziehen, verklagte ihn beim Papste. Erzbischof Gerhard von Mainz konnte nur durch die dringenden Ermahnungen des Papstes von offenbaren Feindseligkeiten gegen den König abgehalten werden. Der Erzbischof Konrad von Köln, der das mehreste für König Wilhelm hatte aufopfern müssen und in dessen Landen er

sich gewöhnlich aufhielt, war so erbittert über ihn, daß er das Haus zu Neuß, worin der König und der Legat sich befanden, in einer Nacht anzünden ließ, um sie beide zu verbrennen.

Der Bischof Albrecht von Regensburg und der Abt von St. Emmeran erniedrigten sich zu eben der Zeit zu gemeinen Meuchelmördern. Die Bürger von Regensburg waren als treue Anhänger des Hauses Hohenstaufen seit 5 Jahren im Streite mit dem Bischofe und dem Abte von St. Emmeran und deßhalb auch mit dem Banne belegt. Als der Herzog von Baiern, der Schwiegervater König Konrads, die beiden Prälaten hart bedrängte, da baten sie um einen Waffenstillstand und kamen, als ihnen derselbe bewilligt worden, nach der Stadt, in welcher sich König Konrad befand. Hier schmiedeten sie eine Verschwörung gegen das Leben des Königes und sandten am 28. December 1250 unter Anführung Konrads von Hohenfels, eines Dienstmannes des Bischofs, bei Nacht eine Schaar Mörder in das Haus des Königes, wo derselbe nur mit vier Dienern schlief. Als ihnen auf ihr Klopfen die Thür nicht geöffnet wurde, da schlugen sie sie mit Aexten ein, stießen einen Diener, der sich ihnen widersetzte, nieder und nahmen die drei andern gefangen. Nun drangen sie in das Schlafzimmer des Königes, den sie ihrer Meinung nach ermordeten; allein es war nicht der König, sondern ein Graf von Eberstein, der sich in das Bett des Königes geworfen hatte, um diesem Zeit zu verschaffen, sich vor den Mördern zu verbergen. Konrad versteckte sich unter einer Treppe und rettete dadurch sein Leben. Der Bischof hatte an der Thür des Ausganges geharret, als er aber das Verfehlen desselben erfuhr, entfloh er und entging der Strafe, der Abt wurde aber gefangen genommen. Das Kloster verlor alle seine Rechte und

mußte eine große Strafsumme zahlen, das Haus, in welchem der Frevel begangen war, wurde niedergerissen und eine Kapelle an die Stelle gebaut, in welcher täglich ein Mönch zu Ehren der Hohenstaufen Gottesdienst halten mußte. Nur durch vieles Flehen der Mönche entging das Kloster der gänzlichen Zerstörung.

XXI. Bestechlichkeit der rheinischen Erzbischöfe zur Zeit des Zwischenreiches.

Die Macht und das Ansehen der deutschen Könige war nach dem Untergange der letzten aus dem Hause Hohenstaufen so tief gesunken, daß, nachdem König Wilhelm am 28. Januar 1256 von den Friesen erschlagen worden, die weltlichen Reichsfürsten gesonnen waren, den deutschen Thron nicht wieder zu besetzen, da sie ein Reichsoberhaupt für überflüssig hielten, welches unvermögend war, seine Würde zu behaupten, ein mächtiger König aber ihrem Streben nach Unabhängigkeit und Gebietsvergrößerung nur im Wege stehen konnte. Ganz anders dachten aber die geistlichen Fürsten, die eines Reichsoberhauptes, als eines Schutzes und Rückhaltes gegen die Ländergier der weltlichen Landesherrn, nicht wohl zu entrathen vermochten. Doch hatte die deutsche Krone durch eine lange Entwürdigung während des Kampfes der letzten Hohenstaufen mit den Gegenkönigen ihren Glanz so sehr verloren, daß kein deutscher Fürst sich damit schmücken mochte und die Wähler wirklich in Verlegenheit geriethen, wem sie solche antragen sollten. Zweimal hatte der päpstliche Hof die Erwählung der Könige betrieben, dabei aber einen so großen Kostenaufwand gehabt, daß ihm alle Lust vergangen war, sich noch ferner in die Wahl zu mischen; der Papst begnügte sich also damit, den rheinischen Erzbischöfen bei Strafe des Bannes zu verbieten, den Sohn des Königs Konrad, den letzten Zweig der ihm verhaßten

Hohenstaufen, zu wählen. Der Erzbischof Gerhard von Mainz, dem es oblag, eine Wahlversammlung zusammenzuberufen, konnte dieser Pflicht nicht genügen, weil er in Gefangenschaft gerathen war. Aus unnützer Streitlust hatte er sich verleiten lassen, in Gemeinschaft mit dem Grafen Dietrich von Eberstein, dem Herzog Albrecht von Braunschweig ins Land zu fallen. Der Herzog besiegte beide und nahm sie gefangen. Den Grafen ließ er an den Beinen aufhängen, den Erzbischof warf er aber in den Kerker. Das Recht, die Wahl zu leiten, ging nunmehr auf den Erzbischof Konrad von Köln über, der dabei nicht das Wohl des Reiches, sondern nur seinen Eigennutz zu Rathe zog und einen Fürsten in Vorschlag brachte, dem zwar die Macht gebrach, um seine oberherrliche Gewalt gegen die Reichsfürsten geltend zu machen, der aber reich genug war, um die eitle Ehre eines Schattenköniges von den Wahlfürsten mit großen Summen zu bezahlen. Ganz geeignet zu diesem Zwecke schien Graf Richard von Cornwall, ein Bruder Heinrichs von England. Dieser besaß unermeßliche Reichthümer, die er durch den Ertrag seiner Zinnbergwerke gewonnen. Seines großen Reichthums wegen war ihm schon einmal nach Heinrich Raspe's Tode die deutsche und nach Friedrich II. Tode die sicilische Krone von dem Papste angetragen worden, allein er hatte sie beide aus Achtung vor dem Rechte des Hauses Hohenstaufen ausgeschlagen; nun aber, wo kein Hohenstaufe mehr vorhanden war, der die deutsche Krone hätte tragen können, nahm er sie gern an und verwandte große Summen darauf, um die Stimmen der Wahlfürsten zu erkaufen. Der Erzbischof Konrad betrieb den Handel und Richard zahlte dem Erzbischof von Mainz 8000 Mark, wovon 5000 zum Lösegeld dem Herzog von Braunschweig gegeben werden mußten; der Erzbischof von Köln erhielt

12,000 Mark, der Pfalzgraf am Rhein und Herzog von Baiern 18,000 Pfund Sterling, jeder der übrigen Kurfürsten noch 8000 Mark und so hatte denn Richard die deutsche Königskrone von den Wahlfürsten mit baarem Gelde und zwar ziemlich theuer erkauft. Dieser Fürst war in der That aber nicht ehrgeizig, sondern hatte in der Absicht, die Ruhe im deutschen Reiche herzustellen und Gutes zu wirken, die Krone angenommen. Ihm war unbekannt, daß es noch eine Gegenpartei gab, die einen andern König erheben wollte.

Der Erzbischof Arnold von Trier war erbittert darüber, daß der Erzbischof von Köln und der Herzog von Baiern größere Summen als er bekommen hatten. Er vereinigte sich also mit dem Herzog Albrecht von Sachsen und den Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg zur Wahl eines andern Königes und begab sich mit diesen Fürsten noch vor dem ausgeschriebenen Wahltage nach Frankfurt, wo sich auch die Botschafter von Böhmen einfanden, um daselbst einen andern König zu wählen. Er schlug den König Alfons von Castilien vor und versprach in dessen Namen jedem Wahlfürsten, der ihm seine Stimme geben würde, 20,000 Mark; da er aber darüber keine Sicherheit leisten konnte, so befahl der König von Böhmen seinem Gesandten, dem Richard von Cornwall seine Stimme zu geben. Als der Erzbischof von Köln und seine Partei vor Frankfurt zur Wahl erschien, ließ Arnold sie nicht ein. Dennoch erwählte die Kölnische Partei am 13. Januar 1257 Richard, die Triersche dagegen am 1. April den König Alfons. Der Erzbischof von Mainz zog darauf gegen Arnold von Trier zu Felde, schlug ihn bei Boppard und König Richard erschien nun in Deutschland und wurde nebst seiner Gemahlin zu Aachen gekrönt. Bei seiner Ankunft führte er 28 oder nach Andern 32 Tonnen, jede

3 Ohmen groß, voll Gold und Silber mit sich, um den Kaufpreis für seine Krone zu bezahlen. Er war ein wohlwollender, gutmüthiger Fürst, der im deutschen Reiche viel Gutes hätte stiften können, wenn er nicht in die Zwistigkeiten seines Bruders mit den englischen Großen verwickelt worden wäre; da er aber in England festgehalten wurde und nur noch zweimal auf kurze Zeit in Deutschland erschien, so hat er dem Reiche keinen Vortheil gebracht und auch selbst keinen Nutzen daraus gezogen.

XXII. Die Kriege und Händel der Erzbischöfe Konrad und Engelbrecht II. mit der Stadt Köln.

Die deutsche hohe Priesterschaft zeigte sich zu allen Zeiten des Mittelalters entschieden feindselig gegen die Volksfreiheit und stets war das freie Bürgerthum, welches sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert so herrlich entwickelte, ihr ein Dorn im Auge. Die Jahrbücher aller deutschen Erz- und Hochstifter liefern davon zahlreiche Beweise; in allen machen die Streitigkeiten und Kriege der Bischöfe mit den Städten einen Hauptheil der Begebenheiten aus. Wenn der Kirche von manchen ihrer Vertheidiger das Verdienst beigelegt wird, durch ihren Kampf mit der weltlichen Macht dem Despotismus der Könige Schranken gesetzt zu haben — was übrigens noch nicht so außer allem Zweifel gesetzt ist — so haben dagegen die geistlichen Fürsten durch ihre häufigen Angriffe auf die Rechte der Städte unwiderleglich dargethan, daß es ihr Zweck nicht war, die Macht der weltlichen Fürsten zu Gunsten des Volkes zu schwächen, sondern nur, daß sie sich selbst in den Besitz der Gewalt setzen wollten, deren Rechtmäßigkeit sie anfochten, wenn der weltliche Landesherr sie ausübte.

Unter Kämpfen der Geistlichkeit mit den Bürgern zeichnen sich die in Köln zwischen den Erzbischöfen und den Bürgern dieser Stadt durch ihre Heftigkeit und lange Dauer aus und besonders boten die Erzbischöfe Konrad von Hochstetten und Engelbrecht II. von Falkenburg alle

ihre Macht und List auf, um die Stadt zu unterwerfen. Die Kriege und Zwistigkeiten dieser Prälaten mit den Bürgern bezeichnen ganz vorzüglich das Streben der geistlichen Landesherrn nach Unumschränktheit und rechtfertigen somit einige Ausführlichkeit der Darstellung.

Erzbischof Konrad, geborner Graf von Hochstetten, der im Jahre 1237 auf den Stuhl des Erzstiftes Köln erhoben worden, war ein Fürst von großem Ansehen im Reiche, der den Streit liebte, daher er keiner Fehde auswich, und einen Schatz an Gold, Silber und Edelsteinen besaß, der beinah für unerschöpflich gehalten wurde. Den großen Reichthum scheint Konrad von seinen väterlichen Erbgütern, deren er viele besaß und die er als der letzte seines Stammes dem Stifte einverleibte, erworben zu haben. Von der Großartigkeit seiner Unternehmungen zeugt noch der weltberühmte Kölner Dom, den er im Jahr 1248 zu bauen begann.

In den ersten Jahren der Regierung Konrads lebten die Bürger zu Köln mit ihm in guter Eintracht und standen ihm in seinen Fehden treulich bei. Das gute Vernehmen ward aber bald gestört, als Erzbischof Konrad, der so gern Herr der reichen Stadt gewesen wäre, Eingriffe in deren Rechte that, die zu ertragen die muthigen Bürger nicht gewilligt waren. Die Hauptsache eines Zwiespaltes, der bald zur Fehde gedieh, war folgende.

Die Stadt Köln besaß das Recht, Geld zu münzen und nur in den drei Fällen: wenn er einen römischen König krönte, wenn er das Pallium von Rom holte und wenn er den Kaiser auf einem Römerzuge über die Alpen begleitete, war es dem Erzbischof erlaubt, Münzen schlagen zu lassen. Konrad ließ auch außerdem münzen und kehrte sich an die Vorstellungen der Kölner dagegen nicht. Da nun die Bürger die bischöflichen Münzen im Handel nicht

gelten ließen, wurde Konrad aufgebracht, ging nach Andernach und sandte den Bürgern einen Fehdebrief zu.

Der streitbare Fürst berief schnell seine Verbündeten und Lehnsleute, edel und unedel, zusammen, die, viel tausend Mann stark, ihm hinab nach Deuz folgten, wo er mit ihnen ein Lager bezog. Zu gleicher Zeit ließ er vierzehn Streitschiffe kommen, mit welchen er vor Deuz hin und her fahren ließ, um den Handel der Stadt zu sperren. Doch die von Köln wehrten sich männlich und achteten der feindlichen Schiffe nicht, sondern fuhren sogar an das andere Ufer über und gingen bei Deuz ans Land. Konrad ließ nun die Stadt mit Wurfgeschütz beschießen, doch auch dieses that keinen sonderlichen Schaden und so blieben die Kölner unbesiegt.

Den Erzbischof verdroß es sehr, daß er den Kölnern nichts abzugewinnen vermochte und besonders, daß seine Streitschiffe keines der vielen Kölnischen Schiffe versenken konnten. Als er sich darüber beklagte, hörte solches einer seiner Schützen und erbot sich, die Schiffe der Kölner zu verbrennen, wenn der Erzbischof die Kosten dazu hergeben wollte. Dieser bewilligte sie nicht nur gern, sondern verhieß dem Schützen große Belohnung, wenn er, was er unternommen, vollbringen würde. Der Schütze, erfahren in der Kunst griechisch Feuer zu bereiten, nahm ein Schiff, stellte darauf ein großes Faß, welches er mit Pech und Schwefel anfüllte, daneben setzte er ein Becken, worin griechisch Feuer war. Er lenkte das Schiff so nahe an die Kölnischen Schiffe, daß solche davon berührt wurden; doch verzehrte das Feuer den Brander allein, ohne den Kölnischen Fahrzeugen zu schaden; das griechische Feuer aber floß längs dem Rhein, bis es versank.

Als nun keiner von Konrads Anschlägen gegen die Stadt gelingen wollte, da rieth Hermann Vittinghof,

ein Ritter in des Bischofs Heere, zum Frieden und sprach: „Herr, die Fehde kostet euch viel, wir liegen hier vergebens und die Kölner treiben ihren Spott mit uns, denn sie haben auf zehn Jahre Lebensmittel und sind einträchtig, darum uns auch unüberwindlich. Beruhigt euer Gemüth und lasset uns Frieden stiften, denn wir leben in den heiligen vierzig Tagen, wo man allem Hasse entsagen soll. Ueberdem bedenket, gnädiger Herr, wie viel Dienste euch die Bürger von Köln geleistet haben. Als ihr mit dem Grafen von Berg in Unzufriedenheit standet, half Köln bei Deuz euch eine starke Burg mit funfzehn Thürmen bauen und verwendete darauf funfzig tausend Mark. Da ihr euch mit dem Grafen wiederum versöhntet, mußten die Kölner diese Burg, abermals mit großen Kosten, abbrechen. Wie treu hat Köln euch beigestanden in eurer Fehde mit dem Herzoge von Brabant und welche Dienste leistete sie euch gegen das Geschlecht von Limburg. Was es damals an euch gethan, solltet ihr jetzt vergelten." Nach diesen und andern Worten ergab sich der Erzbischof und war es zufrieden, daß der Zwist vertragen wurde zwischen den Bürgern und ihm, und er kam wiederum nach Köln.

Der Friede währete nicht lange. Konrads Beamtete nahmen widerrechtlich einen Kölner gefangen, die Bürger erregten deßhalb einen Aufstand und der Erzbischof, der eben zu Köln eine Gerichtssitzung gehalten hatte, zog sogleich nach Bonn. Als daselbst mehrere Bürger vor ihm erschienen, um Recht von ihm zu nehmen und als sie daselbst in die Herberge angekommen waren, wurden sie auf Konrads Befehl gefangen genommen und in die Schlösser zu Godesberg und zu Aaare in die Thürme gelegt. Deßhalb entstand eine neue Fehde zwischen dem Erzbischofe und der Stadt Köln und beide rüsteten sich zum Kampfe.

Als nun Erzbischof Konrad bei Rodenkirchen mit seinem Heere gelegen und gesehen hatte, daß er den Kölnern nichts anzuhaben vermochte, da beschloß er, ihnen alle Straßen zu Wasser und zu Lande zu verlegen, damit weder Korn noch Wein nach der Stadt kommen könnte und die Bürger durch Mangel bezwungen würden. Die Kölner aber wurden durch den Ritter Dietrich von Falkenburg, der in der Stadt Sold stand, bewogen, ihm zu folgen, um die Straßen zu öffnen. Zuerst kamen sie nach dem Dorfe Brechen, das verbrannten sie; dann wurden sie die Feinde gewahr, die unfern Brechen jenseits eines Baches standen, der angeschwollen und sehr tief war. Die Kölner, die nicht wohl über dieses Wasser kommen konnten, riefen Leute aus der Stadt, die gruben den Bach ab, bis er ganz klein und seicht wurde und nun begann der Kampf mit großer Heftigkeit.

Erzbischof Konrad hatte einen kostbaren Diamant im Ringe, den zeigte er seinen Kriegern und bestimmte ihn zum Siegespreis des Tages. Doch das half ihm zum Siege nicht; die Kölner kämpften so ritterlich, als hätten sie die Waffen ihr Lebelang geführt. Was sich nicht wollte gefangen geben, das schlugen sie nieder; unter ihren Gefangenen waren über dreißig Ritter. Da der Erzbischof nun einen Theil seines Volkes niedergeschlagen, einen andern hinter den Wald gejagt, einen dritten nach Köln in die Gefangenschaft führen sah, da wandte er sein Pferd und entwich. Bei dieser Flucht verfolgten ihn vier Kölner. Sie waren ihm dicht auf den Fersen bis an die Fallbrücke der Burg Brechen. Als sie nun aber umkehrten, da geriethen sie unter die Bischöflichen, die vor den Kölnern geflohen waren und wurden gefangen.

Nachdem Erzbischof Konrad und die Bürger von Köln lange mit einander gefehdet hatten und des Krieges müde

waren, da unternahm Erzbischof Albrecht von Trier, beide streitende Theile zu versöhnen. Und die Sühne ward also gemacht, daß die Stadt dem Erzbischofe sollte sechs tausend Mark zahlen. Diese große Summe wurde den Bürgern gar schwer zu zahlen, doch thaten sie es um des Erzbischofs willen, der die Sühne gestiftet hatte und löseten die Geißel auf den Tag, der dazu bestimmt war.

Als nun diese Sache vertragen war, kam der Erzbischof wiederum in die Stadt und trachtete Unfrieden zu stiften. Er lag die reichsten Bürger und die Herrn von Köln an, sich mit ihm zu verbünden, ihm Heeresfolge zu leisten und ihm in Allem zu Willen zu seyn, wogegen er ihnen große Güter und Ehren verleihen wollte. Die Bürger aber schlugen es ihm nach einem kurzen Berathen ab, denn es ging gegen ihre Freiheit. Da ihm dieser Anschlag mißlungen war, sandte er zu einer andern Zeit zu den Reichsten, die ihm unter den Webern und andern Gemeinen bekannt waren und beschied sie in das Richthaus. Daselbst überredete er sie, daß sie ihm schwuren und huldigten und ihm beizustehen gelobten gegen den Rath und die Obersten der Stadt, die ihm zuwider waren. Ihre Freiheit wollte er nicht brechen noch kränken, aber ihnen viele Gnade erweisen, so sie ihn gewähren ließen mit den Stadthäuptern, die ihm — so sagte er — viel Ueberlast gethan hätten.

Als Erzbischof Konrad die Reichsten unter den Gemeinen, die da von dem Wollenamt waren, auf seine Seite gebracht hatte, da entsetzte er die mächtigsten unter den Geschlechtern, die im Rathe saßen und verlieh ihre Aemter andern, die ihm allein gehorsam waren. Darauf entsetzte er auch die Schöffen und nahm ihnen all ihre Waffen und Gewehre. Sieben der Vornehmsten aus der

Stadt Köln wurden von des Erzbischofs Leuten gefangen genommen und in Gerhard des Gräfen Haus, der ein Weber war, zur Haft gesetzt. Die Obersten der Gemeinen, die mit dem Erzbischof verbunden waren, hätten wohl leiden mögen, daß er den Gefangenen ans Leben gekommen wäre. Konrad gedachte aber der willigen Dienste, die ihm die Geschlechter geleistet und entließ sie heimlicher Weise; sie entflohen und ließen Weib und Kind und all ihr Habe zurück. Da nun auch die andern Entamteten die Stadt geräumt hatten, setzte der Erzbischof neue Schöffen aus der Gemeinde.

Die neuen Schöffen wollten ihre Gewalt zeigen, beschatzten arm und reich, mehr als je die alten gethan hatten und gaben von der Schatzung dem Erzbischofe einen Theil. Wenn sie ein Urtheil fällen sollten, fragten sie den Erzbischof darum; denn sie wagten keinen Spruch zu fällen, ohne seinen Rath und das darum, damit sie in seinen Gunsten blieben und nicht entsetzt würden. Als es in Köln bei einem Streit zwischen den Anhängern der alten und der neuen Schöffen zu einem Auflauf kam, in welchem ein Fleischer erschlagen wurde, beriefen, statt selbst darüber zu richten, die Schöffen den Erzbischof nach der Stadt, der nun Gericht hielt und reich wie arm, schuldig wie unschuldig um große Summen strafte und Viele die Stadt zu verlassen zwang. Den Geschlechtern aber, die über den Druck und die Ungerechtigkeit der Schöffen klagte, wollte er kein Gehör geben und als die Kläger sich nicht mit leeren Vertröstungen abweisen ließen, da ließ er durch die Schöffen, die eine rechtliche Untersuchung fürchteten, die Gemeinen überreden, sich mit ihm gegen die Geschlechter zu verbünden. Sobald die Geschlechter davon Kunde erhielten, eilten sie heimwärts und wappneten sich. Darauf versammelten sie sich in der

Rheingasse und bei St. Kolumban; die Gemeinde aber hielt sich zu den neuen Schöffen.

Wie der Erzbischof hörte, daß sich die Geschlechter also gewappnet hatten, erdachte er einen listigen Anschlag, sie zu berücken. Er sandte seinen Neffen Engelbrecht, Probst von St. Gereon, der nach ihm Erzbischof wurde und den Ritter Hermann Vittinghof zu den Geschlechtern, die in der Rheingasse versammelt waren und ließ ihnen rathen, seine Gnade zu suchen, wie die bei St. Kolumban schon gethan hätten, er wolle es alsdann nicht gestatten, daß die Gemeine sie an ihrem Leibe oder an ihrer Ehre angriffe. Die Gesendeten richteten ihren Auftrag aus und als die Geschlechter ihnen nicht glauben wollten, daß die von St. Kolumban schon mit dem Erzbischof vertragen wären, da hieß Herr Vittinghof einen Boten mitsenden, der da sehen sollte, daß die von St. Kolumban auf dem Saale bei dem Erzbischofe wären. Das waren die Geschlechter zufrieden und gelobten Gnade zu suchen, wenn der Bote es befinde, wie der Probst und Vittinghof gesagt. Nun ritten des Erzbischofs Gesandte schnell nach St. Kolumban und verkündigten den daselbst Versammelten, daß die von der Rheingasse mit dem Erzbischofe vertragen wären und riethen ihnen Gleiches zu thun. Da sie ihnen Sicherheit des Leibes und der Ehre gelobten, so gingen die Geschlechter zum Erzbischofe. Der Bote von der Rheingasse, der durch List abgehalten worden war, früher zu erscheinen, fand, wie er kam, die von St. Kolumban im Saale. Da kehrte er um und meldete, was er gesehen und darauf gingen die Vornehmsten von der Rheingasse auch zum Saale. Nun hieß der Erzbischof zwanzig der Trefflichen zu sich entbieten und versicherte, sie an Leib, Ehre und Gut nicht zu schädigen. Als sie aber erschienen waren, da ließ er sie gefangen nehmen

und hielt sie vier Tage in Köln in Haft, dann aber sandte er einige von ihnen auf seine Burgen, die übrigen entflohe , theils nach den Niederlanden, theils Rhein aufwärts. Als nun die Stadt so ihrer weisesten Männer beraubet worden, da war es kein Wunder, daß alles verkehrt und verderblich zuging. Der Erzbischof behandelte die freien Bürger wie eigene Leute, ließ die Pforten, Thore und Mauern besetzen, bestellte alle Aemter nach seinem Willen und war unumschränkter Herr in der Stadt. Einen Theil der Bürger verjagte er, einen Theil nahm er gefangen, also daß das Volk in der Irre im Lande umher lief. So stand es in Köln zwei Jahr, bis Konrad starb und noch lange nachher unter seinem Nachfolger. Vergebens wandten sich die Freunde der Gefangenen oftmals an den Probst zu St. Gereon, daß er Gnade für sie erbitte; er betheuerte seinen guten Willen zu helfen, da er sich der guten Dienste, die ihm die Gefangenenen erwiesen, sehr wohl erinnere, er gestand, daß ihnen von seinem Oheim großes Unrecht geschehe, doch ihre Befreiung bewirkte er nicht. Auch die Bitte der Freunde der Gefangenen bei dem Erzbischof selbst, als er auf dem Todtenbette lag, war umsonst, denn er versicherte, daß er gelobt habe, nie, so lange er lebe, die Verhafteten zu entlassen.

Engelbrecht der Andere, ein geborner Herr von Falkenburg und Probst von St. Gereon, bestieg nach Konrads Tode den erzbischöflichen Stuhl. Von ihm hofften die Bürger viel, denn sie hatten ihm viele Dienste geleistet und er hatte ihnen viel verheißen, doch es kam anders, als sie dachten. Denn kaum hatte er die Huldigung angenommen, die ihm mit großer Feierlichkeit geleistet wurde, als er die neuen Schöffen zu sich beschied, um von ihnen zu vernehmen, was er sich von ihnen zu

gewärtigen habe. Die versprachen ihm in allen Dingen zu Willen zu seyn, so er ihnen das Schöffenthum ließe und die Gefangenen nicht frei gäbe. Nun wurden sie bald einverstanden, die Schöffen blieben Schöffen und die Gefangenen im Kerker.

Wie nun Erzbischof Engelbrecht einst auf der Burg Aare saß, wo auch die gefangenen Kölnischen Bürger waren, da wurden drei von den Geschlechtern, Herr Rütger Oberstolz, Daniel Jude und Kostin von der Aducht einig, nach Aare zu reiten nnd um die Befreiung ihrer Freunde zu bitten. Als sie daselbst angekommen waren, zeigten ihnen des Bischofs Leute ihre Freunde. Diese wurden sehr fröhlich, denn sie meinten, sie sollten erlöset werden. Doch bald wandelte ihre Freude sich in Betrübniß, denn die Gekommenen wurden bei ihnen eingesperrt und man reichte ihnen nichts als Wasser und Brod.

Durch einen seltsamen Zufall entdeckten aber die Gefangenen eine Feile in ihrem Kerker, durchfeilten damit das Gitter ihres Fensters und entflohen nach den Niederlanden.

In dem nämlichen Jahre, in welchem diese Flucht gelang, belagerte, erlittenes Unrecht zu rächen, Erzbischof Engelbrecht die Burg Thoynburg. Er lag davor mit vieler Mannschaft, die machte ihm große Kosten, daher war er des Geldes bedürftig. Dieses vernahmen die Freunde der aus Köln Vertriebenen und hielten dafür, nunmehr sey der rechte Zeitpunkt, die Zurückberufung der Verbannten zu bewirken. Sie begaben sich zu dem Bruder des Erzbischofs, Ritter Dietrich, boten für die Erlaubniß ihrer Freunde, nach Köln zurückzukehren, funfzehn hundert Mark und verbanden sich, dem Erzbischofe in allen Dingen unterthänig zu seyn. Um sich desto angenehmer zu machen und den Erzbischof günstiger für ihr Gesuch zu stimmen,

gaben sie dem Ritter Dietrich den Anschlag, daß er, um die belagerte Burg zu gewinnen, ein Haus davor zimmern und mit Leuten besetzen ließ; um der Geldbedürftigkeit des Bischofs abzuhelfen, riethen sie, die neuen Schöffen gefangen zu nehmen und um eine große Summe zu büßen. Damit dieses ohne Schwierigkeit geschehen könne, wollten sie dem Erzbischof ein Stadtthor öffnen und ihn mit den Seinigen einlassen. Engelbrecht fand diesen Antrag gut, nahm die funfzehn hundert Mark und gab den Bürgern besiegelte Briefe über die Zurückberufung der Verbannten, sobald er nach Köln gekommen seyn würde, doch es ging viel anders, als die Geschlechter hofften.

Wie groß die Gewalt auch gewesen war, die Erzbischof Konrad in der Stadt Köln ausgeübt hatte, so hatte er doch nicht gewagt, der Stadt die Freiheit gänzlich zu entziehen, denn nur nach und nach konnten die Bürger an das Joch der Abhängigkeit gewöhnt werden. Darum hatte er, nachdem er durch die von ihm eingesetzten Schöffen seinen Einfluß hinreichend begründet, den Bürgern die Besetzung der Thore und Mauern wieder eingeräumt. Engelbrecht, der ganz im Sinne seines Vorfahren, nur bei weitem rücksichtsloser handelte, durfte schon mehr wagen, besonders da selbst die Geschlechter, um wieder die Oberhand über die Gemeinen zu erhalten, ihm zur Ausführung seiner Plane behilflich waren.

Erzbischof Engelbrecht kam nach Köln, hieß die Schöffen herbeirufen, ließ sie mit harten Worten an und befahl ihnen, ihm den Schatz zu zeigen, den sie während der sieben Jahre ihrer Verwaltung von Zoll und Accise gesammelt hatten und als sie das nicht konnten oder nicht wollten, da ließ er sie hinabführen in den untern Saal und in die Eisen legen, die sie einst hatten machen lassen, um ihre Feinde, die vertriebenen Geschlechter, darein zu

schmieden. Vier von den Schöffen starben im Saale (wahrscheinlich von den erlittenen Mißhandlungen), die übrigen blieben verhaftet. Nachdem dieses geschehen war, redete der Erzbischof, nach Vittinghofs Rath, das Volk an und verhieß ihm, gnädiger Herr zu seyn und für das Beste der Stadt zu sorgen, so es ihm die Schlüssel von den Stadtthoren überliefern wolle. Da wurden ihm die Schlüssel übergeben und er besetzte die Thore mit seinen Leuten.

Als die Stadt ganz in des Bischofs Händen gekommen war, ließ er, damit sie ihm und seinen Nachfolgern stets unterwürfig verbliebe, an den beiden Enden zwei starke Burgen aufführen und mit Mauern, Thürmen und Gräben versehen. Diese Burgen kosteten ihm über sechs tausend Mark und wurden ihrer Stärke wegen für unüberwindlich gehalten. Auf diese Weise überlistete der Erzbischof die unter sich uneinigen Bürger von Köln und brachte die Stadt ganz in seine Gewalt. Den vertriebenen Geschlechtern erlaubte er die Heimkehr nicht, obgleich er Geld dafür genommen, die gefangenen Schöffen aber löseten sich mit großen Summen und wurden dann wieder in ihre Aemter eingesetzt.

Nun zeigte sich bald, wie Erzbischof Engelbrecht mit den Kölnern zu verfahren gedachte. Er sendete den Hermann von Vittinghof und den Peter von Krain nach Köln, die mußten allen Brüderschaften und der ganzen Gemeinde bei Leib und Gut gebieten, sich zu versammeln, um zu vernehmen, was des Erzbischofs Wille sey. Als nun die Gemeinde vor dem Rathhause versammelt war, da verkündigte Ritter Vittinghof, daß der Erzbischof einen Bürgermeister und einen Amtmann über die Stadt zu setzen beschlossen habe; ferner verlange er von der Stadt Bier-Accise, Wegegeld, Wegezoll und Mühlen-Accise und von

jeder andern Waare eine bestimmte Abgabe; endlich begehre er, daß sich die Bürgerschaft reich und arm unter einander selbst schätze und ihm sechs tausend Mark auf einmal gebe. Die Bürger wurden durch die Forderung des Erzbischofs höchst erbittert; ein alter kluger Mann, Namens Eberhard, ermahnte sie aber, Geschlechter wie Gemeine, ihren alten Hader zu vergessen, klug zusammenzuhalten und mit gemeinsamer Kraft sich dem Ansinnen des Erzbischofs zu widersetzen. Als ihm die Bürgerschaft beistimmte, da hieß er sie sogleich nach Hause eilen, sich zu wappnen, dann ließ er Sturm läuten und nachdem sich die gerüsteten Bürger versammelt hatten, da bestürmten sie die Burgen, eroberten sie nach mehrtägigem blutigen Kampfe und zerstörten sie bis in den Grund. So wurde Köln wiederum frei und die Bürger gewannen durch Eintracht wieder, was sie durch Zwietracht verloren hatten. Doch die schwer errungene Freiheit mußte noch durch harte Kämpfe vertheidigt werden, ehe sie der Stadt auf eine lange Dauer gesichert wurde.

Der Erzbischof Engelbrecht grämte sich über den Verlust seiner Bürger so sehr, daß man ihn in langer Zeit nicht hat lachen gesehen. Er gelobte sich fürchterlich zu rächen, rief, auf den Rath Vittinghofs, alle seine Lehns- und Dienstleute und Bundesgenossen herbei, versammelte ein starkes Heer und zog damit vor Köln.

Unter denen, die ihm zu Hilfe gezogen waren, befanden sich auch der Bischof Heinrich von Lüttich und dessen Bruder, Graf Otto von Geldern, beides fromme Fürsten, deren Absicht mehr dahin ging, den Zwiespalt zu schlichten, als zu kämpfen. Der Graf von Geldern, ein wohlberedter Mann vor allen Fürsten, erbot sich, den Erzbischof mit den Bürgern zu vertragen und als dieser nichts davon wissen wollte, bevor er zwanzig Kölner hätte hängen sehen,

da führte Graf Otto ihm zu Gemüth, daß er alle Schätze seines Stiftes aufopfern und sieben Jahr vor Köln liegen könne, ohne den einträchtigen Bürgern ein Haar zu krümmen. Dadurch gewann er so viel über den erzürnten Fürsten, daß er seine Vermittelung sich gefallen ließ und gelobte seinen Ausspruch gelten zu lassen. Als der Graf von Geldern das Wort des Erzbischofs Engelbrecht erhalten und dessen Beschwerden alle vernommen, begab er sich, von dem Bischof von Lüttich begleitet, nach Köln. Daselbst erwiesen ihm die Bürger viel Ehre, nahmen ihn gleichfalls zum Schiedsmann an, trugen ihm ihre Klagen gegen den Erzbischof vor und gelobten, seiner Entscheidung sich zu unterwerfen. Darauf that der Graf den Ausspruch, daß die Bürger alle Rechte und Freiheiten, wie sie solche seit Erzbischof Engelbrecht I. Zeitgenossen besessen, behalten und die vertriebenen Bürger in ihre Rechte wieder eingesetzt werden sollten; dagegen solle die Stadt dem Erzbischofe ein für allemal sechs tausend Mark zahlen. Dieser Vertrag wurde von beiden Theilen angenommen, beschworen und durch besiegelte Briefe bestätigt und somit hatte diese Fehde ein Ende.

Sobald Erzbischof Engelbrecht von den Kölnern die sechs tausend Mark empfangen hatte, machte er sich auf und reisete nach Rom, um das Pallium zu holen. Dort klagte er dem Papst mit weinenden Augen, daß ihn die Bürger von Köln aus seiner Stadt vertrieben, sein Haus zerstört, seine Rechte verletzt und ihn zur Sühne gezwungen hätten. Er bat dem Papst, ihn von seinem geleisteten Eide zu entbinden und die Kölner mit dem Banne zu bedrohen. Papst Clemens IV. glaubte seinen Worten und erfüllte sein Begehren. Als Engelbrecht nun wieder zurück und auf seinem Schlosse angelangt war, sandte er des Papstes Brief nach Köln und drohte den Bürgern

mit dem Banne, wenn sie ihn nicht zufrieden stellten. Er ließ die Kölner durch seinen Stiefbruder Philipp von Hövel wissen, daß sie ihm zwölf hundert Mark zahlen sollten, wo ihnen an seiner Gunst etwas gelegen sey. Die Bürger und der Rath verstanden sich dazu, um des Friedens willen; sie zahlten das Geld, doch mit dem Beding, daß die hinterlistig von dem Papste erworbenen Briefe vernichtet würden. Die Briefe wurden also auf dem Kapitelhaus am Dom zerrissen, in Gegenwart des Bischofs von Regensburg, Albertus Magnus, der ganzen Pfaffenschaft und der Stadtherrn zu Köln. Die Sühne wurde abermals beschworen und ausgerufen zu Andernach und Bonn.

Nun meinten die Kölner Frieden zu haben, doch wurde, als kaum diese Sühne geschlossen worden, ein neuer Anschlag zu ihrem Verderben gemacht. Dem Erzbischof ward der Rath gegeben, eine Gerichtssitzung in Köln zu halten und während derselben eine Anzahl Gewappneter einzeln unbemerkt nach der Stadt kommen zu lassen, mit denen sein Bruder die ungewaffnet auf dem Gerichtssaale erscheinenden Bürger überfallen und alle diejenigen festnehmen solle, von denen der Erzbischof Widerstand zu befürchteu hätte. Die Gerichtssitzung wurde gehalten, Engelbrechts Bruder kam, wie verabredet, nach Köln, brachte zuerst nur eine kleine Begleitung und ritt damit in seine Herberge, denn die andern sollten nach und nach folgen. Doch die Häupter der Stadt wußten schon, wie viel Gewappneter folgen sollten; kaum hatte der Ritter sich niedergesetzt, da erschien der Rath und nahm ihn gefangen. Darnach kamen die andern Reisigen an zu drei, vier und sechs Mann. Sie kamen verstohlen und schlichen sich hie und da in die Herbergen ein, so daß Niemand ihrer gewahr wurde; doch bald flohen sie wieder aus der Stadt.

Da dem Erzbischofe gemeldet wurde, daß sein Bruder gefangen genommen worden, ward er sehr verwirrt und ließ sogleich den Saal verschließen. Das Volk, welches auf dem Saale war, gehörte zu des Erzbischofs Freunden; dem gefiel es nicht, daß der Saal verschlossen wurde; es meinte, es sey verrathen und sprang zu allen Fenstern hinaus. Dabei geschah mancher unglückliche Sprung und männiglich klagte über den Erzbischof. Die Gemeinde ging nach Hause und jeder bereitete sich zur Wehre, denn die Sühne war gebrochen. Der Rath besprach sich nun mit der Gemeinde wegen der Hinterlist des Erzbischofs und da riethen alle, ihn in sichern Gewahrsam zu nehmen, bis die Stadt besser gesichert sey. Darauf gingen die Obersten der Stadt und des Rathes zum Erzbischofe, hielten ihm sein Unrecht vor, das er an der Stadt begangen und hießen ihn mit hinabkommen zur Haft. Und er wurde in das Haus zum Rosse in der Rheingasse gebracht, da lag er acht Tage lang wohlbewacht.

Das Gerücht von der Verhaftung des Erzbischofs von Köln kam bald zu den benachbarten Landesherrn und auch zu dem Bischof Heinrich von Lüttich und zum Grafen Otto von Geldern, die kamen nach Köln, um Sühne zu stiften. In Gemeinschaft mit dem Grafen Engelbrecht von der Mark und andern vertrugen sie diesen Spahn also: daß der Erzbischof und sein Bruder der Haft entlassen wurden, dagegen sollten alle in Bonn und Andernach gefangensitzenden Kölner entlassen werden. Endlich sollten die Kölner 4000 Mark zahlen.

Sobald Engelbrecht versöhnt war und das Geld empfangen hatte, begab er sich nach Brühl, woselbst er gleich wieder einen neuen Fund erdachte, wie er die Stadt ins Verderben bringen möchte. Er schrieb einen Brief und sandte ihn durch den Ritter Anselm von Instingen, der

sein Vertrauter und ein arglistiger Mann war, nach Köln, um Zwiespalt zwischen den Geschlechtern und den Gemeinen zu stiften, was ihm gar wohl gelang. Instingen ließ heimlich die Zunftvorsteher und Häupter der Brüderschaften zusammenberufen und übergab des Erzbischofs Schreiben, in welchem derselbe die Bürger beklagte, daß sie sich von den Geschlechtern bedrücken und unterjochen ließen. Er bot ihnen seine Hilfe an, um sie von diesem Joche zu befreien und empfahl ihnen das zu thun, was ihnen der Ritter Instingen rathen würde. Der gab ihnen den Rath, sie sollten an einem Tage einen Tanz veranstalten und dabei mit ihren Verwandten, Freunden und Knechten und allen, die eine Wehre tragen könnten, gewappnet erscheinen; wenn nun solches die Geschlechter würden wehren wollen, da es der Ordnung zuwider, so sollten sie sich widersetzen und den Streit anheben.

Der Rath ward angenommen und befolgt. An einem Pfingsttage versammelten sich die Brüderschaften und sonderlich die von dem Wollenamt mit ihren Söhnen, Verwandten, Freunden und Knechten und begannen einen großen Tanz, lärmten aber dabei, daß es durch die ganze Stadt zu hören war. Der Rath hätte gern die Ruhe erhalten, da aber alle Versuche dazu scheiterten und es offenbar wurde, daß die Zünfte den Streit suchten, da wappneten sich die Geschlechter und es begann ein heftiger Kampf, in welchem viel Blut vergossen wurde, der Sieg aber endlich den Geschlechtern blieb.

Das Mißlingen dieses Anschlages vermochte noch nicht den Erzbischof, seinen Absichten auf Köln zu entsagen; ein Mönch, den er an seinem Hofe hielt, Bruder Wolfart, erbot sich, im Verein mit dem Pfarrer zu St. Kolumban, neue Zwietracht in der Stadt Köln zu erregen und gern gab er dazu seine Beistimmung. Bruder Wolfart

begab sich nach Köln zum Pfarrer nach St. Kolumban und beide brachten drei Edelleute auf ihre Seite, die bei dem Salzverkaufe Aemter bekleideten. Durch diese drei wurden Anhänger für den Erzbischof geworben, wozu besonders diejenigen sich bereitwillig finden ließen, deren Freunde bei dem letzten Streite erschlagen worden waren und denen von des Erzbischofs Seite Rache an den Geschlechtern verheißen wurde. Die Verschwornen wurden einig, daß der Erzbischof mit einer großen Heeresmacht zu Felde ziehen und mit vier und zwanzig Schiffen die Kölnischen Mühlen auf dem Rhein zerstören lassen sollte. Dann wollte einer der Salzverkäufer ein Haus am Thurmmarkt anzünden und während alles beschäftigt seyn würde, das Feuer zu löschen, sollte dem bischöflichen Heere das Thor geöffnet werden. Der Erzbischof versammelte sogleich ein großes Heer, ihm zog der Erzbischof von Mainz, ihm zogen die Grafen von Berg und von Kleve mit vieler Mannschaft zu Hilfe und er lagerte sich mit seiner Kriegsmacht bei Soulz, um das Aufgehen des Feuers und die Oeffnung des Thores zu erwarten. Aber er wartete vergebens, denn die Wachsamkeit der Bürger von Köln hatte seinen Anschlag entdeckt und vereitelt.

Bei dieser Gelegenheit war es, daß der Graf von Kleve vorgab, ein Gesicht der eilf tausend Jungfrauen gesehen zu haben und deßhalb mit seiner Mannschaft das bischöfliche Heer verließ. Ihm folgte der Erzbischof von Mainz und nun blieb auch dem Erzbischof Engelbrecht nichts übrig, als sein Heer zu entlassen und sich versöhnt zu stellen, ob er es gleich nicht war. Denn er äußerte zu seinen Freunden, daß der Tod im ehrlichen Kampfe ihm lieber gewesen wäre, als diese Flucht, ohne geschlagen worden zu seyn und gleich war Bruder Wolfart bei der Hand, um neue Ränke in Köln für ihn zu schmieden.

Dießmal wandte er mit dem Beistande des Pfarrers von St. Kolumban sich an die Weißen, die eine zahlreiche und vielgeltende Familie von den Gemeinen waren, die sich, weil die von den Geschlechtern ihnen einige Häuser abgebrochen hatten, zu rächen wünschten. Einer von ihnen, Ludwig, Heinrichs Sohn, war Bürgermeister und führte das Stadtsiegel. Die Pfaffen gewannen diesen, brachten durch Wilhelm von Pohlheim, der den Geschlechtern abtrünnig geworden war, auch den Vogt, Rütger von Alpen, auf ihre Seite und diese alle warben eine große Menge von Anhängern, die entschlossen waren, die Geschlechter zu vertreiben und dem Erzbischofe zu huldigen.

Der Erzbischof kam, von den Weißen dazu aufgefordert, selbst nach Köln, nahm heimlich ihre Huldigungen an und ließ ihnen hundert Mark auszahlen, damit sie Harnische und Waffen dafür kaufen möchten. Er hatte sich der Weißen besonders dadurch versichert, daß er ihnen gelobet, sie in die Aemter und Würden der Oberstolzen (der vornehmsten Geschlechterfamilie) einzusetzen und ihnen die Aemter und Würden derselben zu verleihen, sobald sie vertrieben seyn würden. Um den Weißen ein Zeugniß seiner Huld zu geben, ließ er zwanzig Paar Scharlachkleider, mit grünem Zeuge untersetzt, wie die Ritter sie zu tragen pflegen, unter sie austheilen. Da die Oberstolzen die Weißen diese Kleider tragen und Waffen kaufen sahen, wurden sie auf die Verbindung gegen sie aufmerksam gemacht und hatten gute Obacht, daß sie nicht unverwarnt überfallen würden. Darauf aber sandten sie zum Grafen von Jülich und ließen ihn entbieten zu kommen und den Spahn zwischen ihnen und den Gemeinden zu schlichten. Der Graf kam und ließ beide Theile zur Teidigung zusammenrufen. Als die Weißen auf das Sakrament geschworen hatten, den Ausspruch gelten zu lassen, den er

mit Genehm der erwählten Schiedsmänner thun würde, da verordnete er, daß über Köln eine Bede gesetzt werden solle, der Stadt Schulden zu zahlen, wozu die Weißen dem Rath behilflich seyn müßten. Dagegen sollten den Weißen von dem eingesammelten Gelde sechs hundert Mark vorausgezahlt werden, damit Friede und Freundschaft zwischen beiden Theilen sey. Beide Theile nahmen diese Sühne an; der Rath mit großen Freuden, die Weißen nur mit halbem Willen, wie sehr sie auch begünstigt worden waren.

Ungeachtet die Weißen den Frieden beschworen hatten, so ließen sie doch von ihrer Feindschaft nicht, sondern zettelten sofort, ohne Zweifel von dem Erzbischofe wieder dazu aufgemuntert, einen neuen Verrath an. Als nämlich der Graf von Jülich zu einem Gastmahle der Geschlechter nach Köln kam, da versammelten die Weißen auf den Rath des erzbischöflichen Vogtes Rütger von Alpen das Volk, um den Grafen und die Geschlechter plötzlich zu überfallen und zu ermorden. Glücklicherweise erhielten die Geschlechter und der Graf noch so viel Zeit, aus dem Hause zu entkommen, welches nun von den Weißen geplündert und verbrannt wurde. Es kam abermals zu einem Kampfe, in welchem die Geschlechter mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit fochten, denn es waren ihnen die Gemeinen wohl zwanzigfach überlegen und doch behielten sie den Sieg und die Aufrührer mußten sich in die Kirchen und Klöster flüchten, um ihr Leben zu retten. Sie wurden mit Zurathziehung des Grafen von Jülich auf ewig aus der Stadt verbannt.

Die Vertriebenen wandten sich nach Bonn und zettelten von dem Erzbischofe unterstützt flugs wieder eine neue Verschwörung an. Sie schrieben nun an ihre Freunde in Köln und trugen ihnen auf, in der Gemeinde für sie zu werben und den Leuten zu versprechen, daß der Erzbischof

sie von Zoll, Accise und Schatzung befreien wollte, wenn sie ihm zufielen. Sie erhielten großen Anhang in der Gemeinde und die Kölner Freunde meldeten den Vertriebenen, wenn sie nur fünfhundert Mann nach Köln bringen könnten, so würde die Gemeinde ihnen zufallen und die Stadt leicht in ihre Hände gebracht seyn. Da that Hermann Weiß, der Fischer, einen Vorschlag, der sie sicher zum Ziele führen sollte und alle genehmigten ihn. Es wohnte nämlich in Köln zunächst dem Ulrichsthor, in einem Bogen der Stadtmauer, ein Mann mit dem Zunamen Habenichts, der sich durch den Verkauf von Kerzen nährte, die er im Lande umhertrug. Dieser Habenichts wurde von den Vertriebenen nach Bonn beschieden und sie machten ihm den Antrag, daß er heimlich unter der Stadtmauer ein großes Loch graben sollte, so daß Pferd und Mann hindurch könnte; dafür sollte er fünf und zwanzig Mark erhalten. Er nahm den Auftrag an, empfing fünf Mark voraus und ging ans Werk. Als er die Arbeit vollendet hatte, ging er nach Bonn, es den Vertriebenen zu melden. Diese wurden nun des Rathes, den Herzog Walrave von Limburg um fünfhundert Mann zu bitten. Der Herzog fragte, was ihm dafür werden sollte. Da sagten die Vertriebenen, die Oberstolzen wären so reich, daß man mit ihrem Geld und Gut Königreiche kaufen könnte; das alles sollte sein seyn, so er sie überwinden hülfe, dafür wollten sie mit Weib und Kind und Leben einstehen. Der Herzog schloß den Handel mit ihnen ab und sandte zum Grafen Dietrich von Kleve und zu dem Ritter Dietrich von Falkenburg und ließ ihnen entbieten, ihm zu einer gewissen Zeit und an einem bestimmten Ort mit ihren Mannen heimlich zu Hilfe zu kommen, und sie sagten es ihm zu.

Da die Klevischen zu der verabredeten Zeit vor Köln kamen, fanden sie daselbst vor dem Ulrichsthor den Herzog

von Limburg und den Ritter Dietrich von Falkenburg mit ihren Mannen. Dietrich ließ das Loch öffnen und sie gingen hindurch, einer nach dem andern; den Pferden nahmen sie die Sättel ab und zogen sie auch durch. Da es sehr kalt war, so zog ein Theil von ihnen in die nahe stehenden Häuser, die andern in die Scheuern. Hermann der Fischer sagte zum Herzoge, daß die Stadt nun gewonnen sey und bat ihn, daß er mit seinen Mannen in einen Garten zöge, er wolle unter der Zeit zu seinen Freunden gehen, ihnen zu verkünden, daß ein groß Volk zu ihrer Hilfe in der Stadt sey, damit sie herbei kommen möchten. Dann wollten sie gehen und ihre Feinde aus den Betten aufheben.

Die Absprache, die Hermann der Fischer mit dem Herzoge nahm, hatte ein treuer Mann und Freund von den Oberstolzen gehört. Der lief eilig nach der Filzgraben- und Rheingasse, wo die Oberstolzen wohnten und rief sie zu den Waffen. Sie rüsteten sich schleunigst und eilten dem Feinde entgegen. Sie wurden zwar anfangs zurückgetrieben, denn ihrer waren nur etwa sechszig Mann auf dem Platze und die Feinde hatten schon mehr als drei hundert in der Stadt. Doch kämpften sie ritterlich und ließen sich nicht überwältigen. Als endlich die Gemeinen hinzukamen, um mit den Feinden gemeinsame Sache zu machen, da wußten einige wohlgesinnte Männer sie zu überreden, daß sie sich mit den Geschlechtern zur Vertheidigung der Stadt vereinigten.

Nun ging der Streit erst recht an und Jeder wollte Ehre erwerben. Die Hiebe trafen Mann und Pferd, daß sie zur Erde sanken. Dietrich von Falkenburg, des Erzbischofs Bruder, blieb todt und mit ihm viele Ritter; der Herzog wurde gefangen und gleich ihm eine große Menge der Seinigen. Die Gemeinen, auf welche die

Verräther gerechnet hatten, kämpften tapfer gegen sie und trieben sie wieder dem Loche zu. So gewannen die Geschlechter mit Hilfe der Gemeinen den Sieg und keiner von allen, die gegen sie gefochten hatten, entkam mit Ehren. Auch die Verräther, die den Herzog von Limburg zu diesem Ueberfall verleitet hatten, blieben todt; ihre Körper wurden geschleift und auf das Rad gelegt.

Von allen diesen Angriffen war der Erzbischof Engelbrecht der Anstifter gewesen und die Bürger von Köln wurden nunmehr inne, daß kein Eid, kein Vertrag sie gegen die Hinterlist dieses wortbrüchigen und habsüchtigen Fürsten sichern könne; daher beschlossen sie, sich dem Schutze benachbarter Landesherrn anzuvertrauen. Nach gepflogenem Rath wurden sie einig, die Grafen von Geldern, von Jülich, von Berg und von Katzenelnbogen und außerdem drei freie Herrn, die von Vrinds, von Isenburg und von Roden zu ihren Schutzherrn zu berufen. Benannte Fürsten und Herrn kamen, freundlich eingeladen, nach Köln und verbanden sich zum Schutze der Freiheit und der Rechte der Stadt, die ihnen dafür eine jährliche Steuer auf ewige Zeiten zugestand.

Dieser Bund war dem Bischof Engelbrecht verhaßt, da er ihn hinderte, Köln zu überwältigen. Der Zorn, den er gegen die Stadt gefaßt hatte, ging nun auf deren Schutzherrn über, die er einzeln zu befehden beschloß. Er versammelte schnell ein Heer, rief seine Verbündeten, unter denen auch der Graf von Kleve, zu Hilfe und belagerte Sinzig, die zwar eine Reichsstadt, aber unter dem Schutze des Grafen von Jülich stand. Der Graf war der Zeit ungerüstet und mußte den Bürgern Sinzigs, die er gegen des Erzbischofs große Macht zu schützen nicht vermochte, selbst anräthig seyn, sich den Belagerern zu unterwerfen, damit sie bei Gut und Leben blieben.

Nun fiel Engelbrecht mit seinem großen Heere in das Jülicher Land und wüstete schrecklich darin. Damals wurden von den Bischöflichen viel Wittwen und Waisen gemacht. Als der Graf von Jülich sein Land so schändlich verderben sah, da wandte er sich an seinen Schwäher, den Grafen von Geldern, den er bat, ihm beizustehen. Beide Herrn brachten ein Heer auf und stellten es dem Erzbischof entgegen. An Mannschaft nur halb so stark, als er, mußten sie ihm weichen, als es zum Kampfe kam. Darauf aber führten sie ihre Reisigen nochmals zum Kampf, hielten sich wacker und schlugen den Erzbischof und nahmen ihn gefangen.

Engelbrecht wurde von dem erbitterten Sieger, dem Grafen von Jülich, nach der festen Burg Neudeck geführt, in Ketten geschmiedet und in einen Thurm geworfen. Seinen Zorn zu kühlen ließ der Graf einen eisernen Käfig, gleich einem Vogelbauer, an dem Thurm anbringen und den Erzbischof hineinstecken, so oft es ihm beliebte. Der Papst und viele Bischöfe schrieben an den Grafen und ermahnten ihn, daß er einen so vornehmen Kirchenfürsten nicht so schmählich halten möchte. Er antwortete aber: „ich habe keinen Erzbischof und des Reiches Fürsten gefangen, sondern einen Räuber, der mir mein Land verderbte." Die Pfaffschaft bot für des Erzbischofs Lösung groß Gut und Geld; doch da Engelbrecht einige Punkte nicht verwilligen wollte, die der Graf verlangte, so blieb er in der schmachvollen Haft. Wie schwer der Papst auch mit dem Banne drohte, der Graf ließ nicht von seinen Forderungen ab, und der Erzbischof wollte lieber im Thurme verfaulen, als seine Freiheit kaufen um hohen Preis. Da aber dem Domkapitel zu viel deuchte, was gefordert wurde zur Freiung seines Oberhaupts, da sandte es einen von des Erzbischofs Leuten, Meister Bernhard, nach Rom und

ließ einen Bannbrief erbitten gegen die, so von Engelbrechts Lösung sprechen würden. Die Stadt Köln wurde seiner Gefangenschaft wegen mit Bann und Interdikt belegt, die Pfaffenschaft gezwungen aus der Stadt zu ziehen.

Nachdem nun Erzbischof Engelbrecht lange in schmählicher Haft gelegen und noch nicht Sinnes geworden war, in das zu willigen, was der Graf von Jülich begehrte, begab sich der gewesene Bischof von Regensburg und Provinzial des Predigerordens, der hochberühmte Albertus Magnus zu ihm und hielt ihm vor, daß es eines Bischofs Pflicht sey, Frieden zu stiften, den Krieg aber zu meiden, jedem das Seine zu lassen, Lasten zu erleichtern, nicht aber aufzulegen, gegebenes Wort zu halten, recht zu richten, nicht aber um Gunst und Gabe. Er ermahnte ihn, Frieden zu machen, Köln bei seinen Freiheiten zu lassen und sich mit seinen Feinden zu versöhnen. Er offenbarte ihm, wie er von seinen Günstlingen, die stets zur Fehde riethen, betrogen worden, da selbst Meister Bernhard, der auch die Schuld trug von dem Interdikt von Köln, einen Bannbrief in Rom gegen die erbeten hatte, die von seiner Lösung sprechen würden; er strafte ihn mit gewaltiger Rede und bewegte sein verstocktes Herz. Der Erzbischof ließ seinen harten Sinn fahren, gab dem weisen Albrecht die Gewalt, Sühne zu stiften mit dem Grafen und mit Köln und gelobte das zu halten, was Albertus entscheiden würde. Als er solches vor dem Grafen von Jülich und dessen Freunden verheißen hatte, wurde er frei.

Es war acht Tage nach Ostern, am guten Montage, im Jahr des Herrn 1270, als der Erzbischof und Kurfürst Engelbrecht im feierlichen Zuge einzog in die freie Stadt Köln und in der Kirche Maria ad gradus vor dem versammelten Rath den Sühnebrief vorlesen ließ, den er,

nunmehr mit dem guten Willen, ihn zu halten, der Stadt gab. Er verzieh den Kölnern den Tod seines Bruders, gelobte, keine der Stadtfreiheiten anzutasten, stellte den Gottesdienst wieder her und verhieß die Lösung von des Papstes Banne zu bewirken. So nahm der lange heftige Kampf ein Ende, den die Stadt Köln bestehen mußte, um ihre Unabhängigkeit zu erhalten.

XXIII. Kampf des Bischof Walther von Straßburg mit den Straßburger Bürgern.

Durch den Fall der Hohenstaufen war das Herzogthum Schwaben zersplittert worden und die Bischöfe von Straßburg hatten sich so vieler zu demselben gehörigen Güter bemächtigt, daß ihr Hochstift eines der reichsten in den deutschen Landen geworden war. Je mächtiger aber die Bischöfe wurden, um so weniger wollten sie das Aufstreben der Bürger zu Straßburg dulden, die durch ihren Handel sich große Reichthümer erworben hatten, die sie bei vorkommenden Gelegenheiten dazu benutzten, durch Kauf und Krieg ihre Rechte und Freiheiten zu erweitern. Die Straßburger Bürger hatten stets den Bischöfen in ihren Fehden treulich beigestanden und dadurch zur Erweiterung des Bisthums wesentlich beigetragen, doch als Bischof Walther von Geroldseck zur Regierung kam und bei einer ungerechten Fehde gegen den Herzog von Lothringen von den Straßburgern den Beistand, den sie bis dahin dem Stifte freiwillig geleistet hatten, als eine Unterthanenpflicht forderte, da schlugen sie ihm nicht nur seine Forderung ab, sondern zerstörten ihm auch, als er sie mit Gewalt dazu zwingen wollte, seine Feste Altenburg.

Bischof Walther betrachtete die Widersetzlichkeit der Straßburger als eine offenbare Empörung gegen seine landesherrliche Gewalt und berief die benachbarten Landesherrn zur Hilfe gegen die Empörer. Der Erzbischof von Trier, die Aebte von St. Gallen und Murbach, die Grafen von

Louisenburg, Kyburg, Freiburg und Neuburg sandten ihm Hilfsschaaren, deren Feldherr Graf Rudolf von Habsburg, der nachmalige Kaiser, wurde. Die Bürger von Straßburg hatten aber keine andern Verbündeten, als die Rheingrafen, die Herrn von Ochenstein und von Gerboten und mußten sich daher auf die Vertheidigung ihrer Mauern beschränken, die der Bischof mit seinem großen Heere umstellte.

Die Stadt befand sich in der größten Bedrängniß, als der Uebermuth des Bischofs selbst unerwartet ihre verzweiflungsvolle Lage änderte. Der Graf von Kyburg, ein Oheim des Grafen Rudolfs von Habsburg, hatte nämlich in einem Unwillen über seinen Neffen dem Bisthum Straßburg seine Güter vermacht, deren rechtmäßiger Erbe Rudolf war; als er sich aber mit diesem versöhnte, so änderte er sein Testament und erkannte seinen Neffen zum Erben an. Diese Aenderung wollte der Bischof nicht gelten lassen, obgleich Rudolf für ihn gegen Straßburg focht. Darüber wurde Rudolf erbittert und ging nebst mehrern Grafen zu den Bürgern über. Nun mußte der Bischof sich mit seinen Schaaren in das Thal der Breusch zurückziehen. Rudolf fiel in das bischöfliche Gebiet ein, nahm Colmar im Einverständniß mit den Bürgern, Mühlhausen und Kaisersberg aber durch Sturm. Jetzt fielen die Straßburger aus und verfolgten die Bischöflichen bis nach Molsheim.

Das Heer der Bürger wurde von Reinhold Liebenzeller angeführt. Als dieser merkte, daß sich der Bischof zu einer entscheidenden Schlacht rüstete, rief er die in der Stadt zurückgebliebenen zu Hilfe, die auch unter dem Befehl des streitbaren Schultheißen Nikolaus von Zorn erschienen. Bald folgten ihnen auch das Fußvolk und die Schützen von Hugo Kuchenbäcker und Heinrich von Eich

befehligt. Der Bischof hatte sein Heer durch einen verschanzten Graben gedeckt; da aber die bürgerlichen Feldherrn fürchteten, daß der verschanzte Graben ihrem Angriffe nachtheilig werden könnte, so umgingen sie ihn an einer seichten Stelle und fielen mit ihrer Reiterei die Bischöflichen auf der Seite an.

Bei diesem plötzlichen Angriffe riethen einige Ritter dem Bischofe, nicht auf einmal seine ganze Macht aufs Spiel zu setzen, weil Rudolf von Habsburg bereits seine Städte eingenommen habe. Bischof Walther verwarf aber diesen Rath und sagte: wer nicht mit ihm streiten wolle, der möge nach Hause ziehen, und darauf begann er die Schlacht. Er sowohl, als sein Bruder fochten mit der größten Tapferkeit und mehrmals drangen sie in die Reihen der Bürger ein und brachten sie in Unordnung; doch die tapfern Straßburger sammelten sich stets wieder und machten ihrem Feinde den Sieg streitig. Dem Bischof wurden zwei Pferde unter dem Leibe erstochen und kaum konnte er ein drittes erhalten, um damit zu entfliehen. Sein Bruder nebst vielen andern Rittern blieben auf dem Platze, noch mehrere wurden aber gefangen und die siegreichen Bürger brachten eine große Menge Siegeszeichen und Gefangener nach der Stadt und aus Dankbarkeit errichteten sie dem Grafen Rudolf und ihren vier Hauptleuten Bildsäulen. Von diesem Siege ab behaupteten die Bürger ihre Unabhängigkeit von dem Bischofe.

XXIV. Verhältnisse der deutschen Geistlichkeit zu den Juden.

In den frühern Zeiten des Mittelalters wurden die Juden von den strengen Geistlichen als die Nachkommen der Mörder des Weltheilandes und als Verächter und Lästerer des Christenglaubens unversöhnlich gehaßt und bei vorkommenden Gelegenheiten auch wohl verfolgt. Die Juden wußten sich aber durch ihre Gewandtheit in Geschäften, und viele unter ihnen durch ihre für jenes Zeitalter ausgebreiteten gelehrten Kenntnisse bei den Königen und Fürsten beliebt zu machen und den Schutz derselben für ihr Volk zu erlangen. Die Deutschen hatten in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ein unüberwindliches Vorurtheil gegen den Handel, den sie für ein einen freien Mann erniedrigendes Geschäft hielten. Der mit dem Handel ziemlich genau verbundene Wucher und das Geldleihen auf Zinsen war sogar durch kirchliche Gesetze verboten. Bei der zunehmenden Kultur konnten aber die Deutschen ohne Handel und Geldverkehr nicht bestehen und so mußten sie den Juden wohl Duldung gewähren; überdem waren es die Juden allein, die medicinische Kenntnisse besaßen, daher denn auch an jedem Fürstenhofe gewöhnlich ein jüdischer Leibarzt war. Endlich besaßen die Juden Kenntnisse von den Sitten, Verhältnissen und der Sprache des Orients und wenn eine Gesandtschaft dahin gesandt werden sollte, so mußten sie dieselbe als Führer und Dolmetscher begleiten. Durch dieses alles verschafften

sie sich Duldung und Schutz bei den Großen, und wie sehr auch fromme Priester gegen den Verkehr der Christen mit den Juden eiferten, wie strenge die Verfügungen auch waren, die auf mehrern Kirchenversammlungen gegen sie erlassen wurden, so änderte das in ihrem Verhältnisse doch nichts, welches von der Nothwendigkeit geboten wurde. Selbst der schändliche Sklavenhandel, den die Juden trieben, konnte nur nach und nach unterdrückt werden, die Kirche mußte ihr ganzes Ansehen aufbieten, um den Verkauf christlicher Frauen und Jünglinge an spanische Mauren zu hemmen. Sobald das Geld bei zunehmendem Wohlleben unentbehrlich geworden war und nachdem die Erzeugnisse des fernen Auslandes nicht mehr entbehrt werden konnten, waren Geistliche die ersten, die mit den Juden, allen päpstlichen Verboten zum Trotz, in Verkehr traten und ihnen sogar Meßgewänder, Kelche, Reliquien und Meßbücher verpfändeten. Viele strenge Gesetze wurden dagegen gegeben, aber niemals befolgt. Durch widersinnige Gesetze wurde den Christen das Ausleihen des Geldes auf Zinsen untersagt, den Juden aber erlaubt; dagegen wurde den Juden verboten, Landwirthschaft und Handwerke zu treiben und so waren sie denn durch eine mangelhafte Gesetzgebung auf den Handel und Wucher gewiesen. Das kirchliche Gesetz, daß kein Christ sich eines jüdischen Arztes bedienen sollte, übertraten die Könige und Bischöfe zuerst; aber selbst die Päpste zogen bei gefährlichen Krankheiten jüdische Aerzte zu Rathe. Ein Gesetz verbot, den Juden ein öffentliches Amt zu ertheilen, dennoch aber waren in der Regel Juden die Finanzpächter der Könige, Fürsten und Bischöfe. Ferner sollte kein Christ bei einem Juden dienen, doch hatten in der Regel die Juden christliche Dienstboten, die der guten Bezahlung wegen den Kirchenbann nicht achteten, mit dem sie belegt wurden. Bei dem steten Bedürfniß der

Fürsten und Prälaten, Geld zu borgen, waren ihnen die Juden unentbehrlich und deßhalb gewährten sie ihnen auch ihren Schutz. Da aber die Juden weder Handwerke treiben, noch, mit wenigen Ausnahmen, ländliche Grundstücke besitzen durften, so gaben sie natürlich auch keine Zehnten und andere Abgaben an die Geistlichkeit; da sie indessen von ihrem Handel und Wucher einen großen Gewinn machten, so mußten sie, wie recht und billig, Abgaben davon zahlen, und diese fielen, weil sie als Fremde oder Heimathlose angesehen wurden, dem Oberlandesherrn zu, der sie in seinen besondern Schutz nahm, weßhalb sie denn auch die kaiserlichen Kammerknechte genannt wurden. In allen Städten, die Bischofssitze waren, befanden sich die Juden in großer Menge. Die Ursachen davon waren einmal, weil die bischöflichen Hauptstädte in der Regel auch große Handelsstädte waren, dann aber bestand auch ein päpstliches und kaiserliches Gesetz, nach welchem den Juden ihre Wohnsitze vorzugsweise in den bischöflichen Hauptstädten angewiesen werden sollten, damit den Bischöfen die Gelegenheit erleichtert würde, sie zu bekehren.

Der Schutz der Kaiser und der Bischöfe konnte die Juden aber nicht vor dem Hasse des Volkes schützen, welches ihren Reichthum beneidete, sie als Verächter des Christenthums verabscheute und ihnen alle mögliche Frevelthaten Schuld gab. Diesem Hasse mußten denn auch die Kaiser, die Landesherrn und die Obrigkeiten nachgeben und durch mancherlei bedrückende und entehrende Gesetze es bezeugen, daß die Juden nicht ihre Günstlinge wären. So wurden ihnen Kleidungen, die den Priesterkleidern ähnlich waren, zu tragen untersagt, so mußten sie Abzeichnungen, an denen sie kennbar waren, tragen. An Festtagen waren sie gezwungen, ihre Läden zu schließen.

In der Charwoche durften sie sich nicht auf der Straße zeigen; auch war ihnen untersagt, von ihrem Eingeschlachteten das für sie Unbrauchbare (die Hinterviertel von den vierfüßigen Thieren, die sie nach ihren Satzungen nicht essen durften) an die Christen zu verkaufen. Fromme Bischöfe versuchten auch wohl mitunter eine Bekehrung und ließen den Juden mit Gewalt ihre Kinder entreißen und taufen, doch geschah dieses nur selten und wurde gewöhnlich von den Kaisern untersagt. Die mehresten Bischöfe schützten die Juden kräftig, theils weil sie von den Kaisern dazu beauftragt waren, theils ihres eigenen Vortheiles wegen, denn wenn gleich die beträchtliche Steuer der Juden den Kaisern zustand, so verliehen sie sie doch oft ganz oder zum Theil den Bischöfen, die auch außerdem reiche Geschenke von den Juden erhielten, wodurch diese sich Gunst und Schonung erkauften. Im Anfange der Kreuzzüge wurde aber das Volk so sehr von den Wallfahrern gegen die Juden aufgereizt, daß die Bischöfe nicht vermögend waren, die Unglücklichen vor der Wuth des Pöbels zu schützen. Als im Jahre 1096 die Wallfahrer den Rhein hinabzogen, da wurden in allen bischöflichen Städten die Juden geplündert und ermordet. In Köln riß das Volk ihre Synagoge und ihre Wohnungen nieder und tödtete viele. 200, die entflohen waren, wurden noch auf dem Rheine eingeholt und getödtet. In Trier hatte gleichfalls ein solches Morden statt und um größern Martern zu entgehen, ersäuften sich viele Judenweiber selbst. In Mainz retteten sich die Juden in den Palast des Erzbischofs Ruthard. Vergebens wollte der sie aber schützen, der Palast wurde von dem Pöbel erstürmt und ein schreckliches Morden hatte statt, so daß über 1000 Juden umgekommen seyn sollen. Doch wurden unter den Anstiftern dieses Frevels mehrere Verwandte des Erzbischofs

entdeckt, daher denn er selbst in den Verdacht der Theilnahme kam und von dem Kaiser deßhalb hart angelassen wurde. Mehrere Juden hatten, um ihr Leben zu retten, das Christenthum angenommen; diesen erlaubte der Kaiser zum Judenthume zurückzutreten. In Worms suchten die Juden gleichfalls bei dem Bischofe Schutz; als er ihnen denselben nur unter dem Bedinge gewähren wollte, wenn sie sich taufen ließen, da baten sie sich eine kurze Bedenkzeit aus und tödteten alle einander selbst. In Speier vertheidigten sie sich tapfer gegen die Pilger und das Volk und darauf gewährte ihnen der Bischof gegen eine Summe Geldes Sicherheit, worüber der Pöbel sehr unwillig war.

Da die Abgaben der Juden einen beträchtlichen *Theil* der kaiserlichen Einkünfte ausmachte, so duldeten die Kaiser einen Angriff auf die Juden nicht ungestraft und wenn die Bischöfe aus Fanatismus oder Eigennutz sich Verfolgungen und Bedrückungen der Juden erlaubten, so wurden sie dafür zur Verantwortung gezogen. So mußte 1188 der mächtige Erzbischof Philipp von Köln eine namhafte Straffumme zahlen, weil er sich hatte beikommen lassen, die Kölner Juden zu bedrücken. Auch verboten die Päpste alle Verfolgungen und gewaltsame Bekehrungen der Juden und selbst der heilige Bernhard eiferte gegen ihre Verfolgung in Deutschland bei Gelegenheit des zweiten Kreuzzuges. Dennoch wurden die Juden von der niedern Geistlichkeit im Ganzen bitter gehaßt, weil sie von ihrem großen Vermögen keine Abgaben an die Kirche bezahlten, weil sie manche einträgliche Aemter, als Rechnungsführer, Einnehmer, Schatzmeister, Wirthschaftsaufseher u. s. w., die auch von den Geistlichen verwaltet wurden, versahen; endlich weil die Juden den Priestern an Klugheit und Gewandtheit in Geldgeschäften überlegen waren und so

den Gewinn von den Laien mit ihnen theilten. Deßhalb verbreiteten die Priester stets die Mährchen von den gräuelvollen Ermordungen, die Juden an Christenkindern begangen haben sollten, um sich ihres Blutes zur Heilung von Krankheiten oder als Zaubermittel zu bedienen; ferner von Entheiligung geweihter Hostien. Sie erregten dadurch eine solche Wuth bei dem Volke, daß an mehrern Orten die Juden ermordet wurden, oder daß, um das Volk zu beruhigen, Untersuchungen gegen die Juden der angeschuldigten Frevel wegen veranlaßt werden mußten, wo dann durch die Folter die Unglücklichen gezwungen wurden, sich schuldig zu bekennen, worauf ihre qualvolle Hinrichtung erfolgte. Ganz unschuldig mögen die Juden indessen nicht immer gewesen seyn, da sie nicht nur von Haß gegen die Christen erfüllt, sondern auch höchst abergläubig waren und daher einzelne Frevel begangen haben mögen; bei den mehresten Anklagen aber ist das Lügenhafte und Uebertriebene nicht zu verkennen.

Die Erzbischöfe und Bischöfe waren als Verwalter der herzoglichen und gräflichen Aemter die Juden im Namen des Kaisers zu schützen verbunden. Der Erzbischof von Mainz war überdem noch beständiger Reichsjudenrichter. Doch hatten die geistlichen Fürsten noch andere Ursachen, sich der Juden anzunehmen, denn nicht selten wurde ihnen der Judenzins von den Kaisern verpfändet, außerdem mußten sich die Juden unter mancherlei Vorwänden doch von den Bischöfen beschatzen lassen und bedurften die Bischöfe ein Darlehn, so wußten die Juden Rath zu schaffen.

Da die geistlichen Fürsten nicht aus Rücksichten der Menschlichkeit, sondern nur aus Eigennutz die Juden schützten, so machten sie sich auch oft kein Gewissen daraus,

sie unter den nichtigsten Vorwänden zu bedrücken und zu berauben.

Ruprecht, Erzbischof von Magdeburg von 1260—1266, ein geborner Graf von Mansfeld, fand den erzbischöflichen Schatz bei dem Antritt seiner Regierung leer, und da er nach Rom eine Steuer zur Wiedereroberung des heiligen Grabes senden sollte, so überfiel er im Jahre 1261 die zum Laubhüttenfest in Magdeburg versammelten Juden, ließ ihnen alles baare Geld und alles Gold und Silber rauben, auch überdem die reichsten Juden gefangen setzen, bis sie mit großen Summen sich löseten. In Halle, wo er es eben so machen wollte, widersetzte sich die Bürgerschaft, er belagerte aber die Stadt, nahm den Herzog von Braunschweig, der sie entsetzen wollte, gefangen und ließ sich für seine Befreiung 18,000 Mark Silber bezahlen; dagegen aber ängstigte er die Stadt so sehr, daß sie nicht nur die Juden preis geben, sondern auch selbst eine ansehnliche Strafsumme erlegen mußte. Durch die Beraubung der Juden soll er, die silbernen und goldenen Geräthe ungerechnet, 100,000 Mark Silber gewonnen haben. Er konnte daher nicht nur den Papst befriedigen und verpfändete Stiftsgüter einlösen, sondern auch viel Geld ausleihen.

Ganz besonders zahlreich waren die Juden in Worms und standen daselbst auch in einem ganz vorzüglichen Ansehen, wozu vielleicht die Sage beigetragen hat, daß die Wormser Juden schon vor Ch. Geburt eine Synagoge in Worms gehabt haben sollen, daher sie denn auch der Vorwurf nicht treffen könne, zum Tode des Weltheilandes gestimmt zu haben. Diese Sage wurde von den Juden geflissentlich verbreitet und zu ihrem Vortheil geltend gemacht. Die Christen behaupteten dagegen, daß sie mit dem Stammvater der Familie Dalberg, der ein wahrer

Anverwandter der Jungfrau Maria, als Sklaven nach Worms gebracht worden seyen; deßhalb wurden ihnen auch in alten Zeiten schwere Lasten aufgebürdet und sie mußten sogar jährlich acht Malter Korn für die Stadt in der Roßmühle mahlen. Um sie gegen die Beleidigungen des Volkes in Schutz zu nehmen, wurden ihnen die Herrn von Dalberg, die das erbliche Kämmeramt in Worms bekleideten, als Schirmvögte vorgesetzt und diese stellten wieder einen eigenen Beamten an, der sie gegen die Anfälle des Pöbels schützen mußte. Die Judenschaft wurde endlich durch den Schutz so kühn, daß sie dem Bischof Emmerich, der von 1293 bis 1299 regierte, den Gehorsam geradezu aufsagte und ihm alle Steuern verweigerte. Schwerlich würden aber die Juden diese Dreistigkeit gehabt haben und schwerlich würde solche unbestraft geblieben seyn, wenn nicht die Bürgerschaft die Juden unterstützt hätte, in der Absicht, sie unter ihre Gemeine aufzunehmen, um die großen Steuern der Juden der Stadtkasse zufließen zu lassen. Um nicht seine Rechte über die Juden ganz zu verlieren, mußte Bischof Emmerich gelinde verfahren. Er verzieh der Judenschaft ihre Widersetzlichkeit und gab ihr eine eigene Verfassung mit einem Vorsteher und zwölf Aeltesten, und der Vorsteher wurde von dem Volke der Judenbischof genannt. Einige Jahre darauf wurde vom Kaiser Ludwig dem Baiern die Verfassung bestätigt und die Judenschaft förmlich unter die Stadtgemeinde aufgenommen. Kaiser Karl IV. übergab die Juden ganz der Stadt, doch unter bischöflichem und Dalbergischem Schutze.

In dem vierzehnten Jahrhundert wurden die Bischöfe der Juden wegen öfter in Verlegenheit gesetzt. Sie hatten, wie bereits erwähnt, dringende Gründe, die Juden zu beschützen; auch wurde ihnen der Schutz der Juden sowohl von den Kaisern, als von den Päpsten zur Pflicht gemacht.

Dennoch verlangte sowohl das Vorurtheil des Volkes, als auch der Haß der niedern Geistlichkeit von ihnen eine Verfolgung der Juden, und indem sie diese oft mit aller Mühe nicht verhindern konnten, waren sie genöthigt, sich vor Kaiser und Papst zu rechtfertigen, daß sie die Juden angeblich nicht hinreichend geschützt hatten. Als im Jahre 1306 König Philipp der Schöne in Frankreich eine allgemeine Verfolgung der Juden begann, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, da nahm sie König Albrecht in Deutschland bereitwillig auf, weil sie durch ihre Abgaben seine Einkünfte vermehrten. Dagegen erhob sich das Volk und in Franken, Schwaben und Baiern wurden viel Juden geplündert und ermordet, König Albrecht aber strafte die Verfolger mit einer unerbittlichen Strenge. Kaiser Ludwig der Baier, der stets geldbedürftig war, begünstigte die Juden so auffallend, daß von seinen Feinden ein Gerücht verbreitet wurde, er wolle sich selbst an die Spitze der Juden stellen und die Christen ausrotten. Nun wurden die schon oft gebrauchten Beschuldigungen, daß die Juden Hostien entweihet hätten, erneuert, der Pöbel aufgewiegelt und die Juden überall ermordet oder wenigstens geplündert und gemartert. Am heftigsten war aber die Verfolgung in den Jahren 1348—50, wo die allgemeine Pest wüthete. Die Judenfeinde hatten das Gerücht verbreitet, daß die Juden die Brunnen vergiftet und dadurch die Pest hervorgebracht hätten. Dieses Gerücht war so allgemein und fand einen solchen Glauben, daß die Juden überall ermordet wurden und die Obrigkeiten nicht mehr im Stande waren, sie gegen die Wuth des Pöbels zu schützen. In Straßburg mußte der Bischof selbst in den Mord der Juden willigen, ja sogar die Taufe, wozu sich viele entschlossen hatten, schützte sie nicht. Sehr viele vergruben ihre Schätze und verbrannten sich dann selbst.

Der Papst erließ nun ein strenges Verbot der Juden-verfolgung und bevollmächtigte die Bischöfe und Erzbischöfe, die Verfolger mit dem Banne zu belegen; doch selbst die-ses wollte nicht fruchten, mehr thaten die großen Geld-strafen, womit der Kaiser alle Städte, worin die Juden ermordet waren, belegte.

XXV. Verhältnisse Rudolfs von Habsburg mit der Priesterschaft und der Kirche.

Unter allen europäischen Regentenhäusern hat keines den Geistlichen so viel zu verdanken, als das Haus Habsburg-Oestreich, welches von seinem Ursprunge ab bis zu den neuern Zeiten von der Priesterschaft vorzüglich begünstigt worden ist, dagegen aber auch mehr als ein anderer Fürstenstamm der römischen Kirche sich anhänglich *bewiesen* und ihren Nutzen befördert hat. Bedeutsam ist es, daß ein Priester — Werner I., Bischof von Straßburg, Gründer des berühmten Münsters daselbst — der Habsburger Stammburg erbauet und ihr den Namen gegeben hat. Rudolf, der Stammherr des Hauses Oestreich, erhielt nur durch die Gunst der Geistlichen die deutsche Krone und dadurch Gelegenheit zur Begründung der Größe seines Stammes, und noch oft haben seine Nachkommen durch die Gunst der Priesterschaft gevortheilt, aber auch dagegen eben so oft sich als eifrige Vertheidiger der Kirche erwiesen.

Rudolf von Habsburg hat zwar viele und schwere Fehden mit den Geistlichen geführt, allein immer nur weltlicher Angelegenheiten wegen und nur, wenn das Recht offenbar auf seiner Seite war. Auch wußte er stets, wo er auf seinem Rechte bestehen und wo er nachgeben sollte, und war er gleich im Kriege ein gefährlicher Gegner der Pfaffen, so war er dagegen in friedlichen Verhältnissen ein großer Begünstiger der Priesterschaft und erwies der-

selben eine solche Ehrerbietung, daß er stets für einen Freund und Beschirmer des geistlichen Standes galt.

Graf Rudolf fiel in den päpstlichen Bann, weil er die Partei Kaiser Friedrich II., der sein Pathe war und ihn auch zum Ritter geschlagen hatte, nicht verlassen und den Gegenkönig Heinrich Raspe nicht anerkennen wollte. Dieser Bann scheint ihm doch wenig Kummer gemacht zu haben; als er aber in der Fehde gegen den Bischof von Basel 1254 ein Nonnenkloster in der Vorstadt zu Basel eingeäschert hatte, da wurde er zum zweiten Mal mit dem Banne belegt und nun that er, um sich mit der Kirche zu versöhnen, einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen. Später leistete er dem Bischofe von Straßburg gegen die Bürger Beistand, als der Bischof ihn aber undankbar behandelte und ihn um das Erbe seines mütterlichen Oheims, des Grafen von Kyburg, bringen wollte, da trat er auf die Seite der Bürger. Gerade als er in dieser Fehde begriffen war, machte der Erzbischof Werner von Mainz eine Reise nach Rom. Als er nach Straßburg kam, da äußerte er eine große Furcht wegen Fortsetzung der Reise, weil die Wege nach Italien durch das damals überhand genommene Fehdewesen und durch die vielen Räuberbanden unsicher waren. Rudolf gab dem Erzbischof ein sicheres Geleit bis über die Alpen und nahm ihn bei der Rückkehr gastfrei und mit großen Ehrenbezeugungen in seiner Burg zu Habsburg auf. Der Erzbischof wurde von der ihm erwiesenen Achtung so gerührt, daß er zu dem Grafen Rudolf sagte: „ich will Gott bitten, daß er mich so lange leben lässet, bis ich Euch diesen Liebesdienst werde vergolten haben.“ Als nun nach König Richards Tode der Papst Gregor X. die deutschen Kurfürsten mit Ernst zu einer neuen Königswahl aufforderte, da gedachte Erzbischof

Werner der ihm erwiesenen Freundschaft und lenkte die Wahl auf den Grafen Rudolf, der durch seine bei mehrern Gelegenheiten bewiesenen Frömmigkeit als ein treuer Freund der Kirche sich bewähret hatte. So begegnete er einst einem Priester mit dem Sakrament, der durch einen angelaufenen Bach in seinem Wege aufgehalten wurde. Rudolf gab ihm sein eigenes Pferd zum Uebersetzen und nahm es nachher nicht mehr zurück, da, wie er sagte, es nach einem solchen Dienste nicht mehr zu einem gewöhnlichen gebraucht werden sollte. Dieser Priester wurde nachher Kaplan bei dem Erzbischofe Werner und hat ohne Zweifel dazu beigetragen, die gute Meinung des Erzbischofs gegen Rudolf zu befestigen. Rudolf hatte, noch ehe er den Thron bestieg, zu gleicher Zeit Fehden mit dem Bischofe von Basel, Otto von Granson, gegen den er den Adeligen des Stiftes beistand, und gegen den Abt von St. Gallen, Berthold von Falkenstein, dem er die Lehnspflicht einiger Güter wegen nicht leisten wollte. Da er einsah, daß ihm ein doppelter Krieg mit Basel und St. Gallen zu schwer fallen könnte, so begab er sich ohne Geleit nach Wyl zum Abt, der gerade mit seinen Verbündeten bei einem Mahle saß. Der Abt war nicht wenig erstaunt, als er seinen Feind in den Saal treten sah. Rudolf trat zu ihm und sagte: „Herr Abt, laßt uns unsern Streit schlichten, der uns beiden keinen Vortheil bringen, wohl aber dem Bischofe von Basel Freude machen würde, der unser beider Freund nicht ist. Ich will mich mit Euch versöhnen und bekenne mich deßhalb zu Eurem Lehnsmann, damit ich den Bischof und die Stadt Basel, die mir viele Ueberlast gethan, züchtigen kann." Der Abt wurde durch das Zutrauen des Grafen, der so ohne alle Sicherheit zu ihm gekommen war, gewonnen und der Friede kam sogleich zu Stande. Als der Bischof darauf

dem Abte eine Fuhre mit Wein, den er sich aus dem Elsaß hatte kommen lassen, wegnehmen ließ, da gab der Abt dem Grafen Rudolf 300 Ritter zu Hilfe gegen den Bischof. Die beiden Prälaten hielten auch eine Zusammenkunft in dem Kloster Bruck, um sich zu versöhnen. Der Bischof von Basel sagte zu dem Abte: „Was hat unsere liebe Frau gegen St. Gall verschuldet, daß ihr dieselbe bekriegen wollt?“ Der Abt antwortete: „Was hat der heilige Gall unserer lieben Frau gethan, daß sie ihm seinen Wein genommen?“ Der Bischof blieb darauf die Antwort schuldig und die Fehde wurde mit großer Erbitterung fortgesetzt.

Gerade als Rudolf von Habsburg mit seinem Heere vor Basel lag, kamen die Botschafter der Kurfürsten, ihm anzuzeigen, daß er zum Könige gewählt sey. Der Bischof von Basel wurde darüber so erschreckt, daß er ausrief: „Nun sitz fest, lieber Herr Gott auf deinem Thron, sonst wirft dich Rudolf herunter.“

Als Rudolf auf dem Reichstage zu Nürnberg den König Ottokar von Böhmen zum Empfang der Lehne vorladen ließ, erschien derselbe nicht, sondern sandte den Bischof von Seccau, der den König entschuldigte und nachtheilige Reden gegen König Rudolf führte. Er sprach lateinisch und bediente sich mit großer Frechheit unanständiger Ausdrücke gegen König Rudolf, da er wußte, daß dieser der lateinischen Sprache nicht mächtig war. Rudolf konnte aus den unwilligen Blicken seiner Bischöfe aber wohl merken, wovon die Rede sey. Er unterbrach den Redner und sagte, wenn er in kirchlichen Angelegenheiten mit Bischöfen verhandele, dann möge er lateinisch sprechen, hier vor deutschen Fürsten müsse er sich der deutschen Sprache bedienen. Unterdeß war aber der Zorn der Fürsten über des Bischofs Frechheit so hoch gestiegen, daß sie

über ihn herfielen und ihn mißhandeln wollten und Rudolf ihn selbst in Schutz nehmen mußte, um ihn zu retten.

Nicht ohne großen Einfluß auf König Rudolfs Handlungsweise war das gute Vernehmen, worin er mit dem zu seiner Zeit so einflußreichen Minoritenorden stand und seine vertraute Freundschaft mit einem Bruder dieses Ordens, Heinrich von Isni, der auch sein Beichtvater war und ihn mit seinem Rath unterstützte. Heinrich, obgleich in niederm Stande geboren, war einer der scharfsinnigsten Staatsmänner seiner Zeit und seinem Gönner unverbrüchlich treu. Rudolf, der den Werth dieses Mannes zu schätzen wußte, verhalf ihm zum Bisthum Basel. Heinrich zeigte sich dankbar dafür, führte seinem königlichen Freunde eine Schaar schwäbischer und schweizerischer Krieger in der berühmten Schlacht auf dem Marchfelde im Jahre 1278 zu und entflammte durch seine Ermahnungen ihren Muth. Bischof Heinrichs Beistand und seine persönliche Tapferkeit trug viel zum Gewinn dieser wichtigen Schlacht bei, dafür belohnte ihn Rudolf aber mit dem Erzbisthum Mainz.

Der Bischof Friedrich von Speier, der zur Zeit Rudolfs von Habsburg den Bischofstab führte, gab einen merkwürdigen Beweis, wie wenig er im Stande sey, seine Begierden zu zügeln. Kaiser Rudolf, der ein großer Verehrer der schönen Frauen war, vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der siebzehnjährigen Prinzessin Agnes von Burgund und feierte seine Hochzeit mit großer Pracht in Speier. Als die kaiserliche Braut ankam, erhielt der Bischof Friedrich den Auftrag, sie an dem Wagen zu empfangen. Indem er die Prinzessin aus dem Wagen hob, wurde er von ihrem Liebreiz so eingenommen, daß er sich nicht enthalten konnte, sie zu küssen. Die Prinzessin, die so fromm als schön war, fühlte sich

dadurch doppelt beleidigt, einmal, weil dadurch ihre Majestät verletzt worden, dann weil ein Geistlicher diesen Frevel gewagt hatte. Sie beklagte sich darüber bei ihrem königlichen Gemahl und Rudolf, der in solchen Dingen keinen Scherz verstand, verwies dem lüsternen Bischofe seine Kühnheit mit den Worten: er möge sein Agnus Dei küssen, aber die kaiserliche Agnes unangetastet lassen.

XXVI. Abt Heinrich von Admund und Herzog Albrecht von Oestreich.

Abt Heinrich von Admund war einer der klügsten, einsichtsvollsten Männer seiner Zeit, aber an Heftigkeit, Zorn, Arglist und Böswilligkeit hatte er auch seines Gleichen nicht. Als Pater Kellner hatte er die zerrüttete Wirthschaft seines Klosters in Ordnung gebracht, deßhalb erwählten ihn die Mönche zu ihrem Abt und er rechtfertigte ihre Wahl durch den großen Nutzen, den er durch seine Wirthschaftlichkeit dem Kloster stiftete. Kaiser Rudolf hörte von der guten Oekonomie des Abtes. Um sich davon zu überzeugen, kehrte er als Gast in das Kloster ein und wurde so sehr von Abt Heinrichs vortrefflichem Haushalt eingenommen, daß er ihn zum Landschreiber von Steyermark ernannte. In diesem Amte bewies er eine große Sorgsamkeit für das Beste des Landesherrn; als daher das Amt eines Landeshauptmanns offen wurde, welches bis dahin stets ein vornehmer Adeliger bekleidet hatte, so ernannte Herzog Albrecht den Abt Heinrich dazu. Er sorgte nun für den Vortheil des Herzoges auf alle mögliche Weise, doch machte er sich auch kein Gewissen daraus, auf eine ungerechte Weise das Staatsgut zu vermehren und auch seine eigenen Freunde und Günstlinge machte er reich. In seinem neuen Amte zeigte er sich feindlich gegen den Bischof Leipold von Seccau; auch führte er eine solche tyrannische und willkührliche Verwaltung, daß er sich und den Herzog allgemein verhaßt machte. Die

Herzogin Elisabeth, eine kluge und rechtschaffene Frau, wollte diese Ungerechtigkeiten nicht dulden, daher bewirkte sie mit ihrem Vater, dem Grafen Meinhard von Tyrol, gemeinschaftlich die Entfernung des Abtes Heinrich von der Regierung. Die Amthauptmannschaft erhielt der Bischof von Seccau, die Landschreiberei wurde einem Adeligen gegeben, der Abt aber wandte sich an den Kaiser Rudolf und bewirkte durch ihn seine Wiedereinsetzung in beide Aemter. Nun trieb er es ärger, als vorher und besonders kränkte er den Bischof von Seccau, wo er nur wußte und konnte.

Abt Heinrich hatte auf der zum Kloster Admund gehörigen Burg Gallenstein einen jungen Adeligen, Namens During von Grieß, der seines Bruders Tochter zur Gemahlin hatte, zum Burggrafen auf Gallenstein ernannt. Mit diesem gerieth er in Zwiespalt und wollte ihn auf einem Spatzierritt verhaften lassen. Der merkte aber, was ihm bevorstand, floh auf den Gallenstein und ließ dem Abt sagen, er würde nicht vor ihm erscheinen, bis er Gewißheit darüber erhalten, was er sich von ihm zu versehen habe. Darüber erschrack der Abt sehr, denn er hatte auf dem Gallenstein großes Gut liegen und fürchtete, During möchte es der Herzogin ausliefern oder die Burg dem Erzbischof von Salzburg, dem Feinde des Abtes, übergeben. Seine Vertrauten riethen ihm, er möge sich an den Bischof Leipold wenden, um durch ihn den During wieder zu versöhnen. Das that er und der Bischof war edelmüthig genug, die vielen erlittenen Beleidigungen zu vergessen und die Vermittelung zu übernehmen. Der Bischof kam zum Abt, der ihm versicherte, er sey ganz unschuldig an dem Zwist und During müsse von bösen Leuten verhetzt worden seyn; doch da er ihm sonst getreu gewesen, so zweifle er nicht, daß, wenn der Bischof mit

ihm nach Gallenstein zöge, die Aussöhnung zu Stande kommen würde. Der Bischof begleitete nun den Abt bis vor Gallenstein und beide ließen den Burggrafen einladen, herabzukommen. Der aber verlangte zuvor einen Sicherheitsbrief, den ihm der Abt auch ausstellen mußte. Nun kam er zwar, doch wie freundlich der Abt auch mit ihm that, so ließ er sich durch seine süßen Worte nicht bethören, sondern verlangte einen förmlichen Vertrag und die Bürgschaft des Bischofs von Seccau, ehe er sich zur Aussöhnung verstand. Dieses Vertrages und des Bischofs Bürgschaft ungeachtet ließ Abt Heinrich den During doch bald darauf plötzlich gefangen nehmen. Der Bischof stellte nun darüber den Abt in Gegenwart des Herzogs Albrecht zur Rede und verlangte Genugthuung, wofern er die Sache nicht vor dem Papst bringen solle. Stolz antwortete nun der Abt: „der Papst hört mich so gut, wie einen Bischof." Es fielen nun viele Schmähworte von beiden Seiten und der Herzog mußte die Streitenden auseinander bringen. Seit der Zeit waren aber beide Pfaffen unversöhnliche Feinde.

Mit dem Erzbischof Rudolf von Salzburg hatte Abt Heinrich wegen eines Grenzzolles Streitigkeiten. Er verwickelte den Herzog Albrecht auch darin und endlich wußte er von dem Kaiser einen Befehl zu erlangen, daß der Herzog, als Schirmvogt von Admund, dem Abt zu seinem Rechte verhelfen solle. Sobald der Erzbischof davon hörte, erklärte er sich gleich bereit, allen Beschwerden des Abtes abzuhelfen, nun aber wurden so viele Klagsachen herbeigesucht, daß an einen friedlichen Vergleich nicht zu denken war. Besonders forderte der Herzog die Burg Weißeneck, die dem Erzstifte gehörte, der Abt aber bestach des Erzbischofs Leute, daß sie ihm alles melden mußten, was in Salzburg vorging. Als nun der Erzbischof sah, daß sein

Streit mit dem Herzoge und mit dem Abte auf keine friedliche Weise geschlichtet werden könne, da bereitete er sich auf einen Krieg vor und um die Kosten dazu aufzubringen, wirkte er sich von Rom die Erlaubniß der Gebeine des heil. Virgil und zu einem Provinzialconcilium aus, auf welchem er den Beschluß fassen ließ, daß ein Pfaffe, der von einem weltlichen Fürsten ein Amt annehme, in den Kirchenbann verfallen seyn solle. Dieser Beschluß war vornehmlich gegen den Abt von Admund gerichtet, damit dieser seine Aemter als Landeshauptmann und Landschreiber niederlegen solle, da er den Herzog unaufhörlich zu Feindseligkeiten gegen den Erzbischof anreizte. Der Abt wußte nun aber sogleich den Herzog zum Kriege gegen den Erzbischof zu bewegen und veranlaßte ihn, die zum Erzstifte gehörigen in Oestreich und Steyermark liegenden Güter in Beschlag zu nehmen; der Erzbischof dagegen fiel in des Abtes Gebiet ein und eroberte mehrere Festen. Nun legten sich aber die Bischöfe drein und brachten es dahin, daß ein Tag zu Wels angesetzt wurde, auf dem der Friede vermittelt werden sollte. Die Vermittelung kam zwar nicht zu Stande, weil die Herzöge Ludwig und Heinrich von Baiern, die an den Verhandlungen theil nehmen sollten, nicht erschienen waren, doch auf einem zweiten Tage in Linz wurde ein Vergleich getroffen, da beide Theile eidlich gelobten, sich dem Ausspruch der Schiedsrichter zu unterwerfen. Diese entschieden, daß der Beschluß des Concils geltend bleiben und die Burg Weißeneck, ein Hauptgegenstand des Streites, dem Erzbischof zufallen solle. Als der Abt von dieser Entscheidung Kunde erhielt, da lief er zum Herzog, warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Soll das mein Lohn seyn, daß ich so lange in Eurem Dienste für Euer Bestes thätig gewesen bin? Ich habe des Gutes so viel, daß ich noch

manches Jahr in Euren Kriegen es hätte verwenden können, soll dieses nun dem Erzbischof zu Gebote stehen? Wohlan! so will ich zu Eurem Vater, dem Kaiser, gehen, der wird nicht leiden, daß mir Unrecht geschehe." Der Herzog erklärte darauf den Vertrag für ungiltig und die Fehde ging aufs neue an. Der Erzbischof griff nun zu dem letzten Mittel und verhängte gegen seine Feinde das Interdikt, wogegen der Herzog nach Rom zu dem Papste sandte und dagegen appellirte. Jetzt suchte die Herzogin Elisabeth den Frieden herzustellen. Sie ließ dem Erzbischof wissen, daß seine Anwesenheit in Wien den Herzog am sichersten zu friedlichen Gesinnungen stimmen werde und der Erzbischof ließ sich überreden, nach Wien zu kommen; den Herzog aber bat sie, er möchte doch *gegen* den Prälaten milde und friedlich seyn und wirklich stimmte sie ihn zum Nachgeben. Da erschien aber der Abt Heinrich und belebte den Widerwillen in des Herzogs Gemüthe aufs neue und legte einer Aussöhnung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Unter andern hatte er einige von des Erzbischofs abgefallenen Lehnsträgern mit nach Hofe gebracht; die ließ er in prächtigen Kleidern und mit dem östreichischen Wappen geschmückt, dem Erzbischof vor Augen kommen; der den Aerger hatte, die ihm abtrünnigen Verräther mit der größten Auszeichnung behandelt zu sehen. Doch obgleich er seinen Verdruß darüber bekämpfte, auf die Vergütung alles ihm von Oestreich zugefügten Schadens verzichtete und sich zum Nachgeben, so viel als mit seiner Pflicht vereinbar war, bereit zeigte, so war der Herzog doch zu keinem billigen Vergleich zu bewegen. Da nun alle Hoffnung auf eine friedliche Schlichtung des Streites verloren war, wollte der Erzbischof in sein Stift heimkehren, allein auf des Abts Heinrich Rath versagte ihm Albrecht das sichere Geleit, wenn er sich nicht dazu

bereit erklärte, die von Oestreich in Anspruch genommenen Schlösser und Gebiete abzutreten. Vergebens sträubte der Erzbischof sich dagegen, umsonst ermahnte die Herzogin ihren Gemahl, daß er doch seine fürstliche Ehre durch eine so schmähliche Verletzung der Gastfreundschaft nicht beflecken möchte; die Einflüsterungen des böswilligen Abtes behielten die Oberhand und wollte Erzbischof Rudolf nicht als Gefangener in Wien zurückbleiben, so mußte er alles bewilligen, was der habsüchtige Albrecht von ihm begehrte.

Solche schmähliche Behandlung eines der vornehmsten geistlichen Fürsten konnte unmöglich von dem frommen Könige Rudolf gebilligt werden und da zu erwarten stand, daß er die gewaltthätige Behandlung des Salzburger Erzbischofs strenge rügen würde, so begab sich Abt Heinrich, mit großen Schätzen an Silber und Gold zur Bestechung der Räthe des Kaisers versehen, nach Erfurt, wo gerade damals Rudolf einen Reichstag hielt und suchte den Kaiser für sich und den Herzog einzunehmen. Aber auch der Erzbischof Rudolf kam dahin und trug seine Beschwerde dem Kaiser vor. Aller Lügen und Durchstechereien der falschen Zeugen und des Abts von Admund ungeachtet gab Rudolf doch dem Erzbischof Gehör und gebot, daß der Streit durch die schon früher gewählten Schiedsrichter geschlichtet werden sollte. Das war dem Abt aber unlieb, denn nun konnte er seinen ungerechten Streit nicht gewinnen. Ihm war aber zur Erreichung seiner Zwecke kein Mittel zu schlecht. Am St. Peterstage, als der Erzbischof Messe las, fühlte er plötzlich einen so heftigen Schmerz in den Beinen, daß er sich in seine Herberge tragen lassen mußte. Bald wurden auch die andern Glieder davon ergriffen. Das Gehör und Gesicht verging ihm und am dritten Tage war er todt. Ein Knappe,

den er aufgezogen und stets um sich gehabt hatte, war mit funfzig Mark erkauft worden, ihm Gift in die Schuhe zu schmieren. Wer ihn zu dieser Schandthat angestiftet, darüber blieb um so weniger ein Zweifel, als der Abt von Admund darnach strebte, Erzbischof von Salzburg zu werden; doch erreichte er dieses Ziel nicht.

XXVII. Umtriebe des Kurfürsten Gerhard II. von Mainz bei der Königswahl Adolfs von Nassau.

Die Erzbischöfe von Mainz waren als Erzkanzler des Reichs verpflichtet, bei einer Erledigung des deutschen Thrones die Kurfürsten zu einer neuen Königswahl zusammenzuberufen, auch hatten sie die erste Stimme und eröffneten die Wahlversammlung. Durch diese Verpflichtungen und Befugnisse erhielten sie einen großen Einfluß auf das Wahlgeschäft, durch den sie, der Eifersucht der übrigen Kurfürsten auf ihr freies Wahlrecht ungeachtet, doch mehrmals die Wahl gegen den Vortheil des Reichs und der Fürsten ganz allein nach ihrem Willen lenkten. Keiner hat dieses aber auf eine zu auffallendere Weise und mit größerer Verschlagenheit gethan, als Gerhard II., der von 1288 bis 1305 auf dem Mainzer Erzstuhle saß.

Einem alten Herkommen zu Folge gingen die Deutschen bei der Wahl ihres Reichsoberhauptes nicht leicht von einem Königsstamme ab, so lange noch wählbare Zweige vorhanden waren; so wurde es stets bis zum Erlöschen des Hauses Hohenstaufen gehalten und die auf Veranlassung der Päpste aufgestellten Gegenkönige fanden nie allgemeine Anerkennung. Nach dem Untergange der Hohenstaufen und schon, als noch die letzten dieses Geschlechts die deutsche Krone schmückten, wurden die Kurfürsten durch die Päpste darauf gebracht, ihr Wahlrecht zu ihrem Privatvortheil zu benutzen und es kam nach

Wilhelms von Holland Tode dahin, daß sie ihre Stimmen an die Meistbietenden verkauften. Das Aergerniß war aber zu groß, der Nachtheil des Reichs zu augenscheinlich gewesen, als daß sie diesen schmählichen Kronenhandel noch ferner so offenbar hätten treiben mögen; auch waren einige Fürsten immer noch gewissenhaft genug, das Wohl des Reiches mehr als ihren Eigennutz in Betracht zu ziehen. Nachdem Rudolf des Habsburger Wahl so glücklich ausgefallen war, schien es daher keinem Zweifel unterworfen, daß sein Sohn auch sein Nachfolger werden und die deutsche Krone bei dem Hause Habsburg bleiben würde; auch würde dieses ohne Zweifel geschehen seyn, wenn Herzog Albrecht von Oestreich, König Rudolfs Sohn, nicht von den Reichsständen seiner Macht wegen gefürchtet, seiner Ländergier und Härte wegen gehaßt worden wäre und wenn nicht der ehrgeizige und habsüchtige Erzbischof Gerhard von Mainz einem andern hätte die Krone zuwenden wollen, in dessen Namen er das Reich zu regieren hoffen durfte.

Der Mann, den Gerhard zum Könige der Deutschen ausersehen hatte, war sein Vetter, Graf Adolf von Nassau, ein wackerer Ritter, auch in Rechtssachen nicht unerfahren, denn er war bei König Rudolf Hofrichter gewesen, doch so gering begütert, daß es ihm nie in den Sinn gekommen wäre, sich um die Krone zu bewerben, wenn Gerhard ihn dazu nicht aufgefordert und ihm die Zusicherung ertheilt hätte, daß er die Wahl unfehlbar auf ihn lenken würde. Gerade Adolfs unbedeutende Hausmacht, die ihm den Weg zum Throne zu versperren schien, war ein Hauptgrund für Gerhard, ihn darauf zu erheben, denn den machtlosen König meinte er ganz nach seinem Willen lenken zu können, auch bedingte

er sich für sein Erzstift große Vortheile aus. Sobald er deßhalb mit Adolf im Reinen war, begann er für die Wahl seines Vetters zu wirken, wobei er eine Verschlagenheit bewies, durch die er die klügsten Fürsten überlistete.

Um seinen Zweck zu erreichen, hinterging Erzbischof Gerhard die übrigen Kurfürsten mit lügenhaften Nachrichten, wodurch er jeden von ihnen eine ihnen unangenehme Wahl fürchten ließ, da er ihre Feinde als Thronbewerber nannte und als er sie dadurch beunruhigt hatte, wußte er leicht ihre Besorgniß zu Ausführung seines Planes zu benutzen. Pfalz und Sachsen, verschwägert mit dem Herzoge von Oestreich, würden ihm ihre Stimme bei der Königswahl nicht versagt haben, wenn ihnen Gerhard nicht vorgestellt hätte, daß der habsüchtige Albrecht ihnen als König nimmer das Heirathsgut ihrer Frauen auszahlen würde, da er, wie von ihm bekannt genug, die Gewalt stets zur Vermehrung seiner Güter benutze und dabei Verwandte am wenigsten schone. Als durch diese Vorstellung beide Kurfürsten gegen Albrecht eingenommen waren und heimlich bei Gerhard anfragten, auf wen die Wahl wohl geleitet werden könne, da eröffnete er dem Pfalzgrafen, daß die Mehrzahl der Wahlfürsten für den König Wenzel von Böhmen, dem Kurfürsten von Sachsen, daß sie für den Herzog von Braunschweig stimmen würden. Darüber erschracken beide Kurfürsten, denn er hatte jedem von ihnen dessen verhaßtesten Feind als den wahrscheinlich zu wählenden genannt. Beide baten ihn dringend, eine ihnen so mißfällige Wahl zu verhindern und boten ihm zu dem Zweck die Verfügung über ihre Stimmen an. Wegen der Ausübung des Wahlrechts für Brandenburg stritten damals gerade die beiden Markgrafen Otto der Lange und Otto mit dem Pfeile. Dem erstern,

auf dessen Seite das Recht war, machte der listige Erzbischof bange, daß seinem Vetter die Wahlstimme zugestanden werden solle und damit dieses nicht geschehe, verhieß der Markgraf nur für den zu stimmen, den der Mainzer wolle. Dem Kurfürsten von Trier machte Gerhard fürchten, daß dessen Widersacher, der Graf von Geldern, großen Anhang unter den Wahlfürsten habe und bewog denselben, dadurch ihm seine Stimme zu überlassen; der König von Böhmen erklärte freiwillig, jede Wahl der geistlichen Kurfürsten anzuerkennen, wenn nur Albrecht von Oestreich davon ausgeschlossen bliebe und als der Erzbischof ihm gelobte, die Wahl des Oestreichers zu hintertreiben, da überließ er demselben seine Stimme auch.

Auf solche Weise bemächtigte sich der schlaue Priester aller Wahlstimmen und ließ sich derselben durch schriftliche Vollmacht versichern, die er den Kurfürsten zu entlocken wußte. In seinen Ueberlistungen hatte der Kurfürst von Köln ihm treulich geholfen, denn theils war derselbe von ihm durch Verheißungen großer Vortheile, die ihm der Graf von Nassau als König für sein Erzstift zugestehen sollte, gewonnen worden, theils schuldete der Kölner dem Grafen noch eine beträchtliche Summe für dessen Beistand in dem Kriege gegen Brabant und hoffte auf deren Erlaß, wenn er für ihn stimmte. Nachdem Gerhard alles zu seinem Zwecke vorbereitet und die Fürsten zur Wahl nach Frankfurt zusammenberufen hatte, da kündigte er in der Wahlversammlung an, daß ihm auf sein inbrünstiges Gebet Graf Adolf von Nassau als der Würdigste zur Krone von Gott offenbaret worden sey und sofort rief er den Genannten zum Könige aus und stimmte, ehe noch die überlisteten Fürsten zur Besinnung kamen, das Te Deum an. Für den Fall eines Widerspruches hatte er die Frankfurter

Bürger für sich gewonnen, auch 200 Reisige in die Stadt gebracht.

Die Erhebung Adolfs von Nassau auf den Thron erregte allgemeine Verwunderung. Herzog Albrecht von Oestreich rechnete so gewiß auf die Krone, daß er schon mit 600 Rittern auf dem Wege zur Krönungsstadt war, als er die Nachricht von Adolfs Wahl erhielt. Der Neugewählte besaß weder die Mittel, die Kosten zur Krönung zu bestreiten, noch Kredit, die dazu erforderlichen Summen aufzubringen, daher mußte der Erzbischof Gerhard sich bei den Frankfurtern für ihn verbürgen, damit sie ihm 10,000 Mark zu den Krönungskosten liehen. Für den Beistand, den er seinem Neffen leistete, forderte der Erzbischof auch überschwängliche Summen. Die Gerichtsbarkeit über Seligenstadt und den Bachgau, die Vogtei über die Städte Mühlhausen und Nordhausen, den Zoll und die Vogteirechte von Lahnstein, die Juden zu Mainz, das Stadtrecht für sechs Orte des Erzstiftes, den Ersatz der auf die Wahl verwandten Kosten; das Alles und noch vieles Andere mußte der Neugewählte dem eigennützigen Vetter bewilligen. Adolf that es, denn er wollte dankbar seyn, auch war ihm daran gelegen, die Habsucht des Erzbischofs zu befriedigen. Doch als dieser den neuen König nur zum Werkzeug seines Ehrgeizes mißbrauchen, die Reichsgeschäfte unter dessen Namen nach Willkühr lenken wollte, da wurde er zu seinem Schrecken gewahr, daß er sich in der Erwartung von dessen Lenksamkeit getäuscht habe, denn König Adolf regierte mit großer Selbstständigkeit, wies des ehrgeizigen Verwandten unerbetene Rathschläge und Eingriffe in die königlichen Gerechtsame ernstlich zurück und ließ sich keine weitern Vergabungen von Reichsgütern an das Erzstift abdringen. Durch solche feste Behaup-

tung seiner Selbständigkeit machte sich Adolf den Vetter zum bittersten Feinde. Gerhard, unversöhnlich, wie in der Regel stolze und habsüchtige Priester es sind, unterdrückte die Stimme des Blutes und gab nur einer unedlen Rachsucht Gehör. Er sann unablässig auf seines Vetters Verderben und mit gleicher List, wie er ihn zum Throne befördert hatte, bereitete er ihm den Untergang.

XXVIII.

König Adolfs von Nassau Sturz und Albrechts von Oestreich Erhebung durch Erzbischof Gerhard II. von Mainz.

König Adolf hatte sich, wie bereits gemeldet, gegen Gerhard, dem er die Krone zu danken hatte, folgsam, demüthig und gefällig bewiesen, so lange ihm dessen Unterstützung nothwendig gewesen war; nachdem er aber durch Bündnisse, Landerwerbungen und Verbindungen mit mehrern Fürstenhäusern, durch die Vermählung seiner Kinder seine Macht hinreichend befestigt glaubte, wollte er nicht länger den Einfluß des herrschsüchtigen Priesters dulden, sondern handelte nach eigenem Gutdünken und ließ den Kurfürsten nicht selten sein Uebergewicht als Reichsoberhaupt fühlen. Dadurch entstand ein Mißvergnügen des Erzbischofs, welches, als der König sich auch weigerte, mehrere gemachte Versprechungen zu erfüllen, bis zu einem unversöhnlichen Hasse gesteigert wurde. Adolf zeigte sich nämlich säumig in Bezahlung der Schulden, die Gerhard wegen seiner Thronerhebung gemacht hatte, gab ihm den Zoll zu Lahnstein nicht und traf auch außerdem noch einige dem Mainzer Erzbischofe unangenehme Einrichtungen. Als nun Adolf auch die Rathschläge des Erzbischofs beharrlich zurückwies und ihm kein Vertrauen mehr schenkte, da rief Gerhard zornig aus: „Wohlan, will Adolf meinem Rathe nicht mehr folgen, so soll er sehen, daß ich noch andere Kaiser in meiner Tasche stecken habe" und bald machte er seine Drohung wahr.

Adolf hatte ein Bündniß mit dem König Eduard von England geschlossen und für eine große Geldsumme ein Hilfsheer gegen Frankreich zu stellen versprochen. Mit dem von England erhaltenen Gelde hatte er Thüringen und Meißen erkauft und dadurch die rechtmäßigen Erben dieser Lande beeinträchtigt, bei deren Besitznahme von seinen Kriegsvölkern viele Grausamkeiten verübt worden waren. Durch diese Schritte hatte er viele Reichsstände und einen großen Theil des Volks gegen sich aufgebracht und die ihm widerwärtige Stimmung benutzte der rachsüchtige Gerhard zu seinem Sturze. Herzog Albrecht von Oestreich blieb Adolfs erbitterter Gegner, der es ihm nicht verzeihen konnte, daß er die Krone davon getragen hatte. Gerhard ließ sich mit Albrecht in eine Verbündung *ein und* beide beschlossen Adolfs Untergang. Gerhard versäumte nun keine Gelegenheit, die Reichsfürsten für Albrecht zu gewinnen und gegen Adolf einzunehmen und besonders thätig zeigte er sich darin, daß er um Pfingsten 1297 in Prag war, um daselbst den König von Böhmen zu krönen. Bei dem Krönungsfeste waren acht und dreißig Fürsten anwesend und mit den Vornehmsten von ihnen verschwor sich Gerhard zu Adolfs Absetzung und zu Albrechts Wahl. Er hatte zu diesem Zwecke den König von Böhmen, den Herzog Albrecht von Sachsen und den Markgrafen Otto von Brandenburg auf seine Seite gebracht. Diese berief er zum Johannisfest nach Mainz und hier trat in der Domkirche vor dem versammelten Volk der Kurfürst von Sachsen als Kläger, der Kurfürst von Mainz als Richter gegen den König Adolf auf. Die Klagpunkte waren folgende: er habe durch Annahme der Hilfsgelder von England seine Würde entehrt, dem König von England die versprochene Hilfe nicht geleistet, Jungfrauen entehrt, Kirchen geplündert, seine schriftlichen

Zusagen gebrochen, die Reichsgüter gemindert, den Rath der Kurfürsten verschmähet, den Landfrieden nicht aufrecht erhalten und die Reichsangelegenheiten vernachlässigt. Einige dieser Klagen waren völlig erdichtet, andere von der Art, daß den Kurfürsten kein Richteramt darüber zustand, doch es kam hier nur darauf an, der Verschwörung einigen Schein von Rechtlichkeit zu geben. Adolf wurde darauf an drei verschiedenen Terminen vorgeladen, sich zu verantworten und da er, wie voraus zu sehen war, nicht erschien, so wurde er für abgesetzt erklärt. Diese Absetzung war zwar völlig ungiltig, denn die Kurfürsten von Köln, Trier und Pfalz waren nicht dabei zugegen; allein sie machte doch einige Wirkung auf das Volk und lieh den Vorwand, den Herzog Albrecht zum König zu erwählen, obgleich diese Wahl in der Abwesenheit dreier Kurfürsten so wenig giltig war, als die Absetzung. Albrecht zog ein Heer in Schwaben zusammen und brach damit gegen die Pfalz auf. Ihm sandte der Erzbischof von Mainz Hilfsvölker, durch welche verstärkt der Herzog von Oestreich Alzey eroberte. Auch Adolf brachte eine Kriegsmacht zusammen und zog damit gegen Albrecht aus. Er bezog mit seinem Heere ein festes Lager unfern Worms und wollte daselbst die Mannschaft des Erzbischofs von Trier erwarten. Albrecht, der nicht stark genug war, seinen Gegner anzugreifen, ersann eine List. Er ließ ein Gerücht verbreiten, daß sich der Erzbischof von Mainz mit ihm entzweit habe und sein Heer verlassen wolle; auch brach dieser, um dem Gerüchte Glaubwürdigkeit zu verschaffen, wirklich auf und Albrecht zog sich mit seinem Heere nach dem Hasenbühel zwischen Gellheim und Rosenthal zurück. Adolf, der dem falschen Gerücht glaubte und besorgte, daß der Feind ihm entrinnen möchte, setzte ihm mit seiner Reiterei nach, ohne das Fußvolk mitzunehmen oder die

Triersche Verstärkung, die bereits unterwegs war, abzuwarten. So ging er in die ihm von seinem Widersacher gestellte Falle und es erfolgte am 2. Juni 1298 bei Gellheim die Schlacht. Diese würde doch vielleicht von Adolf, da er dem Gegner an Tapferkeit und Kriegskunde überlegen war, gewonnen worden seyn, wenn er nicht alle Vorsicht verschmähet und seine Person selbst bloß gestellt hätte. Er wagte sich, nachdem er mit dem Pferde gestürzt und bedeutend verletzt worden war, ohne Helm in den Kampf, gerieth mit Herzog Albrecht zusammen und der versetzte ihm einen solchen Hieb mit dem Schwert auf das Haupt, daß er zur Erde sank. Sobald die Kunde von des Königs Tode erscholl, ergriff sein Heer die Flucht. Sein Leichnam wurde von den Troßbuben geplündert und von den Pferden zertreten. Als Erzbischof Gerhard die blutige Leiche seines Vetters am Boden liegen sah, da flossen ihm doch die Thränen über und er rief aus: „hier ist das tapferste Herz gefallen."

Gerhard hatte durch seine unedle Rache sich selbst geschadet, da Albrecht noch weit weniger als Adolf geneigt war, den Kurfürsten neue Vorrechte zu bewilligen, oder ihnen einen größern Einfluß, als ihnen nach den Reichssatzungen zukam, auf die Angelegenheiten des Reiches zu gestatten. Albrecht wollte bei einer Zusammenkunft mit König Philipp von Frankreich zu Toul das Königreich Burgund erneuern und seinem Sohne Rudolf verleihen. Dieser Zerstückelung des Reiches widersetzten sich die anwesenden Kurfürsten von Mainz und Köln auf das heftigste, wofür sich Albrecht sogleich dadurch rächte, daß er ihnen nicht, wie herkömmlich war, die Reisekosten ersetzte, dann aber zu Gunsten der Städte eine Beschränkung der Rheinzölle verfügte und Maßregeln traf, den rheinländischen Fürsten mehrere angemaßte Vorrechte zu entreißen.

Darüber ergrimmte der stolze Gerhard so sehr, daß er, als er mit den übrigen Kurfürsten auf der Jagd war, an sein Hüfthorn schlug und ausrief: „Aus diesem Horn werde ich flugs einen andern Kaiser herausblasen." Er berief nun die rheinischen Kurfürsten nach Rense auf den Königsstuhl, führte gegen König Albrecht Klage, der dann, wie früher Adolf, für abgesetzt erklärt wurde. Diese Verschwörung der rheinischen Kurfürsten erregte aber einen allgemeinen Unwillen bei den übrigen Reichsständen. Von ihnen unterstützt brachte König Albrecht ein großes Heer auf, überfiel damit die gegen ihn Verschwornen und brachte sie zur Unterwerfung. Gerhard, das Haupt der Gegner Albrechts, vertheidigte sich am hartnäckigsten, doch sein ganzes Erzstift wurde erobert und verwüstet und der stolze Kirchenfürst mußte selbst demüthig vor Albrecht erscheinen und um Frieden und Vergebung bitten.

XXIX. Bestrafte Zanksucht und Wortbrüchigkeit.

Die Zanksucht aus Eigennutz war ein bei den hohen Geistlichen im Mittelalter sehr gewöhnlicher Fehler, denn vermöge ihrer Stellung und ihres Ansehens hatten sie bei jedem Streite einen gewissen Vortheil, den sie zu benutzen nicht unterließen. Schwerlich hat es aber ein Kirchenfürst weiter in der Händelsucht gebracht, als Burkhard III. von Magdeburg, dessen Handlungen beweisen, *was in* jenen Zeiten ein hoher Geistlicher alles wagen durfte, ohne von dem päpstlichen Hofe oder von dem Reichsoberhaupte eine Rüge fürchten zu dürfen. Burkhard III., ein geborner Herr von Schraplau, erlangte, unbekannt aus welchen Ursachen, die besondere Gunst des Papstes Clemens V. Darauf gestützt glaubte er sich Alles erlauben zu können und seine Habgier, Eigensinn, Zanksucht, Geiz und Grausamkeit waren schrankenlos. Kaum hatte er 1308 das Pallium erhalten, als er Anspruch auf die Niederlausitz machte und deßhalb mit dem Markgrafen Friedrich einen langwierigen Krieg anfing, der aber nicht zu seinem Vortheil ausschlug. Nun ließ er sich mit den Städten seines Erzstiftes in Streitigkeiten ein, die während seiner ganzen Regierung nie abbrachen. Unter allen deutschen Bischöfen war er der einzige, der die vom Papste verdammten Tempelherrn mit einer unvernünftigen Wuth verfolgte. Wenn gleich andere Bischöfe auch die Tempelherrn einkerkern und Untersuchungen gegen sie verhängen ließen, so thaten sie dieses, weil sie dem päpstlichen Befehl nicht ausweichen

konnten und behandelten die Ritter menschlich. Burkhard aber ließ die in seinen Stiftslanden begüterten Tempelherrn plötzlich verhaften und alle an einem Tage verbrennen. Der Stadt Halle verkaufte er für 500 Mark das Vormundschaftsrecht; kaum hatte er aber das Geld empfangen, als er das Recht wieder ausübte und die Kaufsumme doch behielt, bis ein päpstlicher Befehl ihn zwang, wenigstens den Schein der Billigkeit zu retten. Obgleich die Stadt Magdeburg seit Jahrhunderten, durch kaiserliche Gnadenbriefe vielfach versichert, völlige Handelsfreiheit besaß, so erbaute er doch unfern der Stadt das Schloß zu Hohenwarta und legte dabei einen Zoll an. Das ließen sich aber die Magdeburger nicht gefallen, sondern zerstörten das Schloß bis in den Grund. Aus Rache dafür belagerte er Magdeburg; da seine Streitkraft aber nicht ausreichte, die mächtige Stadt zu überwältigen, so überredete er den Markgrafen Friedrich von Meißen, den Herzog Heinrich von Braunschweig, die Grafen von Mansfeld und Querfurt, den Bischof von Naumburg und andere Landesherrn, ihm Beistand zu leisten, verhieß ihnen die Plünderung der Stadt und versicherte ihnen, daß es wenig Mühe kosten würde, die Stadt zu überwältigen, da die Bürger auf keine Belagerung vorbereitet wären. Das war aber eine Unwahrheit, denn die Magdeburger hatten ihre Stadt so wohl befestigt und waren mit allen möglichen Vorräthen so reichlich versehen, daß sie im Vertrauen auf ihre Kraft die Stadtthore nicht einmal schlossen und den Belagerern sogar Lebensmittel zum Kauf anboten, auch die Krieger, die wirklich etwas zu kaufen wünschten, unbewaffnet in die Stadt kommen ließen. Der Markgraf Friedrich begab sich nun selbst nach der Stadt; der Rath empfing ihn mit allen Ehren, bewirthete ihn mit Wein und zeigte ihm die Befestigungswerke und die Kriegsvorräthe der Stadt.

Als der Markgraf darauf in das Lager zurückkam, machte er dem Erzbischofe Vorwürfe, daß er ihn getäuscht habe und zog mit seinem Kriegsheer ab. Nun mußte Burkhard zwar die Belagerung aufheben, er suchte aber seinen Unmuth gegen die Stadt darin auszulassen, daß er Wegelagerung trieb und gleich einem Raubritter alle Güter, die nach der Stadt gebracht wurden, raubte. Endlich brachte der Markgraf Waldemar zu Brandenburg einen Vergleich zu Stande. Die Magdeburger zahlten eine beträchtliche Summe Geldes, dagegen machte Burkhard sich verbindlich, seine neugebauten Raubschlösser niederzureißen und zwei Meilen um Magdeburg keine neuen anzulegen, auch keine neuen Zölle zu erheben. Sobald die Magdeburger Zahlung geleistet hatten, erbaute er das Schloß Großensalza, legte neue Zölle an, ließ den Bürgern das Vieh wegtreiben und that ihnen allen möglichen Schaden; diejenigen Domherrn aber, die mit den Magdeburgern in gutem Vernehmen standen, belegte er, gleich der Stadt selbst, mit dem Banne. Als er darauf nach Magdeburg kam, da nahmen ihn die Bürger gefangen, ließen eigens dazu einen Käsig von starkem Eichenholz machen und setzten ihn hinein. Nun legte er sich aufs Bitten, verhieß der Stadt die Bestätigung aller ihrer Rechte und Freiheiten, betheuerte seine Verhaftung nicht rächen und die Stadt überhaupt nie wieder auf irgend eine Art belästigen zu wollen und zum Zeichen, daß es ihm mit seinem Versprechen ein Ernst sey, schwur er einen Eid und nahm zur Bekräftigung desselben das Abendmahl. Er wurde nun freigelassen und mit großen Ehrenbezeugungen in den erzbischöflichen Palast geführt. Kaum war er aber in Sicherheit, so erklärte er den Eid für erzwungen und that die Stadt in den Bann. Die Bürger boten ihm noch einmal die Hand zur Versöhnung und er erklärte

sich geneigt dazu, wenn sie 1000 Mark Silber zahlen wollten. Sie gaben ihm, was er verlangte; sobald er aber diese Summe empfangen hatte, kündigte er den Bürgern an, daß er den Bann nicht aufheben würde, da dieses nur der Papst thun könne. Die Stadt sandte nun eine Botschaft an den Papst; die ließ er auffangen und nicht eher wieder in Freiheit setzen, als bis sie sich mit 2000 Mark Silber gelöset hatte. Als darauf in Magdeburg und in der Umgegend eine große Hungersnoth entstand, versperrte er alle Wege, damit kein Getreide nach der Stadt kommen könnte, obgleich der Mangel so groß war, daß viele Menschen vor Hunger umkamen; nur erst, als die Bürger ihm 300 Mark Silber gezahlt hatten, da gab er endlich die Einfuhr wieder frei. Sowie mit Magdeburg verfuhr er auch mit Halle und mit den übrigen Städten des Erzstiftes, und auch mit den benachbarten Landesherrn und mit dem Domkapitel war er in unaufhörliche Streitigkeiten verwickelt. Keinen Vertrag und wenn er ihn auch beeidigt hatte, hielt er, keine Gerechtsame achtete er und alle Mittel, ihn zum Frieden zu bewegen, waren vergebens. Endlich kam es so weit, daß das Domkapitel sich selbst gegen ihn erklärte und versprach selbst feindlich gegen ihn zu verfahren, wenn er nicht Ruhe halten würde. Da auch dieses nichts half, so verbündeten sich endlich die Städte Magdeburg, Halle, Burg und Halbersleben mit den Grafen von Mansfeld und mehrern Landesherrn und verpflichteten sich durch einen Eid, den Erzbischof gefangen zu nehmen und nicht wieder frei zu lassen, bis sie die völlige Gewährleistung, daß dieser zanksüchtige Fürst Ruhe halten wolle, von ihm erhalten hätten. Nachdem diese Verschwörung zu Stande gekommen war, lockten die Magdeburger den Erzbischof durch einige ihrer Bürger, die er ihm ergeben glaubte, in die Stadt und

nahmen ihn gefangen. Um ihn vor der Wuth des Pöbels zu schützen, bewachten ihn anfangs die Bürgermeister selbst. Er ließ nun die Domherrn bitten, daß sie seiner Befreiung wegen mit der Stadt unterhandeln möchten; die schlugen es ihm aber ab. Die Magdeburger wurden von den Bundesgenossen an ihren Eid erinnert, damit der Gefangene nicht etwa durch listige Versprechungen ihnen seine Freiheit entlocken möchte. Der Rath übergab darauf den Bürgern den Erzbischof zur Bewachung und diese führten ihn der größern Sicherheit wegen in ein Gefängniß, wo nur die zum Tode bestimmten Verbrecher aufbewahrt zu werden pflegten. Nun versuchte er durch List aus dem Gefängniß zu entweichen; er ließ den Wächtern Bier und Wein im Ueberfluß reichen und als er sie betrunken *glaubte*, da wollte er sich davon machen. Die Wächter hatten aber seine Absicht errathen, sie hielten ihn auf und als er sich mit Gewalt losreißen wollte, da gab ihm einer mit einem eisernen Riegel einen Schlag auf den Kopf, daß er todt zur Erde stürzte. Dieser Todtschlag geschah am 21. September 1325. Der Leichnam des Erschlagenen blieb unbegraben in dem Gefängniß beinahe ein Jahr lang liegen und die Rathsherrn verheimlichten seinen Tod. Als er endlich nicht mehr verborgen bleiben konnte, da wurde Magdeburg von dem Papste in den Bann gethan, der Kaiser sprach die Acht über die Bürgerschaft aus und nur mit großen Kosten erlangte nach mehrern Jahren die Stadt die Loszahlung vom Bann und der Acht. Den erschlagenen Erzbischof wollten seine Nachfolger als Märtyrer selig sprechen lassen, doch die ärgerliche Zanksucht des Erschlagenen war ein Hinderniß, daß er nicht unter den Heiligen der römischen Kirche glänzt.

XXX. Feindseliges Benehmen der Priesterschaft gegen den deutschen Ritterorden.

Der deutsche Ritterorden, auch Marianer- oder Kreuzherrnorden genannt, der 1190 von Herzog Friedrich von Schwaben und mehreren Fürsten und Herren auf den Grund einer ältern deutschen Ordensverbündung in dem Lager vor Akkon gestiftet wurde, erhielt seiner löblichen Zwecke in der Frömmigkeit seiner Mitglieder wegen, großen Beifall und reichliche Unterstützung, so daß er bald auf das herrlichste sich ausbreitete und gedieh. Mehr als die übrigen Wohlthäter begünstigten die Päpste den deutschen Orden, deren Schooßkind er so zu sagen war. Zwar unterstützten sie ihn nicht mit Geld und Gütern, denn dazu verstand sich nicht leicht ein Kirchenoberhaupt; allein eine Menge der herrlichsten Gerechtsame, die sie dem Orden ertheilten, sicherten nicht nur das Bestehen desselben und gewährten ihm kräftigen Schutz gegen alle Angriffe, sondern erleichterten ihm auch die Gelegenheit, Besitzungen und Reichthümer zu erwerben. Der Orden stand unter dem unmittelbaren Schutz des Papstes und war von aller bischöflichen Gerichtsbarkeit in geistlichen Angelegenheiten frei. Kein Bischof durfte ohne ausdrücklichen Befehl des Papstes einen Ordensritter mit dem Bann oder Interdikt belegen; dagegen durften die Ritter auch in Oertern, die mit dem Interdikt belegt waren, ihren Gottesdienst halten. Der Orden hatte seine eigenen Priesterbrüder, die sich den Ordensregeln unterwerfen mußten, aber dafür von der

bischöflichen Aufsicht entbunden waren. Alle Besitzungen des Ordens waren als Kirchengut vom geistlichen Zehnten frei. Wer des Ordens Habe verletzte, verfiel in den Kirchenbann, wer sie mehrte, der erhielt Ablaß und hatte gleiches Verdienst, als ob er die Kirche selbst bereicherte. Mit diesen und noch vielen andern Vorrechten statteten die Päpste den deutschen Orden aus, und wo sich nur irgend eine Gelegenheit darbot, ihm einen Vortheil zuzuwenden, da ließen sie die Kirchenoberhäupter nicht unbenutzt.

Die Ursache dieser großen Vorliebe der Päpste für den deutschen Orden, namentlich der löbliche Zweck desselben: Verbreitung des Christenthums unter den Heiden und steter Kampf mit den Ungläubigen, scheint nicht *hinreichend*, um eine so beispiellose Begünstigung zu rechtfertigen und es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß die Päpste den Orden sich deßhalb so vielfach verpflichteten, um an ihm einen treuen Vertheidiger ihres Ansehens für den Fall zu haben, wenn ihre geistlichen Waffen dazu nicht ausreichen sollten. Daß dieser Fall nie eingetreten ist und daß der Orden später sich nicht sonderlich lenksam gegen die Päpste zeigte, beweiset nichts gegen diese Ansicht, da die Verhältnisse des römischen Hofes durch die Verlegung seines Sitzes nach Avignon wesentlich verändert worden waren.

Dem sey wie ihm wolle, jemehr die Päpste den Orden begünstigten, um so heftiger entbrannten Neid und Mißgunst bei den Geistlichen und um so wirksamer zeigten sie sich, ihm seine Vorrechte zu verkümmern und seinem Gedeihen Hindernisse in den Weg zu legen. Freilich wurde ihnen durch die Bevorrechtung des Ordens manches entzogen, dessen Genuß ihnen sonst zugestanden hatte; allein wäre die Priesterschaft nicht vom kleinlichsten Eigennutz, von der niedrigsten Habsucht beseelt gewesen, so würde

sie ohne Widerstreben die mäßigen Opfer gebracht haben, um die Ausbreitung des Christenthums zu befördern, was ja doch auch ein Hauptberuf ihres Standes war. Der Hader der deutschen Priesterschaft mit dem deutschen Orden beweiset mehr, als irgend sonst was, die Verderbtheit des geistlichen Standes, der lieber den großen Zweck des Ordens, die Bekehrung der Heiden, mißlingen lassen, als einige nicht sonderlich bedeutende Vortheile und Gerechtsame aufopfern wollte. So wollten die Bischöfe nicht dulden, daß der Orden in den Kirchen seiner eigenen Besitzungen die Priesterstellen besetzte, wiewohl ihm dieses Vorrecht ausdrücklich ertheilt worden war. Wenn Eingriffe in des Ordens Rechte, Verletzungen und Beraubungen seines Eigenthums und andere Unbilden gegen ihn geschahen, so bestraften die Geistlichen die Verbrecher nicht, oder doch auf eine so glimpfliche Weise, daß daraus ihre feindseligen Gesinnungen gegen die Kreuzritter offenbar wurden. Auf jede Weise suchten die Pfaffen das Einkommen des Ordens zu schmälern. So wollten sie es nicht leiden, daß die Halbbrüder und Halbschwestern des Ordens (Personen aus dem Laienstande, die durch gewisse Gelübde dem Orden verpflichtet waren) auf den Ordenskirchhöfen begraben wurden. Wenn jährlich in den Kirchen zum Besten des Ordens milde Gaben gesammelt werden sollten, so veranstalteten die Geistlichen an demselbigen Tage Collecten für ihre Kirchen, um den Kreuzrittern Abbruch zu thun. Ueberhaupt bot die Geistlichkeit all' ihre List und Schlauheit auf, um dem deutschen Orden zu schaden und der Papst sah sich genöthiget wiederholt mit Bann und Absetzung zu drohen, um den Ausbrüchen des Hasses rachgieriger Priester Schranken zu setzen.

Wie sehr sich das Benehmen der deutschen Priesterschaft in Angelegenheiten, die ihren Eigennutz und ihre

Herrschsucht berührten, gleich blieb und wie unwiderstehlich der Standesgeist selbst die Bessern zu tadelnswerthen Handlungen verleitete, davon giebt der berühmte Heidenbekehrer Christian ein merkwürdiges Beispiel. Dieser, ein Bernhardinermönch, der aus reinem Eifer für die Ausbreitung des Christenthums sich der Bekehrung der heidnischen Preußen widmete, that solches mit so glücklichem Erfolg, daß er bald eine große Menge Heiden und unter ihnen selbst mehrere Landesfürsten dem Christenthum zuwandte. Dabei mußte er und seine Gefährten von der Mißgunst der Cisterzienser, zu denen er übergetreten war, nicht wenig leiden; denn nicht nur wurde er von den Mönchen mit Spott- und Schimpfnamen belegt, sondern ihm auch die Aufnahme in den Hospitien der Cisterzienser Klöster verweigert und der Papst mußte in einem eigenen Breve den Cisterziensern die Anfeindungen Christians verbieten. Christian ging selbst nach Rom und stellte dem Papste zwei bekehrte Fürsten vor, die ihm aus Dankbarkeit für ihre Bekehrung ein ansehnliches Landgebiet geschenkt hatten. Der eifrige Bekehrer wurde 1215 von dem Papste zum ersten Bischofe von Preußen ernannt; da aber die heidnischen Preußen ihre bekehrten Landsleute überfielen und das neugepflanzte Christenthum wieder ausrotteten, dann auch den Herzog Konrad von Masovien durch Verheerungen seines Landes belästigten, da kam Christian zuerst auf den Gedanken, den deutschen Orden zur Bekämpfung der Heiden nach Preußen zu rufen.

Mit dem deutschen Orden vereinigt war Bischof Christian viele Jahre lang für die Bekehrung der Heiden thätig und erwarb sich unstreitig große Verdienste um die Kirche. Kaum war aber der Orden im Besitz eines Theiles von Preußen und kaum hatte er die nöthigen Einrichtungen darin getroffen, als der fromme Heidenbekehrer auch schon

mit den Kreuzherrn wegen des Landbesitzes und wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit in Streit gerieth. Der Orden übte in dem von ihm eroberten Lande, kraft seiner vom Papst und Kaiser erhaltenen Privilegien, landesherrliche Macht aus; er hatte durch päpstliche Verleihungen auch einen Theil der geistlichen Gerichtsbarkeit erhalten; das alles wollte ihm Bischof Christian nicht zugestehen. Sobald der mächtige, bei Papst und Kaiser in hoher Gunst stehende Ordensmeister Hermann von Salza gestorben war, trat Bischof Christian mit schweren Klagen gegen den Orden bei dem Papste auf. Er klagte, daß die deutschen Ritter viel heidnische Preußen selbst am Uebertritt zum Christenthum verhinderten, die Bekehrten aber durch harte Bedrückungen zum Rücktritt ins Heidenthum veranlaßten. Ferner klagte er, daß die Ritter die Pilgrimme verhinderten, durch Geschenke die Kirchen zu bereichern; endlich daß sie sich selbst der Kirchengüter bemächtigt, ihm, während er von den Heiden gefangen worden, sein Eigenthum geraubt und sich in die Anordnung des Kirchenwesens unbefugter Weise gemischt hätten. Der Papst veranlaßte eine Untersuchung, wo es sich denn fand, daß die Klagen theils völlig unwahr, theils übertrieben, theils aber auch sich auf frühere Zeiten bezogen und längst ausgeglichen waren. Christian wurde zur Ruhe verwiesen; nun aber befleckte er noch am späten Abend seines Lebens seine früher so rühmlich geführte Laufbahn durch schreiende Ungerechtigkeiten. Der Orden hatte längst das Recht genossen, Lösegeld für das Gelübde zu einem Kreuzzuge nach Preußen oder Liefland von solchen Personen zu erheben, die durch Leibesschwäche gehindert wurden, dahin zu ziehen. Dieses Lösegeld ließ der Bischof Christian für seinen Schatz einsammeln; ferner trat er öffentlich vor dem Volke mit schmähsüchtigen Reden gegen die Ordensritter auf, um die

Menschen von der Leistung jener Beihilfe von dem Orden abzuschrecken; ja er ging so weit, daß er, um sich zum Nachtheile der Ordensbrüder die Gunst des Volkes zu verschaffen, sich zur Verschwendung mit Gnadenverleihungen herabwürdigte. Der Papst mußte den ergrimmten Prälaten durch eine eigene Bulle anweisen, sich so zu betragen, wie es seine priesterliche Würde und die geistliche Ehrbarkeit erfordere. So weit vergaß sich selbst der gefeierte Heidenbekehrer, der doch viele Jahre hindurch gezeigt hatte, daß es ihm ernst um die Sache des Christenthums sey. Daraus ist zu entnehmen, wie diejenigen Geistlichen verfahren seyn werden, die keinen solchen Ruf, als Christian besaß, aufs Spiel zu setzen hatten.

Und in der That zeigte sich auch der Neid *und Groll* der Priester gegen den Orden auf die schnödeste Weise in mannichfacher Art. So erhoben Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten gegen die Kirchen des Ordens neue und ganz unstatthafte Forderungen und mußten von dem Papste mit Nachdruck zurückgewiesen werden. So legten die Bischöfe den Ordensgebietern Hindernisse in den Weg, wenn diese zur Besetzung erledigte Aemter in den Ordenskirchen Geistlichen zur Bestätigung vorschlugen und verhinderten sie, ihr kirchliches Amt anzutreten. So mußte die Priesterschaft durch Androhung von Bann und Interdikt abermals abgehalten werden, Zölle und Abgaben von dem Gute und Eigenthum des Ordens zu erheben. Da aber das Kirchenoberhaupt den Orden so kräftig schützte, so versuchten es die neidischen Priester, die von ihnen so bitter gehaßten Ritter um die Gunst des Papstes zu bringen und erhoben schwere Anklagen gegen sie. Die Ritter wurden beschuldigt, daß sie die Regeln und Gesetze ihres Ordens verletzten, die Predigt und Belehrung im Worte Gottes verhinderten, lässig in Ausübung der päpstlichen Verord-

nung wären, der Ermittelung der Unzucht, des Ehebruches und ähnlicher Laster Hindernisse in den Weg legten, keine Bethäuser zu errichten gestatteten, ältere Kirchen niederrissen, die Sakramente der Beichte, der Taufe, des Abendmahls, die Begräbnisse und andere heilige Gebräuche verwehrten und andere Anschuldigungen mehr. Diese Verläumdungen waren alle so völlig aus der Luft gegriffen, daß der Orden es unter seiner Würde hielt, sich dagegen zu vertheidigen; aber ein langjähriger Gegner des Ordens, Herzog Semowit von Masovien und der Guardian Dietrich, aus einem Kloster zu Thorn, übernahmen unaufgefordert die Widerlegung dieser boshaften Anschuldigungen. Sie schrieben an den Papst folgendes: „Die Anklage, womit die Ordensritter bei Ew. Heiligkeit verunglimpft sind, ist verleumderisch und erlogen, weil aber von der Ruhe und Sicherheit der Angeklagten, der Friede und die Wohlfahrt der Länder, die sie besitzen, abhängt, so halten wir es für Pflicht, die Wahrheit zu bezeugen und bekennen, daß der Landmeister Gerhard und seine Ordensbrüder alles mit Umsicht und Bedacht so geordnet haben, wie es die Natur des Landes und des wilden Volkes erfordert. Wir wissen aus eigener Ansicht, daß die Gesetze und Gewohnheiten, die sie den Neubekehrten auflegen, in keiner Weise von Recht und Billigkeit abweichen. Ew. Heiligkeit wolle daher den Klagen, deren Quelle nur Haß ist, kein Gehör leihen. Wie ist es glaublich, daß sie die Predigt des Wortes Gottes verhindern, da sie ja fromme Kirchenlehrer selbst berufen und mit großer Liebe behandeln, besonders solche, welche dadurch, daß sie die preußische Sprache verstehen, zum Unterrichte des Volkes geeignet sind. Unwahr ist die Anklage, daß sie saumselig in Vollziehung der päpstlichen Verordnungen sind, da sie ja die Kirche für ihre Herrin und Meisterin erkennen und stets bereit

sind, die Gebote des Papstes zu erfüllen. Falsch ist es, daß sie die Ermittelung grober Verbrechen verhindern, der Errichtung von Bethäusern und Kirchen und der Anstellung rechtgläubiger Geistlichen entgegen wirken, auch Kirchen verwüsten sollen, da sie überall neue Kirchen erbauen und die erbauten reich ausstatten. Daß sie die Ertheilung der Sakramente verhindern, ist eine widersinnige Behauptung, da sie ja selbst die kirchlichen Gebräuche mit größter Strenge beobachten. Gott weiß es, daß alle Beschuldigungen, die man Ew. Heiligkeit zu Ohren gebracht hat, ohne Grund und Ursache sind, und wir, die wir seit langer Zeit alles selbst gesehen und gehört haben, bezeugen vor Gott, daß alles gegen die Ordensritter mißgünstig erdichtet und nicht aus reinem Gewissen, sondern aus Lug und Trug hervorgegangen ist."

Am nichtswürdigsten und zugleich auch höchst verderblich für mehrere Länder war die Feindschaft der Erzbischöfe von Riga gegen den deutschen Orden, die in einen so widernatürlichen Haß ausartete, daß dabei alle christliche und menschliche Rücksichten aus den Augen gesetzt wurden und die Oberhirten der neubekehrten Länder zu Befriedigung einer gemeinen Rachsucht sich der verächtlichsten, schmutzigsten Mittel bedienten. Es wird nicht überflüssig seyn, die Veranlassung dieser Feindschaft hier mit kurzen Worten nachzuweisen.

Durch einen Sturm von ihrer Fahrt verschlagen, hatten Kaufleute aus Bremen im Jahre 1158 auf der liefländischen Küste in der Mündung des Dünastromes gelandet und bei der Gelegenheit mit den heidnischen Liefländern einen Handelsverkehr angeknüpft, welcher von Jahr zu Jahr immer lebhafter wurde. Zwanzig Jahre hatte dieser Verkehr bestanden, als der Augustinermönch Meinhard sich nach Liefland einschiffte, um die Einwohner jenes Landes

zum Christenthum zu bekehren. Sein Unternehmen gelang ihm; eine große Menge des Volkes, durch das Beispiel eines ihrer Häupter angelockt, entsagte dem Heidenthum und ließ sich taufen. Der Bekehrer führte deutsche Sitte und Gewohnheiten ein, lehrte die Liefländer feste Burgen bauen und als sie von den benachbarten Heiden angegriffen wurden, stellte er sich an die Spitze seiner Neubekehrten und lieferte ihren Feinden eine siegreiche Schlacht. Um das Christenthum in jenen Gegenden zu befestigen, war der Schutz des Papstes erforderlich. Meinhard begab sich nach Rom und wurde zum ersten Bischofe von Liefland ernannt. Als er aber in sein neues Bisthum zurückkehrte, fand er die mehresten seiner Neubekehrten wiederum zum Heidenthume übergegangen, die wenigen Treugebliebenen aber von den Heiden hart bedrängt. Bischof Meinhard klagte seine Noth dem Papste und dieser ließ einen Kreuzzug gegen Liefland predigen, doch ehe die Kreuzfahrer anlangten, starb Meinhard 1196. Sein Nachfolger, Berthold, langte mit den Kreuzfahrern zugleich an, wurde aber in einem Kampfe mit den Heiden erschlagen. Nun erhielt der Domherr von Bremen, Albrecht von Apeldern, das Bisthum und zwar war die Wahl auf ihn gefallen, weil er ein thatkräftiger und einsichtsvoller Mann war, der alle Eigenschaften besaß, um sich auf seinem gefährlichen Posten zu behaupten. Bischof Albrecht ging in Begleitung eines ansehnlichen Kreuzheeres im Jahre 1199 nach Liefland, auch hatte er sich den Beistand der Dänen zugesichert. Er führte glückliche Kriege mit den Heiden, erbaute mehrere feste Burgen, gründete im Jahre 1200 die Stadt Riga und befestigte das Christenthum in jener Gegend. Allein jemehr er dort festen Boden gewann, um so heftiger war der Andrang der Heiden. Liefländer, Esthländer, Kurländer, Lithauer und Samaiten griffen

wiederholt sein Gebiet an und er überzeugte sich, daß er mit den Kreuzfahrern allein, die jährlich von Deutschland herüberkamen, aber nachdem sie einen Feldzug gethan auch stets wieder in die Heimath zurückkehrten, nicht im Stande seyn würde, sein Gebiet zu vertheidigen, viel weniger das Christenthum in den benachbarten Heidenländern zu verbreiten. Da kam er auf den Gedanken, einen eigenen geistlichen Ritterorden zu stiften, dessen ausschließlicher Beruf der Kampf mit den Heiden seyn sollte. Diesen Orden, der die Regel und Verfassung des Tempelordens erhielt, hieß der Orden des Ritterdienstes Christi; wegen der Abzeichnung, welche die Glieder des Ordens auf ihrem Mantel trugen, wurden sie auch die Schwertbrüder oder Schwertträger genannt. Sehr viele tapfere Adelige traten in diesen Orden und zeichneten sich bald durch Heldenthaten aus. Ihr Leben war ein beinahe ununterbrochener Kampf und die Mehrzahl von ihnen fand den Tod auf dem Schlachtfelde. Zum Unterhalt dieser Ordensbrüder hatte ihnen der Bischof den dritten Theil seines Bisthums abgetreten; da aber ihre Zahl sich ansehnlich vermehrte, so reichte das abgetretene Gebiet nicht mehr zu ihrem Unterhalt hin und sie baten daher den Bischof, daß er ihnen den dritten Theil von ganz Liefland und von allen Ländern, die sie künftig erobern würden, einräumen möchte. Das erstere bewilligte er ihnen, das andere verweigerte er und von da ab entstand ein Streit zwischen dem Bischof und den Rittern, die ihr Blut nicht umsonst für die Eroberung von Ländern vergießen wollten, von denen der Gewinn nur allein dem Bischofe zufallen sollte. Nachdem einmal das gute Vernehmen zwischen dem Bischofe und den Rittern gestört worden war, nahm der Hader kein Ende; stets gab es Händel wegen des Zehntens, wegen der Frohndienste, wegen des Burg- und

Kirchenbaues und die Erbitterung von beiden Seiten stieg immer höher. Beide Theile wandten sich mit ihren Klagen an den Papst, der häufig Legaten zum Friedenstiften senden mußte. Statt gemeinschaftlich zur Bekehrung und Unterwerfung der Heiden zu wirken, arbeiteten sich die Streitenden entgegen, führten selbst mit einander Krieg und reizten wohl gar die Heiden gegen einander auf. So geschah es denn, daß der Orden der Schwertträger in dem verderblichen Hader mit dem Bischofe auch durch vielfache Uebertretung der strengen Ordensregel seine moralische Kraft einbüßte und damit sein physisches Uebergewicht über die Heiden verlor. Durch mehrfache Niederlagen geschwächt kam er seinem Untergange nahe, und es blieb den noch übrigen Gliedern des Ordens kein anderes Mittel zu ihrer Erhaltung, als ihre Vereinigung mit dem deutschen Orden, die im Jahre 1237 erfolgte.

Durch die Vereinigung der Schwertträger mit den deutschen Rittern hatten sich die Veranlassungen zu Streitigkeiten zwischen dem Orden und dem Erzbischofe von Riga vermehrt. Der deutsche Orden besaß weit größere Gerechtsame, als die Schwertträger. Diese konnte er nicht aufgeben. Der Erzbischof dagegen wollte die Rechte, die er sich bei dem von ihm gestifteten Schwertträgerorden vorbehalten hatte, auch bei dem deutschen Orden geltend machen. Er war gewohnt, die Ritter als Laien zu behandeln, sie dagegen sahen sich als der Geistlichkeit angehörend an und auf den Schutz des Papstes fußend, wiesen sie alle Anmaßungen des Erzbischofs keck zurück. Zwar waren beiderseitige Verhältnisse durch mehrfache Vergleiche festgestellt, allein die gegenseitige Eifersucht und Erbitterung fand stets Anlaß, das was fest bestimmt schien, durch eine hinterlistige Deutung schwankend und ungewiß zu machen und so brachen die Zwistigkeiten nie ab. Im

Jahre 1289 wurde der Erzbischof Johann von Vechten von seinen eigenen Vasallen, auf deren Beschwerden er nicht gehört hatte, gefangen genommen. Der Orden kam dabei in Verdacht, dabei mitgewirkt zu haben und der Ausbruch eines Krieges schien nun unvermeidlich. Diesen zu vermeiden kam zwar 1292 ein Friedens= und Freundschaftsvertrag zwischen beiden streitenden Theilen zu Stande, doch war die Versöhnung nicht aufrichtig, wie solches schon die nächste Folge zeigte. Der Orden gerieth mit der Stadt Riga eines Thurmbaues wegen in Streit, wobei der Erzbischof die Bürger gegen den Orden unterstützte. Der Landmeister ließ ihn dafür überfallen und verhaften. Durch den Tod des Landmeisters erhielt der Erzbischof zwar nach wenigen Monaten seine Freiheit wieder, allein nun kannte sein Zorn keine Grenzen und sein Haß ging so weit, daß er in den Kirchen öffentliche Gebete zur Vertilgung des Hochmeisters und der Ritter halten ließ; ja er schloß sogar mit den heidnischen Lithauern ein Bündniß gegen den Orden, wider den er auch die Rigaer Bürgerschaft aufwiegelte. Zwar starb er schon 1294 und im folgenden Jahre auch der Landmeister, allein sein Nachfolger, Johann von Schwerin, zeigte sich nicht weniger feindlich gegen den Orden, als sein Vorfahrer. Er erneuerte das Bündniß mit den Lithauern; bevor diese jedoch erschienen, bewog er die Rigaer Bürger zu einem Angriff auf die Ordensburg. Sie überfielen solche plötzlich, erstürmten sie und zerstörten sie von Grund aus, den Comthur schleiften sie am Barte bis zum Galgen, sechszig Ordensbrüder ermordeten sie und die Kirche und Ordenskapelle zerstörten sie. Um dieses zu rächen, sammelten die Ritter eine Heeresmacht und griffen die Rigaer an; neun Treffen wurden binnen 18 Monaten geliefert und eine große Menschenmenge kam darin um. Der Erzbischof flüchtete sich

auf eine feste Burg, allein er wurde belagert, mußte die Feste übergeben und nun setzten ihn die Ritter bei Brod und Wasser fest. Darauf brachen im Mai des Jahres 1298 die Lithauer in das liefländische Ordensgebiet; mit ihnen vereinigten sich die Krieger des Erzbischofs und die Bürger von Riga. Das vereinigte Heer zog vor die Ordensburg, Karkhus eroberte sie, ermordete alle Ritter und zerstörte die Burg durch Feuer. Nun verbreitete sich der wilde Feind über das Land, marterte und erschlug die Geistlichen, erbrach die Kirchen und raubte die heiligen Gefäße. Aller erdenkliche Muthwille wurde getrieben und mehr als anderthalb tausend Menschen verloren das Leben oder die Freiheit. Diesen Jammer hatte die Rache eines zanksüchtigen Pfaffen über das Land gebracht; doch noch größere Drangsale sollten folgen. Der Landmeister Bruno hatte seine Streitmacht gesammelt und zog dem Feinde, der bereits auf der Rückkehr begriffen war, entgegen. Anfangs neigte sich der Sieg auf seine Seite; schon hatte er 800 Lithauer erschlagen und 3000 gefangene Christen befreit, als sich das Waffenglück wendete. Der Landmeister mit 60 Ordensbrüdern und 1500 gemeinen Kriegern auf dem Platze blieben und nun der Feind mit Plünderung, Raub und Mord das Land erfüllte. Darauf zog der wilde Haufe vor die Ordensburg Neuermühlen, um auch diese zu erstürmen. Unterdeß hatte der Hochmeister von dem Bedrängniß der Ritter in Liefland gehört und der Comthur, Berthold Brühawen von Königsberg, mit einer Schaar Ritter und anderm Kriegsvolk zur Entsetzung der Burg gesendet. Diese vereinigte sich mit den liefländischen Rittern, überfiel die Feinde plötzlich, erschlug 4000 davon, sprengte andere ins Wasser und nahm eine große Zahl gefangen. Nun fiel aber der Sieger auch über die erzbischöflichen Güter her, plünderte sie völlig aus und

nahm sie dann in Beschlag. Um den Orden für die großen Verluste, die ihm der Erzbischof zugefügt hatte, zu entschädigen. Darauf gelangte die Sache an den Papst und da der Erzbischof sich als den Urheber dieses Gräuels schuldig wußte, da zeigte er sich nachgiebig, that auf allen Schadenersatz Verzicht und bot die Hand zum Frieden. Da der Orden sich auch die Verhaftung des Erzbischofs vorzuwerfen hatte, so nahm er die dargebotene Versöhnung an, entließ den Erzbischof der Haft und gab ihm seine Güter zurück.

Neue Streitigkeiten erhoben sich, als die Ritter das von den Lithauern zerstörte Kloster Dünamünde den Cisterziensern abkauften und ein festes Schloß darauf erbaueten. Allerdings lag das Kloster auf dem Gebiet des Erzbisthums, auch gehörte dazu der für den Riga'schen Handel so wichtige Hafen, doch hatte der deutsche Orden durch ehrlichen Ankauf sich den Besitz des Klosters erworben, den zu bestreiten selbst der arglistigsten Spitzfindigkeit nicht gelang. Der Erzbischof Friedrich bot alle Mittel auf, um zum Besitze des für ihn so wichtigen Orts zu gelangen; allein der Orden war nicht zur Abtretung zu bewegen, da er gerade durch Dünamündens Besitz die ihm stets feindlich gesinnten Bürger zu Riga am Besten im Zaum zu halten vermochte. Um so weniger konnte er sich aber dazu entschließen, als die Rigaer wiederum, und zwar auf Anstiften des Erzbischofs, sich mit den Lithauern gegen den Orden verbündet hatten. Der Landmeister forderte die Rigaer auf, das Bündniß mit den Heiden zu trennen, wogegen der Erzbischof ihnen die Aufrechthaltung desselben anrieth. Bald darauf fiel ein lithauischer Heerhaufe in das Ordensgebiet, machte große Beute, richtete schreckliche Verheerungen an und trieb ganze Schaaren Gefangener mit sich fort. Das Ordensheer setzte, um

die Gefangenen zu befreien, dem wilden Feinde nach, der sich unter Rigas Mauern lagerte, da er von den Bürgern dieser Stadt, als von seinen Verbündeten, die ihn selbst zu diesem Kriegeszuge aufgefordert, Beistand erwartete. Den würden die Rigaer auch geleistet, würden mit den Heiden gegen ihre Mitchristen gefochten haben, wenn die Ritterbrüder, deren Streitkraft nicht gar groß war, sie nicht mit sieben hundert Mark Silber zu dem Gelöbniß erkauft hätten, den Heiden keine Unterstützung zu gewähren. Die Ritter griffen darauf die Lithauer an, besiegten sie und nahmen ihnen alle Beute wieder ab, aber die christlichen Gefangenen hatten die erbitterten Heiden bereits alle ermordet.

Dieses Blutvergießen, diese entsetzliche Verwüstung eines christlichen Landes hatte allein der unvernünftige Haß des Erzbischofs veranlaßt, der das Leben und die Wohlfahrt von tausenden seiner geistlichen Aufsicht anvertrauter Menschen aufopferte, um dem Orden wehe zu thun, der sich doch um die Vertheidigung seines Erzbisthums gegen die Heiden hoch verdient gemacht hatte. Weit entfernt aber durch die Betrachtung des Unheils, was er angerichtet, zu einer Aenderung seiner Gesinnung bewogen zu werden, ließ der rachsüchtige Prälat vielmehr seinem Zorne freien Zügel, und je schwerer die Schuld war, die sein Gewissen bedrückte, um so wilder flammte sein Haß empor, der ihn selbst gegen alle Regeln der Klugheit verblendete und daher sein Ziel auch gänzlich verfehlte. Er trat nämlich im Jahr 1305 mit schweren Klagen gegen den Orden an dem päpstlichen Hofe auf, verleumdete und belog aber seine Gegner auf eine so handgreifliche Weise, daß es diesen nicht schwer werden konnte sich zu rechtfertigen und ihn als einen schamlosen Lügner darzustellen. Er klagte, daß die Ordensritter sich der Güter seines Erz=

bisthums und der Bisthümer seines Sprengels bemächtigten, geistliche Aemter nach Willkühr besetzten, die Vertheidigung der Christen gegen die Heiden unterließen, dagegen die christlichen Einwohner selbst beraubten und mordeten; daß sie mit den Heiden Handel trieben, ihnen Waffen verkauften und sogar Bündnisse mit ihnen schlössen; daß von vierzehn Bisthümern, die sonst zum Erzbisthum Riga gehört hatten, sieben durch die Schuld der Ordensritter zu Grunde gegangen wären; daß sie alle Kirchen verfallen ließen und keine neuen baueten; endlich daß sie die im Kampfe gebliebenen Ordensbrüder statt zu begraben verbrennten und daß sie Wahrsagereien und Zeichendeutereien trieben. Diese und noch vielmehr Klagen brachte Erzbischof Friedrich bei dem Papste Clemens V. *vor und* wie handgreiflich auch die Lügen waren, durch die er den Orden verleumdet, so fand er doch damit Gehör, denn der feile Clemens, der ja auch aus bloßen eigennützigen Rücksichten die entsetzliche Verfolgung und Ausrottung der Tempelherrn verfügte, machte sich kein Gewissen daraus, auch gegen den deutschen Orden die offenbarsten Ungerechtigkeiten auszuüben, um den Erzbischof von Riga, der seine Gunst erkauft, zu verpflichten. Die deutschen Ordensritter waren aber kraftvoll und auch beherzt genug, um ungerechte Angriffe auf eine nachdrückliche Art zurückzuweisen. Der Sachwalter des Ordens sprach auf eine kräftige Weise für diesen und setzte den Papst dadurch in keine geringe Verlegenheit. Er fragte, welches denn die Bisthümer wären, die durch des Ordens Schuld untergangen seyn sollten? und darauf konnte nicht geantwortet werden, denn die Lüge war zu offenbar. Die Beschwerde, daß der Orden mit den Heiden Bündnisse anknüpfe, Handel mit ihnen treibe und ihnen Waffen verkaufe, warf er, der Wahrheit gemäß, auf den Erzbischof

und auf die Rigaer zurück. Die Klage wegen Zerstörung und Vernachlässigung der Kirchen entkräftete er durch eine beglaubte Nachweisung, daß die Ritter in den nächstvergangenen Jahren 40 neue Kirchen errichtet hätten; auch führte er den Beweis, daß der Orden zur Vertheidigung des Erzbisthums mehr als 200 Ordensbrüder und mehr als 2000 gemeine Krieger aufgeopfert. Auf gleiche Weise widerlegte er alle Anklagen, führte aber über den Erzbischof Beschwerden, daß er sein geistliches Amt vernachlässige und weder die Ordenskirchen visitire, noch in dem Ordensgebiet den Kindern die Confirmation ertheile; ferner, daß er den Rigaern angerathen, ein Bündniß mit den heidnischen Lithauern zu schließen und sie ins Land zu rufen. Endlich wies er viele geradezu erdichtete Angaben des Erzbischofs nach, die augenscheinlich nur ersonnen waren, um den Orden in den Augen der Christenheit herabzusetzen und ihm zu schaden. Wie siegreich die Gründe des Ordenssachwalters aber auch waren, so benahm sich der Papst doch so, als ob der Orden aller ihm beigemessenen Unbilden und Verbrechen wirklich schuldig gewesen wäre. Er ernannte zwar 1309 eine Gesandtschaft zur Untersuchung aller Klagpunkte, doch bestand sie nur aus Feinden des Ordens und es war vorherzusehen, daß die Untersuchung so ausfallen würde, wie der Erzbischof sie nur wünschte. Dieser hatte den Plan, mit dem deutschen Orden in Liefland und Preußen auf die Weise zu verfahren, wie König Philipp der Schöne mit den Tempelherrn in Frankreich; doch der deutsche Orden, sich seiner guten Sache bewußt, trat so kräftig gegen seine hinterlistigen Feinde auf, daß ihre Absicht dadurch vereitelt wurde. Vor allen beseitigte der weise Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen die im Orden herrschenden Spaltungen und dann verlegte er seinen Sitz nach Marienburg in Preußen, um von hier

als dem Mittelpunkt der Ordensstaaten, mit ganzer Kraft gegen des Ordens Feinde zu wirken. Siegfrieds Nachfolger, Karl von Trier, ein staatskluger und vielerfahrner Mann, vertheidigte sich nicht weniger siegreich und der Haß des Papstes milderte sich endlich, als er sah, daß er dem Orden doch so leicht nichts anhaben könne, schwand aber völlig, nachdem der Hochmeister die Gerechtigkeit seiner Sache dem Papste durch ein Geschenk von 4000 Goldgulden erwiesen und auch die Kardinäle durch reiche Geschenke an Golddublonen und Silbergeschirre für sich eingenommen hatte.

Als der Erzbischof Friedrich so alle seine Entwürfe, dem deutschen Orden zu schaden, scheitern sah, und der Papst Johann XXII. durch die besonnen und muthig geführte Vertheidigung des edlen Hochmeisters Karl von Trier von der Unschuld der Ritter überzeugt worden war, da ersann der ränkevolle Pfaffe einen neuen Plan, seine Gegner zu verderben. Er ließ mehrere falsche Briefe mit der Namensunterschrift des Königes Gedimin von Lithauen verfertigen, worin derselbe sein Verlangen aussprach, sich mit seinem ganzen Volke dem Christenthum zuzuwenden und um Priester bat, den Unterricht und die Taufe zu bewirken. Zugleich klagte er den deutschen Orden an, daß er durch seine Grausamkeiten schon seine Vorfahren, so wie ihn abgehalten habe, zum Christenthum überzutreten und führte bittere Beschwerden über die Zügellosigkeit, Ungerechtigkeit und Tyrannei des Ordens, wodurch derselbe nicht nur viele heidnische Völker von der Annahme des Christenthums abgehalten und die schon Bekehrten zum Abfalle gezwungen, sondern auch selbst die Christen und besonders die Erzbischöfe von Riga aufs grausamste bedrücke. Diese Briefe sandte der Erzbischof so, als ob es von König Gedimin geschehe, an die Hansestädte, an

die Mönchsorden und endlich selbst an den Papst. Darauf ging eine feierliche Gesandtschaft der Bürgerschaft zu Riga auf Anstiften des Erzbischofs an den Papst, die mündlich die Bitte des Königs Gedimin unterstützen und zugleich anzeigen mußte, daß der König von Lithauen bereits mit dem Erzbischof von Riga und dem Könige von Dänemark Frieden geschlossen habe, und ihm auch ein Friedensinstrument zur Bestätigung vorlegte. Durch diese schändliche Hinterlist hoffte der ränkesüchtige Priester den Orden ganz um die Gunst des Papstes zu bringen und seinen guten Ruf für immer zu vernichten; allein auch dieser Plan mißlang, doch nicht ohne daß dadurch viele unschuldige Menschen hingeopfert worden wären. Da niemand einen Zweifel in die Aechtheit dieser Briefe setzte, so begaben sich gleich viele Mönche aus dem Prediger- und aus dem Minoritenorden, um das Bekehrungsgeschäft zu betreiben, dahin, auch viele deutsche Ansiedler zogen nach Lithauen; diese wurden alle von den Heiden ermordet. Die preußischen Bischöfe und die Aebte von Oliva und Pelplin traten als Vertheidiger des Ordens bei dem Papste auf und berichteten die Gräuel, die König Gedimin so eben gegen die Christen verübt, denn er hatte gerade zu der Zeit, als er die Briefe geschrieben haben sollte, einen Einfall in das Dobriner Land gethan, eine Menge Kirchen zerstört, Geistliche ermordet, das Land verheert und mehr als 8000 Menschen in die Sklaverei fortgeführt. Der Erzbischof hatte die Frechheit, sich selbst an den päpstlichen Hof zu begeben, um dort sein Lügengewebe noch weiter fortzuspinnen. Er wurde des Truges zwar überführt, allein der Papst durfte doch die Ränke eines so angesehenen Kirchenfürsten nicht offenbar werden lassen, daher wurde die förmliche Untersuchung dieser Angelegenheit in die Länge geschoben und vorläufig sowohl der Erzbischof als

der Orden zum Frieden ermahnt. Nach so viel mißlungenen Versuchen hätte man glauben sollen, würde der Erzbischof seine Absicht, dem Orden zu schaden, aufgegeben haben; allein sein Haß war unversöhnlich und ihn zu befriedigen achtete er nicht auf den übeln Ruf, in den er nothwendig als ein zanksüchtiger, unversöhnlicher Priester, als ein muthwilliger Verleumder und boshafter Lügner gerathen mußte. Er erneuerte seine Klagen bei dem Papst, belegte den Orden mit Bann und Interdikt, obgleich dieses ihm ausdrücklich verboten war, da es gegen die Ordensgerechtsame stritt, und ruhete nicht, bis der Papst einen Legaten zur Untersuchung seiner Beschwerden nach Liefland sandte. Dieser war von ihm bestochen, auch eine Menge falscher Zeugen war gewonnen und dennoch gelang es ihm nicht, seine Anschuldigungen erweislich zu machen. Dagegen belegte der ihm günstige Legat den Orden mit dem Bann, weil er sich säumig zeigte, ihm 380 Goldgulden Reisekosten auszuzahlen. Dem Orden kümmerten die Bannflüche nicht, doch um den ewigen Anfeindungen Grenzen zu setzen, vermochte der Hochmeister den König Johann von Böhmen bei dem Papste Vorstellungen zu machen. Dieser Schritt hatte zwar die gute Folge, daß der Hader auf einen ernsten Befehl des Papstes gütlich beigelegt wurde, doch von Zeit zu Zeit erneuerten die Erzbischöfe von Riga die Streitigkeiten wieder, die bis zur Einführung der Reformation nie völlig ein Ende nahmen.

XXXI. Die Burgpfaffen.

Eine besondere Gattung Geistlicher in dem Mittelalter waren die Burgpfaffen oder Schloßkapläne, die bei den Fürsten, Herrn und Rittern in deren Burgen den Hausgottesdienst verwalteten, außerdem aber auch noch die Aemter der Archivare und Schreiber, der Aerzte, Hofmeister, Rathgeber u. s. w. verwalteten. Sie waren gewöhnlich von der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe ausgenommen und standen, so lange sie ihr Amt verwalteten, unmittelbar unter dem Papst oder dessen Legaten. Sie besaßen in der Regel einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten ihrer Burgherrn, waren deren Vertraute und konnten, je nachdem ihr Charakter war, viel Gutes oder Böses wirken. Leider gab es unter diesen Burgpfaffen viele arglistige, verschmitzte Bösewichter, denen jedes Mittel, ihren Eigennutz zu befriedigen oder das Vermögen der Kirche zu vermehren, gleich galt. Viele falsche Dokumente sind durch die Burgpfaffen geschmiedet, viele Zwistigkeiten und Fehden durch sie angestiftet und mehr als ein deutscher Fürstenzweig ist durch ihre schändlichen Umtriebe erloschen. Ein merkwürdiges Beispiel davon giebt die Geschichte des letzten Grafen von Katzenelnbogen.

Graf Philipp der Aeltere, ein Sohn Johann III., hatte durch umsichtige Wirthschaft und strenge Rechtspflege seine Lande zu einem beneidenswerthen Wohlstande erhoben und sich selbst solche Schätze erworben, daß er für den reichsten Landesherrn am Rheine galt. Er lebte aber mit

seiner Gemahlin Anna, einer Tochter der berüchtigten Henriette von Mömpelgart, in einer unglücklichen Ehe und mußte sich von ihr scheiden. Seine Gemahlin hatte ihm zwei Kinder geboren, einen Sohn, Philipp und eine Tochter, Anna. Der erstere wurde 1454 zu Brügge erstochen und hinterließ nur eine Tochter Ottilie. Die letztere war an Heinrich IV., Landgrafen von Hessen, vermählt. Graf Philipp verabredete eine Vermählung seiner Enkelin Ottilie mit dem Kurprinzen Philipp von der Pfalz, erlitt aber die Kränkung, daß Prinz Philipp die Hand Ottiliens verwarf, die darauf an den Markgraf Christoph von Baden vermählt wurde. Obgleich hochbejahrt, schritt Philipp doch zur zweiten Ehe und vermählte sich mit der Wittwe des Herzogs Ottovon Braunschweig, einer schönen und tugendhaften Prinzessin; da aber viele Fürsten auf eine Theilung der Länder nach Graf Philipps Tode hofften, so wollten sie es verhindern, daß Philipp männliche Erben hinterließ und bedienten sich dazu eines schändlichen Mittels. Graf Philipp hatte auf dem Schlosse zu Rheinsfels einen Burgpfaffen, Johann von Bornich, der ihm daselbst den Gottesdienst verwaltete. Dieses war ein Bösewicht, der sich mit Giftmischerei abgab und schon mehrere Personen vergiftet hatte. Er wurde bestochen, die Gemahlin des Grafen zu vergiften und er wählte das Meßopfer zur Vollbringung seiner Schandthat. Es war Gebrauch, daß, wenn die Gräfin Messe hörte, ein Becher voll Wein auf den Altar gestellt wurde, welchen der Priester nach der Wandelung segnete und ihn darauf ihr zur Ehre des heiligen Johannes überreichte. Bornich schüttete in den Wein Gift und da die Gräfin, als sie den Becher an den Mund setzen wollte, eine trübe Mischung darin bemerkte, so überredete er sie, daß vielleicht etwas Staub hinein gefallen sey. Die Gräfin ließ sich dadurch beruhigen und trank

von dem vergifteten Weine, dessen Wirkungen sie sogleich spürte. Sie wurde tödtlich krank und der Burgpfaff machte sich eilig aus dem Staube und bestätigte durch seine Flucht den Verdacht der Vergiftung. Schleunige Hilfe und eine kräftige Natur retteten zwar die Gräfin vom Tode, doch blieb sie ungesund und zum Kinderzeugen unfähig. Der Vater der Gräfin bot alles auf, um des Meuchelmörders habhaft zu werden. In Köln wurde er entdeckt, gefangen genommen und zur Verantwortung gezogen. Er gestand nicht nur dieses Verbrechen, sondern auch noch mehrere ähnliche, doch ließ er sich durch keine Martern dazu bewegen, diejenigen zu nennen, die ihn zu dem Meuchelmorde gedungen hatten. Er wurde, nachdem ihm die priesterlichen Weihen genommen, lebendig verbrannt.

XXXII. Balduin von Trier

regierte beinah 50 Jahre lang, von 1307 bis 1354, das Erzstift Trier mit ausgezeichnetem Glück und Glanz; zugleich besaß er unter allen Kurfürsten den größten Einfluß im Reiche und oft ein größeres Ansehen, als der Kaiser selbst. Er war so listig und gewandt in Unterhandlungen, als kühn und tapfer im Kriege, streng und gebieterisch gegen seine Feinde, doch großmüthig und freigebig gegen seine Anhänger, sparsam und pünktlich in seiner Staatsverwaltung, prachtvoll und freigebig in seinem Hofhalt. Seinen Bruder Heinrich VII., der ihm und dem Erzbischof Peter von Mainz die deutsche Krone verdankte, begleitete er mit einem ansehnlichen Heere nach Italien. Er fand bei dem Antritt der Regierung das Erzstift in der jämmerlichsten Zerrüttung. Weder das Domkapitel, noch die Landstände, noch die Städte wollten ihm Gehorsam leisten. Mit den Waffen in der Hand mußte er sowohl die Städte als den Adel unterwerfen. Boppard, welches reichsstädtische Rechte besaß, aber von dem Kaiser, seinem Bruder, ihm übergeben worden war, konnte er erst nach einer langen Belagerung im Jahre 1312 überwältigen. Die ganze Triersche Ritterschaft vereinigte sich gegen ihn, er aber brach ihre Schlösser, erbaute zum Schutz des Landes neue Festen und schaffte das Faustrecht in seinem Gebiete ab; auch im Erzstifte Mainz und im Bisthum Worms, deren Verwaltung ihm übertragen war, stellte er die Ruhe her und züchtigte die aufrührerischen Bürger. Als der Erzbischof Peter von Mainz 1320 gestorben war, da wählten

die Mainzer Domherrn den Kurfürsten Balduin zu ihrem Erzbischofe; da aber nicht wohl zwei Kurfürstenthümer von einem Fürsten besessen werden konnten, so lenkte Balduin die Wahl auf Matthias von Bucheck, der ihm treu ergeben war und sich ausschließlich mit seinen geistlichen Amtspflichten beschäftigte. Balduin regierte im Namen des Matthias nun auch das Erzstift Mainz, bekämpfte dessen Feinde, den Pfalzgrafen und den Landgrafen Hermann von Hessen und stellte die Ordnung in dem zerrütteten Erzstifte wieder her. Als nach einer achtjährigen Scheinregierung Erzbischof Matthias starb, wählten die Domherrn noch einmal den Balduin. Eine Gegenpartei widersetzte sich aber der Wahl, weil nach kanonischem Rechte ein Erzbischof nicht zwei Erzbisthümer zugleich besitzen sollte. Es wurde Heinrich III. von Virneburg gewählt, doch mehrere Jahre hindurch blieb bis zu ausgemachter Sache Balduin der Verwalter des Erzstiftes Mainz. Während dieser Verwaltung zahlte er alle Schulden des Erzstiftes, besiegte den Landgrafen von Hessen und zwang ihn zu einer jährlichen Abgabe an Mainz, baute mehrere Schlösser, unterwarf Erfurt, welches sich der Mainzer Landeshoheit entziehen wollte, hielt die widersetzlichen Bürger von Mainz im Zaume und als er die Ordnung in dem Erzstifte völlig hergestellt, da übergab er es an Heinrich von Virneburg, der nun sein treuer Freund und Bundesgenosse wurde. Gemeinschaftlich mit dem Mainzer Erzbischof Peter hatte er die Wahl seines Bruders Heinrich von Luxemburg zum deutschen Könige bewirkt. Seinem Einflusse hauptsächlich verdankte auch Ludwig der Baier die deutsche Krone. Sein Kanzler Wiker vertheidigte die Rechte des Kaisers gegen den Papst. Durch seinen Einfluß hauptsächlich wurde im Jahr 1338 der erste Kurverein, der die Rechte der Deutschen gegen den Papst vertheidigte, gestiftet, doch,

als Kaiser Ludwig durch manche Mißgriffe sich selbst schadete, da fiel auch Balduin von ihm ab, der nunmehr wieder daran dachte, seinem Hause die deutsche Krone zuzuwenden und auch 1346 die Wahl seines Großneffen Karl bewirkte. Auch nachdem er Ludwigs Partei verlassen hatte, vertheidigte er doch den Kurfürsten Heinrich III. von Mainz, den der Papst in den Bann gethan hatte und hielt ihn gegen Gerlach von Nassau aufrecht. Auch die Hochstifter Speier und Straßburg hat er mit Ruhm verwaltet. Wenn er bei der Verwaltung der fremden Länder so viel Umsicht und Weisheit bewies, so ist es natürlich, daß er auf die Regierung seines eigenen Erzstiftes eine ganz besondere Sorgfalt verwandte, und in der That gehört seine Regierung zu den glücklichsten. Es herrschte Ruhe und Ordnung in seinen Landen und alle Stände genossen eines blühenden Wohlstandes. Das Landgebiet wurde durch Ankauf und Eroberungen vermehrt. Er bauete die schöne Moselbrücke bei Koblenz, vollendete die Befestigungen von Ehrenbreitstein; aber wodurch er sich einen unvergänglichen Ruhm erworben hat, das ist ein neues Gesetzbuch, welches er selbst verfaßte und nach welchen Grundsätzen er dabei verfuhr, geht aus der Einleitung hervor, in welcher er sagt: „eine Haupttugend ist die Gerechtigkeit, die jedem das Seinige erhält, Verbrechen verhindert, Fehler verbessert und zu neuen Tugenden entflammt." Er theilte seine Lande in Aemter ein und ließ über alle seine Einkünfte, Lehn und Gerechtsame ein genaues Verzeichniß anfertigen. Wie wohl er mehr mit weltlichen als geistlichen Angelegenheiten beschäftiget war, so erließ er doch mehrere Verordnungen zur Verbesserung der Sitten der Geistlichkeit und führte auch eine neue Agende ein. Von dem Papste erwarb er große Vorrechte, von den Kaisern viele Güter für sein Erzstift, dessen Gebiet er um

ein Drittel und dessen Einkünfte er um die Hälfte vermehret hat. An seinem Hofe herrschten Ordnung und Pracht. Seine Beamten waren rechtlich und pünktlich, sein Name wurde am ganzen Rheinstrome geehrt und gefürchtet.

Dennoch hat dieser große und mächtige Fürst auch den Wechsel des Kriegesglückes erfahren. Als 1320 der Wildgraf Heinrich von Schmiedeburg gestorben war, wollte Balduin dessen Verlassenschaft, als ein Triersches Lehn, einziehen. Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen, die Grafen von Dhaun und von Kyrburg, widersetzten sich aber und verbündeten sich mit dem Pfalzgrafen Ruprecht, den Grafen von Spanheim, von Nassau u. a. Erzbischof Balduin zog zwar durch Versprechungen den Grafen von Kyrburg von dem Bunde ab und fiel in das Spanheimsche ein, doch konnte er die tapfern Bürger von Kreuznach nicht überwältigen und mußte die Belagerung der Stadt aufheben. Er belagerte darauf das Schloß Kastelaun, welches dem Grafen Simon von Spanheim gehörte. Des Grafen Gemahlin war eine Nichte Balduins. Sie hatte sich mit ihren Kindern auf das Schloß geflüchtet und als eben der Sturm beginnen sollte, da wurde das Burgthor geöffnet und die Gräfin mit ihren Kindern an der Hand kam heraus, warf sich dem Erzbischof zu Füßen und bat ihn, daß er doch nicht gegen sein eigenes Blut wüthen und seine Verwandte, deren Schützer er seyn sollte, nicht verderben möchte. Der großherzige Balduin konnte den Thränen seiner Nichte nicht widerstehen; er zog mit seinem Heere von dem Schlosse weg und gab dem Grafen die eroberten Länder wieder und bewilligte ihm den Frieden. Mit einem andern Zweige der Spanheimischen Grafen währete aber die Fehde noch fort und die Gräfin Loretta von Spanheim auf Starkenburg fachte das Kriegesfeuer

noch mehr an, da der Erzbischof Anspruch auf einige ihrer Erbgüter machte. Als sie aber im offenen Kampfe gegen ihn nichts auszurichten vermochte, da nahm sie die List zur Hilfe. Als Erzbischof Balduin unbewaffnet die Mosel hinabfuhr, ließ sie ihn durch einige Reisige überfallen und gefangen nach Starkenburg fortführen. Der mächtige Fürst unterlag auf diese Weise der List eines Weibes; er mußte von allen seinen Ansprüchen abstehen und 30,000 Gulden Lösegeld bezahlen. Als er aber wieder in Freiheit war, setzte er und nun mit mehrerm Glücke die Fehde fort, die endlich durch Kaiser Ludwig den Baiern 1342 verglichen wurde.

XXXIII. Sitten der deutschen Priesterschaft unter Karl IV.

Das Sittenverderbniß der deutschen Geistlichkeit hatte in den ersten Regierungsjahren Kaiser Karl IV. den höchsten Grad erreicht und gab den Laien ein solches Aergerniß, daß die Religion darüber in Verfall gerieth und an vielen Orten die Menschen völlig gleichgiltig gegen den Gottesdienst wurden, oder sich in eigene Gesellschaften vereinigend, ihn nach selbstgewählten Formen vollbrachten. Die Hauptursache war das Zerwürfniß der Päpste mit Kaiser Ludwig dem Baiern gewesen. Bei diesem ärgerlichen Streit war die Ungerechtigkeit, Feilheit und Zügellosigkeit des päpstlichen Hofes offenbar worden, die so weit ging, daß der päpstliche Kämmerer eine stehende Abgabe von den öffentlichen Huren erhob und schon früher ein Kardinal sich rühmte: der Aufenthalt des päpstlichen Hofes in Avignon gereiche der Stadt zu einem großen Vortheil, denn früher wären drei bis vier öffentliche Frauenhäuser in der Stadt gewesen, nunmehr aber nur ein einziges, welches aber die ganze Stadt in sich begreife. Das Beispiel des päpstlichen Hofes wirkte auf die übrige Geistlichkeit, denn was den Häuptern der Kirche erlaubt war, konnte doch unmöglich den Gliedern verboten seyn und wie hätten diese noch Scheu tragen mögen, etwas zu begehen, was jene thaten. Vergebens setzten sich einige wohlgesinnte Kirchenfürsten, wie Balduin von Trier und andere, dagegen, denn wenn auch in einigen Sprengeln die Kirchenzucht einigermaßen

aufrecht erhalten wurde, so ging es in den übrigen desto ärger her. Die Bischöfe gaben schwelgerische Feste, ließen sich auf Tanzböden und bei Turnieren finden, trieben mit den geistlichen Aemtern Wucher und verkauften die Erlaubniß an die niedere Geistlichkeit zu allen möglichen Sittenlosigkeiten. So wurden deßhalb die öffentlichen Dirnen und die Beischläferinnen der Priester die Seelenkühe genannt, weil sie der bischöflichen Kasse eine ansehnliche Einnahme gewährten. Die Domherrn betrugen sich anstößiger als die Laien. Sie gingen reich geputzt mit farbigen Kleidern und erschienen sie in der Kirche, so lachten und plauderten sie während der Messe auf die unanständigste Weise. Die Mönche und Nonnen strichen auf den Jahrmärkten, auf den Tanzplätzen und an andern öffentlichen Orten umher mit weltlichen Kleidern angethan und liefen sogar auf den Straßen herum. Die Weltgeistlichen kleideten sich stets nach der neuesten Mode und suchten durch die Ueppigkeit ihrer Tafel und durch andere Sinnengenüsse die Weltlichen zu übertreffen. Gegen dieses zügellose Leben hatten schon die Minoriten geeifert, die da behaupteten, daß die Geistlichkeit dem Beispiele des Weltheilandes folgen und gleich ihm arm seyn müsse. Dieser verhaßten Lehre wegen waren sie aber auch mit dem Banne belegt und mehrere von ihnen als Ketzer verbrannt worden.

Nachdem Papst Innocenz VI. in seinem Hofsitze zu Avignon von einer frechen Söldnerschaar mit einer Plünderung bedroht worden und sich davon nur durch eine große Summe hatte loskaufen können, da wollte er sich seines Schadens in Deutschland erholen und sandte im Jahre 1359 den Bischof Philipp von Cavaillon, der den Zehnten von allen geistlichen Einkünften erheben sollte. Die deutsche Priesterschaft weigerte sich aber, diese Abgabe zu entrichten und ließ dem Papst entbieten: er möchte, da ohnehin

Deutschland eine ergiebige Goldgrube für den päpstlichen Hof sey, nun auch einmal die andern Völker beschatzen; der Kaiser aber, sonst stets bereit, dem Papste gefällig zu seyn, zeigte dieses Mal denn doch auch einen Widerstand und fragte den päpstlichen Gesandten: „warum fordert der Papst so viel Geld von der Geistlichkeit und unterläßt es doch, ihre Sitten zu bessern?" Karl IV. bewies sich zwar in der Regel stets als ein gehorsamer Sohn der Kirche, aber es war ihm auch darum zu thun, daß die Geistlichen ein geistliches Leben führten. Auf der Fürstenversammlung zu Mainz, eben da, wo er dem päpstlichen Gesandten jene Frage vorlegte, drang er bei den geistlichen Fürsten mit großem Ernst auf die Sittenverbesserung der Geistlichen. Auf dieser Versammlung war auch der später so berühmt gewordene Kuno von Falkenstein, damals noch als Domherr, zugegen und hatte sich das Haupt mit einem prunkvoll gestickten Baret geziert. Der Kaiser nahm ihm das Baret vom Haupte, setzte es sich auf und fragte die Fürsten: „sehe ich nicht jetzt einem Ritter ähnlicher, als einem Domherrn?" Er erließ ein drohendes Schreiben an den Erzbischof von Mainz von Koblenz aus, worin er es wiederholt rügte, daß die vornehmere Geistlichkeit sich dem Kirchendienste entzog, die Einkünfte der Kirche zu Gaukelspielen, Speerbrechen und Turnieren verwandte, sich wie die Ritter in Gold und Silber kleidete und in ihrer Tracht von den Weltlichen nicht zu unterscheiden wäre. Er drohete, wenn dieser Unsitte nicht gesteuert werde, so wolle er den weltlichen Fürsten den Auftrag geben, die Einkünfte der Prälaten und Domherrn so lange einzuziehen, bis der Päpst erklären werde, was mit den schlechtverwalteten geistlichen Gütern zu thun sey. Dergleichen Briefe schrieb Karl IV. an mehrere Bischöfe. Der Papst lobte zwar des Kaisers Eifer, verbat sich aber alle Einmischung in die

Kirchenverbesserung, die ihm allein zustände; auch schrieb er an die deutschen Erzbischöfe und ermahnte sie, eine Sittenverbesserung der Geistlichen zu veranlassen. Unterdeß war aber des Kaisers Drohung bekannt geworden und die weltlichen Fürsten und Adeligen eilten nun, sie in Erfüllung zu bringen. Von allen Seiten griffen sie die geistlichen Güter an, plünderten und beschatzten sie, zogen die von ihren Vorfahren gemachten Schenkungen ein und brachten die deutschen Prälaten in ein schreckliches Gedränge. Da mußte Kaiser Karl seine Drohungen zurücknehmen und die Angriffe auf die Priesterschaft bei Strafe der Reichsacht verbieten. Doch hatte des Kaisers Drohung wenigstens einiges Gute bewirkt und die Geistlichen trugen fortan ihre Unsittlichkeit nicht mehr so frech zur Schau.

XXXIV. Die Reliquienerhebung.

Zu den Mitteln der Geistlichen, Geld von den Laien zu erwerben, gehörten auch die Reliquien, die, je nachdem sie in größerm oder geringerm Rufe standen, mehr oder weniger fromme Gläubige herbeilockten, die alle im Verhältniß ihres Vermögens reichliche Opfer brachten. Keine Kirche war ohne Reliquien, vor Allen aber waren die Domkirchen reichlich damit versehen. Die wichtigsten waren ganze Leichname der Heiligen, an deren Grabe gewöhnlich auch Wunder geschahen. In der Regel wurden die Reliquien alle von Rom gebracht, welches in den Katakomben einen unerschöpflichen Vorrath davon besaß und auch eben nicht karg damit war. Dabei trat denn freilich zuweilen der üble Umstand ein, daß ein heiliger Leichnam aus Versehen zwei oder dreimal ausgegeben wurde, daher denn auch die vielen Duplicate. So der heilige Dionys zu St. Denis und zu Regensburg, der heilige Marcus in Venedig und in Reichenau u. s. w. Oft aber wurden auch die heiligen Leichname in den Kirchen selbst gefunden und ein Traum oder eine Erscheinung entdeckte ihre Grabstätte. Der Zufall fügte es häufig so, daß die Entdeckungen gerade zu der Zeit gemacht wurden, wenn die Bischöfe, in deren Sprengel sie erfolgten, gerade Geld brauchten. Das war unter andern der Fall, als die Gebeine des heiligen Virgilius zu Salzburg 1288 erhoben wurden. Erzbischof Rudolf brauchte zu einem Kriege gegen Herzog Albrecht von Oestreich Geld. Durch einen Traum war ihm angezeigt worden, daß der heilige Virgil, der

achte Erzbischof von Salzburg, in dem Dom begraben sey und verehrt werden wolle. Nachdem er die Erlaubniß des Papstes zur Erhebung der Gebeine des Heiligen erhalten hatte, berief er die hohe Geistlichkeit seines Erzstiftes zu einem Concilium auf den Martinstag zusammen und verkündigte zugleich dem Volke, welches dabei erscheinen würde, den Ablaß. Es strömte eine ungeheure Menge zusammen und das Gedränge der Pilger war so groß, daß mehrere Leute erdrückt wurden. Die Stadt konnte die frommen Waller nicht alle fassen, sie mußten sich draußen in den Feldern lagern. Zum Ausgraben durften nur vornehme Pfaffen in dem Dome erscheinen. Der Erzbischof begann mit dem „Gloria in excelsis" und darauf fing das Graben auf der von ihm bezeichneten Stelle an. Als eine Weile gegraben worden war, stieg der Erzbischof nebst noch dreien Bischöfen in die Gruft; als aber noch kein Gebein gefunden wurde, da stiegen sie wieder heraus und legten die Schuhe ab. Nun fingen die übrigen Pfaffen die Litaneyen und Gebete an, weinten und geberdeten sich kläglich. Der Erzbischof selbst vergoß viele Thränen, klagte sich schwerer Sünden an und bat Gott, ihm deßhalb doch den heiligen Leichnam nicht zu entziehen. Endlich wurde das Gebein gefunden. Nun stimmten die Priester ein Te Deum laudamus an, der Erzbischof mit drei Bischöfen stiegen wieder in die Gruft, sammelten die Knochen, legten sie auf den Altar und lasen nun eine Messe. Jetzt wurden die Kirchenthüren geöffnet, um das Volk zur Verehrung hineinzulassen. Vier Bischöfe standen an den Kirchthüren und vier geleiteten das Volk zum Altar. Das Gedränge war unermeßlich und keiner kam, ohne dem h. Virgil und dem Erzbischof ein reiches Opfer zu bringen. Erzbischof Rudolf sammelte so viel, daß er seine Rüstung gegen Albrecht vollenden konnte.

XXXIV. Bischof Nanker von Breslau.

In dem vierzehnten Jahrhundert war ganz allein durch die Schuld des römischen Hofes das Ansehen des Papstes so sehr gesunken, daß der einst so gefürchtete Bann völlig seine Kraft verloren hatte und die Geistlichen, die dennoch darauf zu trotzen wagten, mehr sich selbst, als denen, die sie mit dem Bann belegten, schadeten. Das erfuhr auch Bischof Nauker von Breslau in seinem Streite mit dem Könige Johann von Böhmen. König Johann forderte 1339 das bischöfliche Schloß Militsch, welches er als Grenzfeste gegen die Polen bedurfte. Der Bischof war aber durch keine angebotene Entschädigung zur Abtretung desselben zu bewegen. Da bestach der König den Befehlshaber des Schlosses, einen Breslauischen Domherrn, durch ein Geschenk von gutem französischen Wein, daß er das Schloß übergab, welches Johann besetzen ließ. Der Bischof, darüber erzürnt, forderte das Schloß zurück und als der König sich dazu nicht verstand, so wollte er ihn mit den geistlichen Waffen bekämpfen. Er begab sich in seinem bischöflichen Ornat von vier Domherrn begleitet zum Könige, der sich in einem Gemache neben dem Speisesaale mit seinen Räthen und dem Breslauischen Konsul befand. Er pochte mit Ungestüm an und obgleich der König ihn bitten ließ, noch eine Stunde zu verziehen, weil er dringende Geschäfte habe, so wiederholte er doch sein Anpochen so lange, bis ihm geöffnet wurde. Nun trat er ein und las von einem Blatte, welches er in der Hand hielt, die Worte: „König,

ich ermahne Dich zum ersten, zweiten und dritten Mal, daß Du das Schloß Militsch der Kirche wiedergiebst!" Johann antwortete: „Sobald noch nicht!" „So thue ich Dich denn, rief Nauker, ein Crucifix erhebend, hiermit in den Bann im Namen des Vaters, Sohnes und des heiligen Geistes!" — Diese Kühnheit machte alle Anwesenden verstummen, nur allein Johann rief: „Welch ein Pfaffe! Er trachtet nach der Ehre des Märtyrerthums, doch diese Absicht soll er nicht erreichen." Als die Räthe des Königes den Bischof zu besänftigen suchten und ihm eine größere Gelassenheit empfahlen, da erwiederte er ihnen, sie möchten den König zur Rückgabe des Schlosses bewegen und als sie erklärten, daß sie das nicht vermöchten, so belegte er sie auch mit dem Banne und nannte den König in seiner Wuth ein Königlein, weil er in seinem ganzen Königreich keinen Erzbischof habe, der ihn krönen könne.

Nanker ließ nun, seinem Bannfluch Wirksamkeit zu geben, alle Kirchen in Breslau schließen und begab sich seiner Sicherheit wegen nach Neisse. Der Erfolg entsprach aber den Erwartungen des Bischofes nicht; herumziehende Geistliche verwalteten für baare Bezahlung den Kirchendienst und das auf den Bischof erbitterte Volk mißhandelte sogar diejenigen Bürger, die dem Gottesdienste der Lohnpriester beizuwohnen verweigerten. Der König aber zog die Einkünfte und Güter der Breslauischen Priesterschaft ein, weil ohne Gottesdienst auch keine Geistlichen nöthig waren und munterte die schlesischen Fürsten auf, ein Gleiches zu thun. Der geldbedürftige Herzog Boleslau von Liegnitz ließ sich nicht lange dazu nöthigen. Zwar belegte der Bischof nun auch ihn mit dem Banne, dadurch ließ sich aber der Herzog nicht schrecken. Darauf belegte Papst Benedict XII. ganz Schlesien mit dem Interdikt, doch

auch diese so furchtbare Strafe, die sonst wohl ein Volk seinem Landesherrn abwendig gemacht hatte, brachte keine sonderliche Wirkung hervor; ja die Breslauer gingen in ihrem Trotz so weit, daß sie böhmischen Ketzern erlaubten, auf öffentlichem Markte gegen die römische Kirche zu predigen und an einer Kirche stellten sie sogar einen solchen Ketzer als Pfarrer an. Diesem Unfug wollte der Dominikaner Johann von Schwenkenfeld, den der Papst zum Ketzerrichter über ganz Schlesien ernannt hatte, Einhalt thun. Er predigte nun gegen die Ketzer und verlangte von dem Breslauer Rath und von dem Landeshauptmann die Auslieferung des ketzerischen Pfarrers. Das wurde ihm aber abgeschlagen und nun verklagte er die Breslauischen Obrigkeiten selbst bei dem Könige Johann. Der berief Kläger und Beklagte zu sich nach Prag, woselbst aber Schwenkenfeld von schlesischen Meuchelmördern erstochen wurde. Bischof Nanker starb 1342 und mit seinem Nachfolger, Pogarel, versöhnte sich der König Johann, weil er Ursache hatte, den Papst zu schonen, doch mußten der Bischof und das Kapitel sich für böhmische Vasallen erklären, dagegen erhielten sie die eingezogenen Güter zurück und der Rath und die Aeltesten der Breslauer Bürgerschaft erschienen mit unbedecktem Haupt und bloßen Füßen vor dem Bischofe, der nun das Interdikt und den Bann aufhob.

XXXV.

Beispiele von Geistlichen, die sich durch ihre Verdienste zu hohen Kirchenämtern emporgeschwungen haben.

Wenn gleich es den Grundsätzen der Kirche durchaus entgegen war, bei Besetzung der Kirchenwürden die Vorzüge der Geburt in Betracht zu ziehen, wenn vielmehr bei Verwaltung geistlicher Aemter strenger noch *als bei* weltlichen auf die Fähigkeit der sie Bekleidenden Rücksicht genommen werden sollte, so gestalteten sich doch die Verhältnisse bald so, daß in der Regel nur Personen von vornehmer Geburt die höhern Kirchenwürden zu Theil wurden. In den frühern Zeiten des Mittelalters waren die Unterrichtsanstalten noch selten und nur Söhne angesehener Eltern erhielten eine Erziehung, die sie fähig machte, mit Würde und Einsicht an der Regierung der Kirche und des Reiches Theil zu nehmen. Weiterhin aber und besonders als durch den Vertrag von Worms im J. 1122 den Kapiteln und Konventen die Wahlfreiheit eingeräumt worden war, da strebte der Adel den Bürgerstand von dem Besitz der Bischofsstühle zu verdrängen, welches ihm meistens auch gelang, da die Mehrzahl der Domherrn aus Adeligen bestand, die das Wahlrecht ausübten. Die Wählenden verfuhren dabei nicht ohne einigen Schein von Recht, denn da die Stifter die mehresten ihrer Güter der Freigebigkeit vornehmer Adeliger zu danken hatten, so war es nicht nur dankbar, sondern auch klug, Adelige zu Domherrn und

Bischöfen zu wählen, weil die Verwandten der Gewählten dadurch bewogen wurden, ihrer Sippschaft wegen das Kirchengut durch Vermächtnisse und Schenkungen zu vermehren, auch in andern Fällen der Kirche zum Vortheil zu wirken. Daher führten denn auch mehrere deutsche Domkapitel, besonders aber die rheinländischen, die Regel bei sich ein, daß nur Söhne altadeliger Familien Domherrstellen bekleiden durften und es wurde deßhalb sogar eine Ahnenprobe eingeführt. Die Päpste bestätigten diese Satzung zwar nie, doch ließen sie sie in den meisten Stiftern gelten. Es war also für einen Nichtadeligen höchst schwierig, ein hohes Kirchenamt zu erlangen oder gar einen erzbischöflichen Stuhl zu besteigen, doch geschah es zuweilen, wenn hervorstechendes Talent oder besonders günstige Umstände eine Ausnahme bedingten. Als solche mögen hier folgende Beispiele dienen.

a) Willigis, eines Rademachers Sohn.

Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war die Bürgerschaft in Mainz zahlreich begütert, aber auch von einem so widerspenstigen Geiste beseelt, daß sie sich den Erzbischöfen, denen damals die weltliche Herrschaft über die Stadt zustand, sich stets widersetzlich zeigten, ja sie mehrmals verjagten und nur von den Kaisern mit Waffengewalt zum Gehorsam gezwungen werden konnten. Daher wurde es wohl besonders nöthig, einen recht klugen, einsichtsvollen, beliebten, aber auch kraftvollen Mann auf den erzbischöflichen Stuhl zu setzen und ein solcher war Willigis. Dieser, eines Rademachers Sohn, hatte durch seine Kenntnisse, durch seinen tugendhaften Lebenswandel und durch seine ungewöhnliche Klugheit sich ein großes Ansehen erworben, daher wurde er nach und nach zu immer höhern priesterlichen Würden und endlich von dem

Kaiser auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz erhoben. In dieser hohen Würde zeigte er eine so große, zweckmäßige Thätigkeit, daß er gleichsam als der zweite Begründer des Erzstiftes angesehen werden kann. Er erbaute einige der schönsten Kirchen in Mainz, gründete mehrere Chorherrnstifte, vermehrte die Besitzungen des Erzstiftes ansehnlich und sammelte große Schätze; aber größer noch ist sein Verdienst, welches er sich durch die völlig neue Einrichtung des Erzstiftes und als Begründer der Stadtverfassung von Mainz erwarb. Dabei regierte er so kraftvoll, daß die unruhigen Mainzer Bürger es nicht wagten, sich gegen ihn aufzulehnen. Doch herrschte er keineswegs tyrannisch, sondern bewilligte der Stadt wichtige Freiheiten und Rechte. Das Andenken daran hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten, denn noch gegenwärtig befinden sich die zwei ehernen Thürflügel an der Domkirche zu Mainz, die er den Mainzern schenkte und worin er die Rechte eingraben ließ, die er der Stadt verlieh. Seine Wirksamkeit beschränkte sich aber nicht allein auf sein Erzstift, sondern er leitete auch die Regierung des Reiches, wenn Kaiser Otto III. in Italien abwesend war und durch sein Ansehen und durch seinen Rath wurden mehrmals gefährliche Unruhen unterdrückt. Bei diesem großen Einfluß und bei dem hohen Ansehen, welches er genoß, war er doch nicht im mindesten stolz. Er wählte, um sich seiner geringen Abkunft zu erinnern, ein Rad zum Wappen des Erzstiftes, welches seine Nachfolger auch beibehalten haben. Um aber stets seiner niedrigen Geburt eingedenk zu seyn, ließ er sich das Rad an die Wand seines Zimmers malen und schrieb darunter:

Willigis, Willigis!
Deiner Herkunft nicht vergiß!

b) Heinrich, eines Bäckers Sohn.

Im dreizehnten Jahrhundert war es für einen Nicht-adeligen noch bei weitem schwieriger, die höchsten Kirchen-würden zu gewinnen und auch das entschiedenste Talent hätte dazu allein nicht ausgereicht; doch der Wille des Reichs-oberhauptes, wenn dieses mit kräftiger Hand den Zügel führte, mußte zuweilen berücksichtigt werden und so wurde denn auch Heinrich II., eines Bäckers Sohn, der vornehmste geistliche Fürst des deutschen Reiches. Heinrich Knoderer war in dem unbedeutenden schwäbischen Städtchen Isny geboren und in den Franziskanerorden getreten. Er ver-band einen hellen Verstand und einen kühnen Muth mit großer Sittenreinheit und ausgebreiteten Kenntnissen. Deß-halb wurde er allgemein geachtet und der Graf Rudolph von Habsburg wählte ihn zu seinem Beichtvater. Diesem ging er mit guten Rathschlägen zur Hand und wurde ihm bald so unentbehrlich, daß Graf Rudolf nichts unternahm, was er nicht zuvor mit ihm überlegt hatte. Da Rudolf sich bei Knoderers Rath wohl befand, so bezeigte er sich auch dankbar gegen ihn und erhob ihn, nachdem er den deut-schen Thron bestiegen hatte, zum Bischof von Basel. Heinrich blieb seinem Gönner getreu und als dieser gegen König Ottokar Krieg führte und seiner geringen Waffen-macht wegen kaum dem Untergange entgehen zu können schien, da sammelte Bischof Heinrich eiligst eine beträcht-liche Schaar schwäbischer Krieger, führte sie dem Könige zu und focht in der Schlacht auf dem Marchfelde so tapfer, als der kriegserfahrenste Ritter. Auch selbst als Bischof und sogar im Kriegslager legte er sein einfaches Ordens-gewand nicht ab und lebte auch nach der strengsten Mönchs-weise. Seiner Tracht wegen, weil er den Mönchsgürtel nie ablegte, hatten ihm die Spötter den Beinamen Gür-

telknopf gegeben. Er ließ sie spotten und blieb bei seiner Weise. König Rudolf erhob ihn nach Werner von Eppsteins Tode auf den Stuhl von Mainz, woselbst er das Erzstift mit großer Kraft, doch nicht lange mehr regierte. Auch als Erzbischof und Kurfürst trug er noch immer ein härenes Gewand, genoß ganz einfache Speisen und schlief in keinem Federbette. Doch war er keineswegs ein Frömmler, der das Weltleben haßte und mied, im Gegentheil nahm er an allen Reichsangelegenheiten Theil und fehlte bei keiner Fürstenversammlung; nur glaubte er sich verpflichtet, auch als Fürst das einfache Leben eines Mönches führen zu müssen, weil er von dem Mönchsgelübde nie förmlich entbunden worden war.

c) Peter Aichspalter.

Selten oder vielleicht nie hat die Heilkunde jemandem einen so reichen Gewinn gebracht, als dem Peter Aichspalter, der durch sie zur höchsten geistlichen Würde Deutschlands gelangte. Aichspalter war ein Geistlicher, bürgerlichen Standes in Trier geboren, der sich auf die Heilkunde legte, glückliche Kuren machte und von dem Grafen Heinrich von Luxemburg zum Leibes- und Seelenarzt angenommen wurde. Durch seine Klugheit und Einsichten erwarb er sich das Vertrauen Heinrichs von Luxemburg, der in allen Regierungsangelegenheiten sich seines Beistandes bediente und dabei sehr wohl berathen war. Aichspalter fuhr auch nicht übel dabei, denn durch des Grafen Einfluß gelangte er zu mehrern einträglichen Pfründen und endlich zum Bisthum Basel. Als 1305 der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz erledigt war, da wünschte Graf Heinrich seinen jüngern Bruder Balduin, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, darauf zu erheben. Zu dem Zwecke sandte er seinen Freund Aichspalter, auf dessen Gewandtheit er sich

verlassen konnte, mit reichen Geschenken nach Avignon zum Papst Clemens V., um diesen und die Kardinäle seinem Wunsche geneigt zu machen. Als Aichspalter nach Avignon kam, fand er den Papst an einer schweren Krankheit darniederliegen und die Aerzte hatten bereits alle Hoffnung aufgegeben, ihn wieder herzustellen. Aichspalter verlangte zum Papst gelassen zu werden, untersuchte seine Krankheit, unterzog sich der Heilung und stellte ihn her. Clemens, der unlängst erst die päpstliche Krone erhalten hatte und um so weniger geneigt gewesen war, von dem Leben Abschied zu nehmen, fühlte sich für seine Herstellung hoch verpflichtet und wollte seinen Lebensretter recht ausgezeichnet dafür belohnen. Aichspalter trug ihm seine Bitte vor und der Papst war bereit sie zu erfüllen, allein es fand sich unerwartet ein nicht wohl zu beseitigendes Hinderniß, denn Balduin hatte das kanonische Alter noch nicht erreicht und wenn der Papst schon dem Wahlrecht des Kapitels zuwider einen Erzbischof nach Gutdünken einsetzte, so mußte dieser doch wenigstens die dazu erforderlichen Eigenschaften besitzen. In der Verlegenheit, dem Manne, dem er seine Wiederherstellung dankte, eine Bitte abschlagen zu müssen, fiel er auf einen Ausweg. Er sagte: „Balduin kann seiner Jugend wegen den erzbischöflichen Stuhl noch nicht besteigen; doch wer das Wohl der menschlichen Leiber so trefflich zu berathen weiß, der wird auch nicht weniger für die Seelen Sorge zu tragen wissen. Empfange Du selbst das erzbischöfliche Pallium." Diese Gabe war zu reich, um nicht angenommen zu werden. Der Bischof Peter kehrte als Erzbischof von Mainz zurück und wenn gleich sein Gönner sich etwas unzufrieden darüber bezeigen mochte, so mußte er doch geschehen lassen, was er nicht ändern konnte. Ueberdem gab ihm aber Peter die Versicherung, daß er schon zu seiner Zeit dafür sorgen

würde, dem jungen Balduin zu einem hohen Kirchenamte zu verhelfen. Und er hielt Wort, denn als zwei Jahr darauf der Erzbischof und Kurfürst Diether von Trier starb, da wurde durch Peters Einfluß Balduin von Luxemburg zum Erzbischof gewählt. Dabei blieb Peter aber nicht stehen, sondern nachdem König Albrecht 1308 ermordet worden war, da wußte er im Verein mit Balduin die Wahl der Kurfürsten auf Heinrich von Luxemburg zu lenken. Später war er es auch hauptsächlich, der die Wahl Ludwig des Baiern zum deutschen König bewirkte. Sein Einfluß im Reiche war unbegrenzt, sein Erzstift regierte er mit Kraft und Würde und zeigte sich in allen Stücken als einen einsichtsvollen, staatsklugen und weisen Mann. Er war es, der mit Bewilligung und im Namen der übrigen Kurfürsten den berühmten Königsstuhl zu Rense erbaute; auf welchem die Kaiser Heinrich VII., Ludwig der Baier, Karl IV., Wenzel und Ruprecht gewählt, Ludwig und Wenzel auch wieder entsetzt wurden. Auch das Kaufhaus in Mainz hatte er gebaut. Es müßte sehr anziehend seyn, etwas Näheres von dem Privatleben dieses merkwürdigen Mannes und von seinem Charakter zu wissen; doch darüber beobachtet die Geschichte ein tiefes Schweigen. Zwar ein Zeitgenosse, Ottokar von Hornegk, beschuldigt ihn, daß er den Prinzen Johann zur Ermordung seines Oheims, König Albrechts, angereizt habe und nennt ihn auch an mehrern Orten einen bösen, ungetreuen, teuflischen Pfaffen, allein dieser Aussage fehlt alle Glaubwürdigkeit, denn der Chronist ist für das Haus Oestreich eingenommen, dessen Gegner Peter allerdings war.

d) Ludolf, eines Bauern Sohn.

Waren die beiden vorerwähnten Kirchenfürsten zwar auch ihrer Verdienste wegen, doch durch Mitwirkung des

Kaisers und des Papstes zu ihren hohen Würden erhoben, so gelangte Ludolf, eines Bauern Sohn aus Kroppenstädt im Halberstädtischen, 1192 ganz allein um seiner Gelehrsamkeit und Einsichten willen durch die freie Wahl des Kapitels auf den erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg. Sein Vater hatte ihn als Knabe in die Schule zu Halberstadt gegeben; daselbst that er sich durch seinen Fleiß und seine gute Fassungsgabe so sehr hervor, daß die Stiftsgeistlichen aufmerksam auf ihn wurden und ihn in seinen Studien unterstützten. Durch diese Unterstützung wurde es ihm möglich, nach Paris zu gehen, um dort an dem Hauptsitze aller Wissenschaften damaliger Zeit sich völlig auszubilden. Er erhielt dort auch Unterricht von dem heiligen Thomas von Canterbury und nahm den Doctorgrad an. Als er darauf in seine Heimath zurückkehrte, berief ihn der berühmte Erzbischof Wichmann von Magdeburg, einer der größten Kirchenfürsten seiner Zeit, der von Halberstadt her ihn kannte, zu sich, machte ihn zum Domherrn, dann zum Scholastikus und endlich zum Domdechant. In diesen Aemtern hatte er Gelegenheit, dem Erzstifte großen Vortheil durch seine Gelehrsamkeit zu verschaffen, denn in allen Rechtsstreitigkeiten des Stiftes wurde er zu Rathe gezogen, dagegen lernte er von seinem Gönner die Kunst, die Kirche und den Staat zu regieren. Als Wichmann hochbejahrt starb, da wußte das Kapitel keinen würdigern, ihn zu ersetzen, als Ludolf und so wurde er denn gewählt. Bei seiner Erhebung war er schon ziemlich alt und so außer allem Verhältniß fett, daß er kein Pferd mehr besteigen konnte. Dadurch wurde er aber nicht verhindert, kraftvoll zu regieren, auch führte er mehrere glückliche Kriege. Durch seine kluge Staatskunst vermehrte er die Besitzungen des Erzstiftes beträchtlich. Da er die Partei der Hohenstaufen gegen die Welfen

hielt, so erlangte er von den Kaisern reiche Schenkungen und da er stets einen gefüllten Schatz hatte und zum Kriege gerüstet war, so besaß er einen unbegrenzten Einfluß im Reiche, dem er es auch zu verdanken hatte, daß ihm die Markgrafen von Brandenburg die Altmark zu Lehn auftrugen. Vergeblich strebte der Papst ihn von König Philipps Partei abzuziehen, Ludolf verachtete den päpstlichen Bann und sandte dem König Philipp 30,000 Mann — ein Beweis, welche große Geld- und Streitkräfte ihm zu Gebote standen — wider den König Otto zu Hilfe. Der Papst, der sich überzeugt hatte, daß dieser mächtige Kirchenfürst weder durch Schmeicheleien, noch durch Drohungen sich von seiner Partei abwendig machen lasse und der zu seinem Schrecken gewahr wurde, daß seine Bannblitze wirkungslos von dem eisernen Sinne Ludolfs abprallten, wollte wenigstens den Schein seiner kirchlichen Obergewalt retten, er stellte sich, als ob er aus christlicher Milde dem Unbeugsamen verzeihe und lösete den Bann, ohne daß Ludolf einer Demüthigung bedurft hätte. Dieser Erzbischof bewies, daß auch bei Niedriggebornen hoher Sinn und bei Tiefgelehrten kühner Muth anzutreffen sey.

e) Dietrich Kagelwit.

Nicht weniger merkwürdig und glänzend ist die Laufbahn des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg, der im Jahr 1361 auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben wurde. Dietrich war Sohn eines Gewandschneiders, Namens Kagelwit aus Stendal und wurde von seinen Eltern in das Cisterzienser-Kloster Lehnin gethan, wo er anfangs Unterricht genoß, dann in den Orden trat und als Pater Kellner eine so gute Wirthschaft führte, daß er sich den Ruf eines umsichtigen Haushälters erwarb. Um seine Wirthschaftskenntnisse zu nutzen, nahm ihn der Bischof

Ludwig von Brandenburg in Dienst nnd durch diesen wurde er dem Kaiser Karl IV. bekannt, bei dem gute Haushalter ganz besonders in Ansehen standen. Der Kaiser nahm ihn in seine Dienste und übergab ihm ein Schloß in Böhmen zur Verwaltung, dessen Ländereien so unfruchtbar waren, daß der Kaiser nicht nur keine Einkünfte davon erhielt, sondern noch jährlich zur Unterhaltung des Schlosses Zuschuß geben mußte. Dietrich verbesserte in Kurzem die Wirthschaft und ersparte dem Kaiser die Ausgaben. Nun wollte sich Karl mit seinen eigenen Augen von der Klugheit Dietrichs überzeugen. Er besuchte ihn ganz unvermuthet mit seinem Hofstaat und verlangte, daß für ihn und die Seinen ein Mahl bereitet werde. Diese Aufgabe hatte ihre Schwierigkeiten, denn die einfache Speisekammer des Schloßverwalters war nicht darauf eingerichtet, einen so hohen Gast zu bewirthen, auch war die Zeit zu kurz, das fehlende aus andern Orten herbeizuschaffen und überdem mochte Karl die baaren Auslagen in den Rechnungen nicht wohl leiden. Doch Dietrich wußte sich zu helfen. Zu der Wirthschaft des Schlosses gehörte auch eine ansehnliche Heerde Schweine, diese ließ Dietrich schnell zusammentreiben, ihnen die Ohren und Schwänze abschneiden, solche auf verschiedene Art, theils gebraten, theils gesotten zurichten und setzte dem Kaiser und seinem Gefolge ein köstliches Mahl vor. Als Karl nun fragte, wie er so schnell diese mannigfaltigen Speisen hergenommen habe, da zeigte ihm Dietrich die verstutzten Schweine. Diese Probe von Wirthschaftlichkeit gefiel dem Kaiser so sehr, daß er ihn gleich an seinen Hof nahm und zum Verwalter seiner Staatseinkünfte machte. Dieses Glück blieb nicht unbeneidet; es fanden sich Verleumder, die ihn verklagten, daß er heimlich große Schätze sammle. Der Kaiser, der aber von seiner Treue überzeugt war, ließ ihn herbeirufen,

hielt ihm die Anklage vor und gebot ihm, Rechnung abzulegen. Er sagte darauf: seine Rechnung sey ganz kurz. Als er in des Kaisers Dienste gekommen sey, habe er nichts weiter als sein Ordenskleid und einen kleinen Zehrpfennig als Eigenthum gehabt, mehr besitze er auch noch jetzt nicht, was er sonst in seinem Gewahrsam habe, gehöre alles dem Kaiser. Durch diese Antwort brachte er seine Gegner zum Schweigen und die Gunst seines Gebieters blieb unverändert. Karl machte ihn zum obersten Kämmerer von Böhmen, dann zum Reichsverweser, verlieh ihm die Propstei zu Wischerad und das Bisthum Minden. Nun sammelte er von den vielen Einkünften seiner hohen Aemter allerdings Schätze, doch auf die rechtmäßigste Weise und nur um sie zu rechter Zeit zweck*mäßig* anzuwenden, denn obwohl er stets bei seiner einfachen Lebensweise blieb, war er doch durchaus nicht geizig. Da Karl diesen treuen und einsichtsvollen Mann gern in einem recht großen Wirkungskreise sehen wollte, so verschaffte er ihm das Erzbisthum Magdeburg. Dietrich machte sich gleich zu Anfang das Domkapitel dadurch geneigt, daß er die große Summe, die er dem Papste für das Pallium erlegen mußte, aus eigenen Mitteln bestritt. Seine Regierung gereichte dem Erzstift zu großem Vortheil, denn durch seinen guten Haushalt brachte er viele verschleuderte Güter an das Stift zurück, kaufte viele neue Gebiete an, schlichtete langwierige Streitigkeiten, hielt den Landfrieden aufrecht, sorgte für eine unparteiische Rechtspflege und zeichnete sich in Allem als ein wohlwollender und weiser Regent. In seinem Privatleben beobachtete er eine große Einfachheit, allein wo es darauf ankam, den Glanz als Reichs= und Kirchenfürst zu zeigen, da ließ er es an dem nöthigen Glanze nicht fehlen. In seinem Palaste ging er wie ein Mönch gekleidet, öffentlich aber erschien er mit

einem großen glänzenden Gefolge und ließ sich ein goldenes Kreuz auf einer silbernen Stange und ein Schwert vortragen. Als er die Domkirche zu Magdeburg einweihte, that er dieses mit einer solchen Pracht und gab ein so glänzendes Fest, daß er seine Zeitgenossen dadurch in Erstaunen setzte. Alle sächsische Fürsten, Prälaten und Herrn waren dabei gegenwärtig. An der feierlichen Tafel überreichte ihm der Fürst von Anhalt als Erbtruchses des Stiftes reitend die erste Schüssel mit Essen; den ersten Becher mit Wein reichte ihm der Herzog von Sachsen als Erbschenk des Stiftes dar. Eine große Menge der vornehmsten und edelsten Frauen nahmen Theil an dem Feste und wurden aufs köstlichste bewirthet. Es wurden Ritterspiele und andere Lustbarkeiten vier Tage lang gehalten und die Tausende von Gästen, die dem Feste beigewohnt hatten, zogen, des Erzbischofs prachtvolle Gastfreundschaft rühmend, von dannen. Ungeachtet seiner großen Ankäufe und vieler kostbaren Bauten hinterließ er große Reichthümer, die er aber alle durch ein Testament dem Stifte und den Armen hinterließ.

XXXVII. Der Breslauer Bierstreit.

Durch die im Jahre 1378 entstandene große Kirchenspaltung, die an vierzig Jahre lang währte, wurde auch in Deutschland eine große Gleichgiltigkeit gegen die kirchlichen Verordnungen und gegen die Religion selbst bewirkt, doch die Geistlichen selbst trugen durch den Mißbrauch, den sie von ihren Gerechtsamen und von ihrem Ansehen machten, viel dazu bei, diese Gleichgiltigkeit zu *vermehren*. Das war auch in Schlesien der Fall, woselbst die Geistlichkeit ihren schlechten Sitten, ihrer Habsucht und gemeinen Denkungsart wegen besonders geringgeschätzt wurde, wozu aber die Franziskaner auch nicht wenig beitrugen, denn diese fachten, um sich bei dem Volke in Gunst zu setzen, den Haß gegen die begüterte Geistlichkeit an, und wenn irgend eine Stadt oder Landschaft wegen Streitigkeiten mit der Priesterschaft mit dem Interdikt belegt wurde, so waren sie stets bereit, daselbst Gottesdienst zu halten. Nach dem Tode des Bischofs Pogarell im Jahre 1376 entstanden Streitigkeiten wegen der Bischofswahl und das Domkapitel ernannte endlich 1380 den Prinzen Wenzel von Liegnitz zum Administrator des Bisthums. Zu der Zeit stand das Schweidnitzer Bier in großem Rufe und der Breslauer Rath hatte das Auszapfen desselben im Stadtkeller zu einer Einnahmequelle für die Stadtkasse gemacht; dagegen ließen es sich die Vikarien an der Dom- und Kreuzkirche beikommen, Schweidnitzer Bier zu verzapfen, um dadurch den Stadteinkünften Abbruch zu thun.

Da verbot der Breslauer Rath, daß den Geistlichen Bier zugeführt werden dürfte und als Herzog Ruprecht von Liegnitz seinem Bruder, dem Domdechant Heinrich, einige Fässer Bier zum Geschenk machte, ließ der Rath solches in Beschlag nehmen. Der Administrator Wenzel belegte deßhalb, als ob die Breslauer sich an die Kirche selbst vergangen hätten, die Stadt mit dem Interdikt. Der Gottesdienst hörte nun, wie das in der Regel war, auf, woraus sich übrigens die Breslauer wenig machten; allein als 1381 der Kaiser Wenzel nach Breslau kam, um sich daselbst huldigen zu lassen, da entstand doch einige Verlegenheit, weil diese Ceremonie nicht ohne gottesdienstliche Gebräuche vollzogen werden konnte. Wenzel versprach eine unpartheiische Untersuchung des Streites, verlangte dagegen, daß während seiner Anwesenheit der Gottesdienst gehalten werden sollte. Doch vergebens; das Domkapitel wollte vorher Genugthuung. Der Abt Johann vom Sandstift wurde nun als Gefangener auf das Rathhaus gebracht und seine Mönche verließen die Stadt; der Abt Vincenz auf dem Elbing entfloh aber mit allen seinen Klosterbrüdern nach Polen. Kaiser Wenzel ließ nun das Vincenzkloster und das dazu gehörige Dorf Eckersdorf plündern und darauf gab er die Häuser der Domherrn und das Sandstift seinen böhmischen Kriegern zur Plünderung Preis. Die Böhmen vereinigten sich mit dem Pöbel, verwüsteten die Gebäude, zerschlugen Fenster, Thüren und Oefen, raubten alle Kostbarkeiten und schwelgten in den großen Vorräthen von Wein und Lebensmitteln. Den köstlichsten Theil dieser Beute nahm der Kaiser für sich selbst und hielt ein großes Gastmahl davon. Von den geistlichen Gütern wurde alles Vieh weggetrieben, große Heerden gingen nach Böhmen, das Uebrige wurde um einen Spottpreis verkauft. Die betrunkenen Krieger kleideten sich in die

Meßgewänder und zogen lärmend durch die Straßen. Wenzel ließ die Güter der Kirche mit Abgaben belegen. Als der Administrator und die Domherrn inne wurden, daß ihre Widersetzlichkeit zu ihrem eigenen Schaden gereiche, da kehrten sie nach Breslau zurück und knüpften Unterhandlungen an. Sie hoben das Interdikt auf, begaben sich aller Anforderungen auf Entschädigung für ihre Verluste und erhielten die Erlaubniß, für sich und die Ihrigen Bier zu schenken, doch mit dem Beding, es an keinem Einwohner von Breslau zu verkaufen.

XXXVIII.

Versuche der deutschen hohen Priesterschaft, sich der Abhängigkeit von dem römischen Hofe zu entledigen.

Seit dem Untergange der Hohenstaufen war der Einfluß und die Gewalt des römischen Hofes in Deutschland fest begründet und bei weitem größer geworden, als in irgend einem andern europäischen Lande. Der Zwiespalt der Fürsten mit den Kaisern hatte hauptsächlich dazu beigetragen. Die größern Reichsfürsten und besonders die geistlichen fanden stets, wenn sie mit dem Reichsoberhaupte in Streit geriethen, einen Rückhalt bei dem Papste, wogegen dieser wieder sich mancherlei Eingriffe in die bischöfliche Rechte erlaubte; trat aber der Papst in seltenen Fällen auf die Seite des Kaisers, so gab dieser wiederum zum Lohne dafür die Gerechtsame der geistlichen Fürsten preis. So kam es denn, daß der Papst sich die Besetzung vieler Pfründen, die Einmischung in die Bischofswahlen, die sonst den Bischöfen zustehenden Dispensationen und besonders die Annaten zueignete, auch eine Menge Streitsachen, die sonst von den Bischöfen entschieden worden waren, vor seinen Stuhl zog. Deutschland war für die römische Kurie eine Goldgrube geworden und die Einkünfte des Papstes von diesem Lande überstiegen die des Kaisers bei weitem. Nachdem auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz die Abstellung aller kirchlichen Mißbräuche zwar zur Sprache gekommen, aber nicht bewirkt worden war, sollte dieses

endlich auf der Kirchenversammlung zu Basel zur Ausführung gebracht werden. Der Papst Eugen IV. that alles Mögliche dagegen, um eine Reformation der Kirche zu verhindern und hatte eine starke Partei, zu welcher vornämlich die italischen und spanischen Geistlichen gehörten, gewonnen; dennoch drang eine Gegenpartei, aus französischen und deutschen Geistlichen bestehend, an deren Spitze der Kardinal von Arles stand und für die besonders der Archidiakonus von Lüttich, Nikolaus von Cusa und der Italier, Aeneas Sylvius Piccolomini, stritten, durch; die höchste Gerichtsbarkeit einer allgemeinen Kirchenversammlung wurde anerkannt, die unentgeldliche Bestätigung der Bischöfe festgesetzt und die Annaten, Reservationen, Dispensationen, Ertheilung von Pfründen und eine Menge anderer nur auf Geld berechneten päpstlichen Anmaßungen wurden abgeschafft. Die deutschen Reichsstände nahmen am 26. März 1439 die Reformationsdekrete der Baseler Kirchenversammlung förmlich an, doch als im weitern Verlauf des Streites der päpstlichen Partei mit der Gegenpartei Eugen IV. für abgesetzt erklärt und statt seiner der Herzog Amadeus von Savoyen als Felix V. von der Kirchenversammlung zum Papste erhoben wurde, da erklärten die deutschen Fürsten sich für neutral und wollten sich weder für die eine, noch für die andere Partei entscheiden, bis die Sache unter den Streitenden ausgeglichen seyn würde. Doch nahmen sie allerdings die Reformationsdekrete als unerläßlich an. Damals war die deutsche Kirche auf dem Wege ihrer Unabhängigkeit, gleich der französischen und in einem noch größern Umfange zu behaupten und wäre dieses geschehen, so ist auch kein Zweifel, daß die deutsche Geistlichkeit sich nach und nach reformirt und ihrer Bestimmung angemessen gelebt und gewaltet haben würde. Daß dieses nicht geschah, bewirkte

vornämlich der berühmte Italier Aeneas Sylvius Piccolomini, durch dessen Umtriebe die deutsche Kirche aufs Neue in die schmählichen Fesseln des römischen Hofes geschlagen wurde. Es wird nicht überflüssig seyn, von der Herkunft und den Verhältnissen dieses für Deutschland so wichtigen Mannes Einiges mitzutheilen.

Aeneas Sylvius stammte aus einem alten römischen Geschlechte in der Gegend von Siena und mußte wegen der Armuth seiner Eltern bis zum 18. Jahr auf dem väterlichen Landgute Corsignano Feldarbeiten verrichten. Durch Unterstützung seines Verwandten wurde es ihm darauf möglich, sich in Siena den Wissenschaften zu widmen. Er studirte die Alten, machte große Fortschritte in der Beredsamkeit und Dichtkunst und legte sich dann auf die Rechtswissenschaft. Darauf wurde er der Geheimschreiber des Kardinal Capranica und kam mit demselben auf die Kirchenversammlung nach Basel. Hier vertheidigte er mit großem Eifer die Kirchenfreiheit gegen den Papst und seinen Talenten hatte er es zu danken, daß ihn die Kirchenversammlung zu ihrem Geheimschreiber, dann zum Vorsteher der Kanzlei und zum Mitgliede des Ausschusses erwählte. Obgleich er eine lockere Lebensweise führte, erwarb er sich doch viele Freunde, unter denen auch der Kardinal Julian Cesarini. Als Herzog Amadeus zum Papst gewählt worden war, so überbrachte er ihm die Botschaft von der Wahl und wurde von demselben zum Geheimschreiber angenommen. Der Papst sandte ihn mit andern zur Krönung König Friedrichs nach Aachen; daselbst wurde er den kaiserlichen Räthen bekannt und erhielt besonders die Gunst des Bischofs Sylvester von Chiemsee. Der Erzbischof Jakob von Trier stellte ihn dem Kaiser zu Frankfurt vor, der ihn zum Dichter krönte und auf den Rath des Bischofs von Chiemsee in seine Dienste nahm. Nun wurde der

Kanzler Schlick sein Gönner und Freund und befestigte ihn in der Gunst des Kaisers. Er besaß eine große Menschenkenntniß, viele Gewandtheit in Unterhandlungen, aber auch einen grenzenlosen Eigennutz. Er würde aber ohne Zweifel dem Kaiser Friedrich große Dienste geleistet haben, wenn er diesen trägen Fürsten zum selbstständigen und kräftigen Handeln hätte bewegen können; da die Lässigkeit desselben dem ehrgeizigen Italier aber keinen ehrenvollen Wirkungskreis verhieß, so warf er seine Blicke nach Rom und beschloß für den päpstlichen Stuhl zu wirken.

Bevor Aeneas sich dem Papste ergab, schloß er sich an die neutrale Partei der Deutschen an und rieth, daß zu Beilegung des Streites zwischen der Kirchenversammlung und Eugen eine neue Kirchenversammlung in einer deutschen Stadt zusammenberufen werden sollte. Diesen Vorschlag verwarf sowohl die Kirchenversammlung zu Basel, als auch Eugen, der die von ihm nach Florenz zusammenberufene Kirchenversammlung nach Rom verlegt hatte. Aeneas wurde im Jahre 1444 von dem Kaiser Friedrich nach Rom gesandt, um von dem Papst Eugen die Genehmigung einer allgemeinen Kirchenversammlung zu bewirken. Der Papst, der den Aeneas nur als seinen heftigsten Gegner kannte, ließ ihm zu Siena verbieten, nach Rom zu kommen. Aeneas achtete als kaiserlicher Gesandter dieses Verbotes nicht, auch war er schon gewiß, den Papst zu seinem Freunde zu machen. Ein Freund von ihm, der Kardinal Landrioni, machte den Papst darauf aufmerksam, daß Aeneas ein taugliches Werkzeug zur Befestigung seiner Macht werden könne. Nun entband ihn Eugen von allen Kirchenstrafen und Aeneas bekannte, daß er in seinem Streite für die Kirchenfreiheit geirrt habe, jetzt aber seinen Irrthum erkenne und künftig sich dem Dienste des Papstes widmen wolle. Papst Eugen

ernannte ihn zu seinem Geheimschreiber und er diente fortan zweien Herrn.

Kühn gemacht durch seine neuen Verbündeten, doch ohne dessen Rath wollte Eugen die päpstliche Macht in Deutschland mit aller Strenge behaupten und glaubte die Deutschen durch Schrecken in Unterwürfigkeit zu erhalten. Er verfügte daher eine Absetzung der Erzbischöfe Jakob von Serk von Trier und Dietrich von Meurs von Köln und ernannte am 8. Februar 1445 den Bischof Johann von Cambray, einen uneheligen Bruder des Herzogs Philipp von Burgund, zum Erzbischof von Trier und den Prinzen Adolf von Kleve, einen Schwestersohn des Herzogs von Burgund, zum Erzbischof von Köln. Eine solche Anmaßung des Papstes war noch nie erhört worden, dennoch dachte der unthätige Kaiser Friedrich nicht daran, sich dagegen aufzulehnen. Nicht so ruhig duldeten diese den Deutschen widerfahrene Schmach die Kurfürsten; sie versammelten sich im März 1446 zu Frankfurt, schlossen einen neuen Kurverein und faßten den Beschluß, daß Papst Eugen die Obergewalt der allgemeinen Concilien über den Papst anerkennen, die Schlüsse der Baseler Kirchenversammlung genehmigen und alle seit der Neutralität des deutschen Reiches unternommene Neuerungen aufheben, auch eine neue Kirchenversammlung spätestens bis zum Mai des folgenden Jahres nach Kostnitz, Straßburg, Worms, Mainz oder Trier ausschreiben solle, widrigenfalls sie die Baseler Kirchenversammlung für rechtmäßig anerkennen und die Beschlüsse derselben, auch selbst ohne den Beitritt des römischen Königs durchsetzen würden. Diese Beschlüsse sollten geheim gehalten und dem Papste nur gewisse Forderungen vorgelegt werden, damit, wenn er, wie vorauszusehen, sich weigerte, sie zu erfüllen, ihm sogleich der Gehorsam aufgekündigt werden könnte. Doch konnten die

Kurfürsten nicht unterlassen, dem Könige Friedrich unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihr Vorhaben mitzutheilen, der aber vertraute das Geheimniß dem Aeneas an und sandte ihn sogleich nach Rom, um den Papst zu warnen und zum Wiederruf der gegen die Erzbischöfe ausgesprochenen Absetzung zu bewegen. Aeneas eilte, um den Gesandten der Kurfürsten noch zuvorzukommen.

An der Spitze der kurfürstlichen Gesandtschaft stand der Rathssyndikus von Nürnberg, Gregor von Haimburg, der mit großer Umsicht gewählt worden war, um den Papst zu ärgern und ihm die Gesinnungen der Deutschen recht augenscheinlich darzustellen. Haimburg war ein berühmter Rechtsgelehrter, dabei ein freimüthiger, dreister, wohlberedter Mann und ein heftiger Gegner des Papstthums. Er hatte eine Schrift herausgegeben, worin er die weltliche Herrschaft der Priester für schrift- und vernunftwidrig erklärte, das Papstthum geradezu die Babylonische Hure nannte und die Deutschen aufforderte, aus ihrer Trunkenheit zu erwachen und sich der Fesseln der römischen Kurie zu entledigen. Er sprach mit großer Dreistigkeit vor dem Papste, der, wenn er nicht bereits von Aeneas gewarnt worden wäre, sicher seinem Zorn freien Lauf gelassen und dadurch alles verdorben haben würde. Haimburg sagte: „Die Reichsfürsten, unter sich einig und wohlberathen, haben mit großem Unwillen die Entsetzung der beiden Erzbischöfe vernommen und fordern die Aufhebung dieses unziemlichen Spruches. Sie verlangen ferner die Anerkennung des Ansehens der Concilien und die Abhilfe der von den Deutschen geführten Beschwerden. Die Kurfürsten wollen auf dem 1. September zu Frankfurt über diese Angelegenheiten berathschlagen und nachdem die Antwort seiner päpstlichen Heiligkeit ausfalle, ihre Maßregeln ergreifen.“ Eugen antwortete nur kurz, ver-

sicherte, daß er den Deutschen wohlwolle und nur für ihr Bestes sorge, da die Angelegenheiten aber bedeutend seyen, so müsse er seine Antwort bis nach reiferer Ueberlegung zurück halten. Diese gemäßigte Antwort hatte der Papst auf den Rath des Aeneas gegeben, der das sonst ziemlich unlenksame Kirchenoberhaupt zu überzeugen gewußt hatte, daß eine rauhe, gebieterische Antwort die Kurfürsten gegen ihn aufbringen und ganz Deutschland von ihm abwendig machen würde; daher hatte er gerathen, die Absetzung der beiden Erzbischöfe zu widerrufen, im Uebrigen aber die Gesandten mit zweideutigen Worten abzuspeisen und statt eine klare Entscheidung zu geben, Unterhandlungen anzuknüpfen, bei welchen, wenn sie in die Länge gezogen würden, die Deutschen sehr leicht zu überlisten wären. Diese listigen Rathschläge befolgte Eugen pünktlich und der Ausgang bewies, daß Aeneas den Vortheil des päpstlichen Hofes wohl im Auge behalten und für ihn vortrefflich gesorgt hatte.

Gregor von Haimburg drang mit Ungestüm auf eine bestimmte Antwort, da ihm das Zögern des päpstlichen Hofes verdächtig vorkam. Um den Künsten der römischen Kurie auszuweichen, erklärte die deutsche Gesandtschaft, daß sie zum Unterhandeln keine Vollmacht habe, sondern bloß die einfache Antwort des Papstes empfangen solle. Darauf wurde sie von dem Papste beschieden, da es der Gesandtschaft an einer Vollmacht zu unterhandeln fehle, so würde der Papst eigene Gesandte nach Deutschland schicken, um dort an Ort und Stelle zu verhandeln. Durch diese Wendung wurde den Kurfürsten der Vorwand genommen, mit dem Papste zu brechen. Der Papst fertigte auch sogleich eine Gesandtschaft nach Deutschland ab, die aus dem Bischof von Bologna, Thomas von Sarzano, einem spanischen Geistlichen, Johann Carjaval, und dem

Archidiakonus Nikolaus von Cusa bestand. Dieses waren ausgezeichnet kluge und in den Künsten der Unterhandlung bewanderte Männer, die das Geschäft, die Deutschen wiederum in das Joch der römischen Dienstbarkeit zurückzuzwingen, vollbringen sollten; schwerlich aber würden sie, ihrer List und Gewandtheit ungeachtet, ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht Aeneas Sylvius sie dabei unterstützt hätte.

Die Fürstenversammlung wurde am 1. September 1446 zu Frankfurt eröffnet und die Frage kam zur Verhandlung, ob Deutschland noch ferner dem römischen Stuhl unterworfen seyn oder zu Folge der Baseler Beschlüsse die kirchliche Unabhängigkeit behaupten sollte. Außer der päpstlichen Gesandtschaft war auch die der Baseler Kirchenversammlung erschienen, an deren Spitze der Kardinal Ludwig von Arles stand. Die drei geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgraf waren persönlich anwesend, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ließen sich durch Gesandte vertreten; auch der römische König war nicht anwesend, statt seiner erschienen die Markgrafen Albrecht Achill von Brandenburg und Jakob von Baden, die Bischöfe von Augsburg und Chiemsee, der Kanzler Caspar Schlick und Aeneas. Da Friedrich nicht offenbar als ein Gegner der Kurfürsten auftreten durfte, so hatte er seiner Gesandtschaft aufgetragen, den Bund der Kurfürsten zu trennen und einige Glieder desselben auf die päpstliche Seite zu ziehen. Wenn dieses gelänge, so sollten sich die Gesandten sogleich für Eugen erklären. Die Kurfürsten blieben aber fest vereinigt und äußerten, daß sie auch ohne den König sich wider Eugen erkären würden. Der Kardinal von Arles wollte nun als Legat der Kirchenversammlung auftreten; die kaiserlichen Gesandten setzten sich dawider, behaupteten, dieß sey ein Bruch der Neutralität und drohten, sich fortzubegeben. Da erklärte der Kurfürst von Trier, daß diejenigen, die die Gesandten

des Eugen, dieses Feindes der Deutschen, zulassen und die Botschafter und Kirchenversammlung wegweisen wollten, seyen Verräther und Feinde des Vaterlandes. Als auf diese Weise die päpstliche Partei überwunden war, da steckte sie sich hinter das Volk und wiegelte es mit der Vorspiegelung, daß es seine Pflicht sey, die Sache des Kaisers zu vertheidigen, auf. Die Frankfurter Bürger erklärten, sie hätten dem römischen Könige, nicht aber den Kurfürsten Treue geschworen und würden daher auch nur dem erstern gehorchen. Nun durfte der Kardinal nicht als Gesandter auftreten. Dennoch hatte die Papstpartei noch nichts gewonnen, denn die Kurfürsten hielten fest beisammen und Gregor von Haimburg gab durch seine Darstellung, wie der römische Hof die Deutschen durch seine List bei dem Narrenseile herumführen wolle, der Erbitterung der Fürsten neue Nahrung. Vergebens bemühete sich Aeneas durch seine Betheurung von den friedfertigen Absichten Eugens und von seiner milden Denkungsart die Kurfürsten einzuschläfern, sie gaben seinen Worten kein Gehör und nachdem die Fürstenversammlung schon 14 Tage ihre Sitzungen gehalten hatte, war noch für die päpstliche Partei nichts gewonnen. Auch der Kurfürst Diether von Mainz, auf dessen Schwäche so viel gerechnet worden war, wankte nicht, denn sein Generalvikar, Johann von Lysura, der den Kurverein gestiftet hatte, erhielt durch seinen Einfluß ihn standhaft.

Nun versuchte der listige Aeneas noch das letzte Mittel, durch Bestechung die Verfechter der deutschen Kirchenfreiheit zum Schweigen zu bringen und dieses gelang. König Friedrich schoß zu dem Zweck 2000 rheinische Goldgulden vor, damit wurden die vier Mainzischen Räthe bestochen und der feile Lysura verkaufte für elende 500 Gulden die Kirchenfreiheit der Deutschen und den Dank, den ihm die

Deutschen für alle Zeiten schuldig geworden wären, gab er um den schmählichen Sündensold hin. Dieses bewirkte Aeneas Sylvius. Er war es, der die Fesseln der deutschen Kirche schmiedete, in denen sie bis zum heutigen Tage schmachtet. Der Kurfürst von Mainz wurde nun völlig umgestimmt, da er aber doch sich ein Gewissen daraus machte, den dem Kurverein geleisteten Eid zu brechen, so ließ sich Aeneas die Urkunde des Kurvereins geben und brachte sie in eine neue Gestalt, so daß alles, was dem Papste nachtheilig war, daraus weggelassen und durch andere zweideutige Worte ersetzt wurde. Zwar widersprachen Trier, Köln und Sachsen und Kurpfalz blieb unentschieden, aber der römische König, der Hochmeister des deutschen Ordens, Salzburg, Magdeburg und mehrere Reichsfürsten waren unter der Zeit gewonnen worden und stimmten dem Kurfürst von Mainz bei. Die Wichtigkeit dieses Sieges des Papstthums über die deutsche Kirche wurde in Rom nicht erkannt, eine Partei unter den Kardinälen fand, daß den Deutschen noch zu viel eingeräumt worden sey und als die deutsche Gesandtschaft, den Aeneas und Lysura an der Spitze, in Rom ankam, da mußte sie die Bestätigung des Papstes noch als eine große Gnade erbitten und viele Mühe anwenden, um die Kardinäle zum Beitritt des Friedens zu bewegen. Eugen IV. war bereits dem Tode nahe und Aeneas beschleunigte daher die Verhandlungen. Endlich wurden vier Bullen ausgefertigt, worin Eugen versprach, die abgesetzten Erzbischöfe wieder einzusetzen, sobald sie ihm die Obedinz geleistet haben würden. Die während der Neutralität in Deutschland getroffenen kirchlichen Veranstaltungen wurden vorläufig anerkannt, eine Kirchenversammlung aufs neue zu halten versprochen, doch nur im Fall der Einwilligung anderer Könige und Fürsten. Die Baseler Dekrete wurden endlich

mit dem Beding angenommen, daß der Papst für die an die Deutschen abgetretenen Rechte entschädigt werde, doch auch nur auf so lange, bis unter Vermittelung des römischen Königs ein Vergleich darüber getroffen wäre, zu welchem Zweck er einen Legaten nach Deutschland senden würde. Wie wenig Wesentliches hierdurch auch den Deutschen eingeräumt worden war, so ließ Eugen doch noch heimlich eine Verwahrungsurkunde ausstellen, worin er alles das für nichtig erklärte, was er etwa gegen den Vortheil des römischen Stuhles eingeräumt haben könnte.

Papst Eugen IV. überlebte den erhaltenen Triumph über die Deutschen nur 16 Tage. Zu seinem Nachfolger wurde der Bischof von Bologna, Thomas von Sarzana, der bei der päpstlichen Gesandtschaft in Deutschland gewesen, als Nikolaus V. zum Papste erhoben. Er zeigte sich bei dem Antritt seiner Regierung sehr gemäßigt, denn als ihm deutsche Gesandte zu seiner Wahl Glück wünschten, so sagte er: „Die Päpste haben allerdings zu weit gegriffen, als sie den Bischöfen die Gerichtsbarkeit gänzlich nahmen, dagegen haben die Baseler die päpstlichen Rechte zu sehr geschmälert; doch wer unrecht thut, muß unrecht leiden. Mein Vorsatz ist, die bischöflichen Rechte nicht zu berauben, denn dadurch, daß ich Anderer Rechte schone, sichere ich die meinigen." Er bestätigte die Zusagen seines Vorgängers und sandte den Kardinal Johann von Carjaval zur Verhandlung wegen der Entschädigung nach Deutschland.

Eine solche Mäßigung war nöthig, um die Deutschen zu beruhigen, denn die Kurfürsten von Trier, Köln, Pfalz und Sachsen, die dem Frankfurter Schlusse nicht beigetreten waren, schlossen am 28. Juni 1447 zu Bourges mit dem König Karl VII. von Frankreich ein Bündniß, nach welchem sie weder die Schlüsse der Baseler Kirchen=

versammlung, noch der römischen gelten lassen wollten. Um diesen Versuch zur Rettung, die deutsche Kirchenfreiheit zu hintertreiben, zeigte sich Aeneas Sylvius abermals thätig. Er bereisete die Höfe der deutschen Fürsten, um sie für die päpstliche Partei zu gewinnen und es gelang ihm, die Kurfürsten von Köln und von der Pfalz, den Grafen von Würtemberg, die Bischöfe von Worms, Speier und Straßburg der deutschen Sache abwendig zu machen. Auf einer Fürstenversammlung, die im Juli 1447 zu Aschaffenburg gehalten wurde, setzte Aeneas die Anerkennung Nikolaus V. durch und bewog die Fürsten, ihm eine Entschädigung für die verlornen Einkünfte zuzugestehen, die auf dem nächsten Reichstage festgesetzt werden sollte. Ehe aber noch ein Reichstag zu Stande kam, schloß der Kaiser mit dem päpstlichen Legaten am 17. Februar die Wiener Konkordaten ab. Diese waren weiter nichts, als die Erneuerung der Kostnitzer Konkordate, mit einigen zum Vortheil Roms gemachten Veränderungen. Die Annaten, Reservationen ꝛc. wurden dem Papste aufs neue zugestanden. Kaiser Friedrich hatte im Namen des Reiches und der Kurfürsten diese Konkordate geschlossen, doch hatten die Fürsten ihre Einwilligung dazu nicht gegeben und mußten später durch päpstliche Bewilligungen einzeln gewonnen werden. Das gelang denn auch und so wurde denn das Joch aufs neue befestigt, welches die Deutschen bei größerer Einigkeit und Vorsicht sicher für immer abgeworfen hätten.

XXXIX. Eroberung von Mainz durch Erzbischof Adolf von Nassau.

Die Stadt Mainz stand in der höchsten Blüthe ihres Wohlstandes und war auf dem Wege, sich reichsfrei zu machen, als die unheilvolle Fehde zwischen den Erzbischöfen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau begann, in welche die Stadt verwickelt und durch welche ein schreckliches Unheil über sie gebracht wurde. Erzbischof Diether war von dem Papst Pius II. entsetzt und statt seiner Adolf von Nassau auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben worden, weil ersterer sich den päpstlichen Anmaßungen widersetzt und überdem geweigert hatte, die doppelten Annaten nach Rom zu senden. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz hatte in der Schlacht bei Seckenheim Adolf und seine Verbündeten völlig besiegt und den Erzbischof Diether wiederum auf den erzbischöflichen Stuhl zurückgeführt. Beide befanden sich in Mainz und verabredeten die Maßregeln, um Adolfs Partei für immer sich unschädlich zu machen. Dieser hatte sich unterdeß in den Rheingau zurückgezogen und schmiedete daselbst Anschläge, um das mit List zu erreichen, was ihm durch Gewalt nicht gelungen war. Zur Ausführung seines Planes bediente er sich eines Kriegers des Grafen von Veldenz, Namens Heinrich von Hechtsheim, der die Schwester des Rechenmeisters Sternberg in Mainz zur Frau hatte. Durch diese kam er in Bekanntschaft mit mehrern angesehenen Bürgern und Rathsherrn, die er zu überreden wußte, daß sie von der Partei Diethers abfielen und einen heimlichen Verrath anspannen,

um die Stadt Adolf von Nassau zu überliefern. Der Verrath kam zu Stande und der 28. October 1462 wurde als der Tag festgesetzt, an welchem die verrätherischen Bürger die Wache am Gauthor übernehmen und Adolfs Krieger heimlich in die Stadt lassen sollten. Diese zogen zur Nachtzeit unter Anführung des Grafen von Veldenz über den Linsenberg und vertheilten sich dann zwischen das Gau- und Münsterthor. Unaufgehalten gelangten sie über den Graben bis an die Stadtmauer, da wäre aber doch ihr Unternehmen durch einen Zufall mißlungen, wenn die Verräther ihnen nicht die Thore offen gehalten hätten; denn auf der Mauer saß eine große Eule, diese breitete die Flügel aus und machte damit ein solches Geräusch, daß die Krieger sie für eine Wache hielten, sich entdeckt *glaubten* und schon umkehrten. Doch die an den offenen Thoren ihrer harrenden Verräther benahmen ihnen ihren Irrthum. Unaufgehalten gelangten sie bis um 5 Uhr in die Stadt und schoben Wagen und Karren vor sich her, um im Nothfall einen Hinterhalt zu haben. Beim weitern Vordringen bemerkten die Bürger endlich den Ueberfall und nun fingen sie an zu stürmen und Lärm zu blasen. Jeder griff zu den Waffen und lief an seinen Posten und zu seinem Hauptmann. Die dem Gauthor zunächst waren, rückten gleich vor, um die Feinde zu vertreiben, die noch immer von den Wagen gedeckt langsame Fortschritte machten, doch als sie bemerkten, daß nur ein kleiner Theil der Bürger ihnen entgegenstand, da drangen sie vor bis zum Thiermarkt. Unterdeß hatten sich mehrere Bürger versammelt, die sich auf die Feinde warfen und sie zurücktrieben und schon viele Gefangene machten. Bereits waren die Feinde bis zum Gauthor zurückgedrängt und im Begriff, die Flucht zu ergreifen, als ein anderer Haufe

Feinden durchs Münsterthor eindrang und die Häuser

in der Schustergasse und auf dem Speisemarkte in den Brand steckte. Wie nun die Bürger ihre Häuser in Flammen, Hab und Gut in Gefahr sahen, da verließ sie ihr Muth und viele liefen zurück, um die Ihrigen zu retten. Der Bürgermeister Dymerstein war tödtlich verwundet, der Hauptmann Furth todt auf dem Platze geblieben; nun nahm Schreck und Furcht überhand, die Verwirrung wurde allgemein; das benutzten die Feinde und drangen wieder vor und alle Möglichkeit, die Stadt zu retten, war nun verloren. Der Hauptplan Adolfs gelang ihm indessen doch nicht; er wollte seinen Gegner Diether und den Kurfürsten Friedrich, die sich gerade in Mainz befanden, aufheben lassen, glücklicherweise hatten beide früh genug den Lärm vernommen und sich durch die Flucht gerettet. Sie sammelten schnell dreihundert Reiter und hundert und funfzig Schweizer und eilten den bedrängten Bürgern zu Hilfe. Aber erst um drei Uhr des Nachmittags gelangten sie zur Stadt, in welcher die Bürger, angeführt von ihrem wackern Bürgermeister Faust, einem Vetter des Miterfinders der Buchdruckerkunst, noch immer mit Adolfs Söldnern kämpften. Gestärkt durch den Beistand der pfälzischen Krieger begannen die Mainzer schon die Adolfischen zurückzudrängen, da wandten sich die feindlichen Hauptleute an die Bürger, die zur Rettung ihrer Habe nach ihren Häusern geeilt waren, verhießen ihnen den Schutz und die Gnade des neuen Erzbischofs und machten sie von den übrigen abwendig. Die Wachen wurden unter Androhung, daß bei längerm Widerstande ihre Häuser geplündert werden sollten, genöthigt, die Thore zu übergeben und nun, da überdem nach des Bürgermeisters Faust tödtlicher Verwundung den Bürgern ein Anführer fehlte, nahm jeder Widerstand ein Ende. Dreihundert Mainzer hatten in diesem Kampfe ihr Leben eingebüßt.

Am folgenden Tage hielt Erzbischof Adolf seinen Einzug in Mainz, nicht wie ein Landesherr, sondern gleich dem Eroberer einer feindlichen Stadt. Die Bürger mußten sich auf seinem Befehl auf dem Thiermarkte versammeln und ihre Freibriefe ausliefern, die er vor ihren Augen verbrennen ließ. Die namhaftesten Bürger, die für Diether gestritten hatten, wurden aus der Stadt verbannt und ihre Häuser der Plünderung preisgegeben. Das reichgefüllte Kaufhaus ließ Adolf völlig ausleeren und den Waarenvorrath unter seine Hauptleute vertheilen. Durch diesen Raub, durch die Plünderung und den Brand hatten viele Bürger ihr Vermögen verloren, viele waren verbannt, viele verließen mit ihrer Habe die Stadt und ließen sich in Frankfurt nieder. Mainz, welches beinahe freistädtische Rechte genossen hatte, mußte dem Erzbischofe huldigen und verlor seine Freiheit und damit auch seine politische und Handelswichtigkeit völlig. Diese Eroberung hatte aber noch in anderer Hinsicht wichtige Folgen für ganz Europa. Mainz war damals beinah noch der einzige Sitz der Buchdruckerei und diese Kunst wurde als ein Geheimniß getrieben. Nach der Eroberung wanderten die Buchdrucker aus und theilten andern Ländern ihre Kunst mit, die nun ein Gemeingut aller christlichen Völker wurde und der Aufklärung und Wissenschaft in Europa einen neuen Aufschwung gab.

XL. Die Erscheinungen im Predigerkloster zu Bern.

Das Mönchsleben war, mit wenigen Ausnahmen, etwas Unnatürliches, der Bestimmung der Menschheit Widersprechendes, daher denn auch nur Verkehrtes, Widersinniges und Frevelhaftes daraus hervorgehen konnte. Zwar werden von den Vertheidigern des Klosterlebens eine Menge Verdienste der Mönche aufgezählt, als: Verbreitung einer bessern Bodencultur, Pflege der Wissenschaften, Erhaltung der Werke der Klassiker u. s. w.; allein dieser Ruhm ist wenigstens höchst zweifelhaft. Karl der Große ließ seine hundert und dreißig Landgüter nicht durch Mönche bewirthschaften und doch wurde darauf der Acker-, Wein- und Gartenbau vortrefflich betrieben. Kann den Mönchen in den ersten dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters die Pflege der Wissenschaften nicht abgesprochen werden, so ist dabei doch nicht zu übersehen, daß die Araber in Spanien ungleich mehr dafür gethan haben und von dem eilften Jahrhunderte ab die Hochschulen in Italien und Frankreich. Was endlich die Erhaltung der Werke der Klassiker durch die Mönche betrifft, so dürfte das Verdienst sehr verkleinert werden, wenn in Betracht gezogen wird, daß gerade auch Mönche es waren, die so viele Codices verlöschten, um das Pergament zum Abschreiben ihrer sinnlosen Legenden zu benutzen; ja die Mönche eines Klosters trieben nach Johann von Trittenheim ihren Frevel gegen die Wissenschaft so weit, daß sie die Blätter von den Manuscripten der Klosterbibliothek dazu verwandten, die Braten damit zu umwickeln,

damit solche von dem Feuer nicht zu stark gebräunt würden. Ist aber der Nutzen, den die Mönche in früherer Zeit gestiftet, zweifelhaft, so ist der große Nachtheil, den sie der menschlichen Gesellschaft verursacht, um so augenscheinlicher. Die Absonderung von der Welt ist schon an und für sich in den meisten Fällen ein Verbrechen, denn jeder Mensch hat Pflichten gegen die Gesellschaft und die Ursache der Mönche, sich der Welt zu entziehen, war entweder eine nichtsnutzige Frömmelei oder ein tadelnswerther Egoismus. Dann aber entäußerten sich die Mönche in ihrer Abgeschiedenheit aller bessern menschlichen Eigenschaften, die nur durch den Umgang mit Menschen im Weltleben gedeihen. Die Theilnahme an dem Schicksale ihrer Mitmenschen, Liebe, Freundschaft, Milde, Mitleid, ja sogar die Vaterlandsliebe blieben ihnen fremd; ihr Kloster war ihre Welt und darin so bequem, herrlich und schwelgerisch zu leben, als nur möglich, ihre einzige Sorge. Ihre Frömmigkeit ging bei ihnen in geistlosen Cermoniendienst unter; Selbstsucht und geistlicher Stolz verleitete sie zu den unwürdigsten Täuschungen, zu Betrügereien und Verbrechen aller Art und für die herbe Entsagung der Liebe und Freundschaft, der Gatten- und Vaterfreuden und einer ehrenwerthen Thätigkeit zum Wohle der Menschheit entschädigten sie sich durch Sinnengenuß. Da die Nächsten-, Menschen- und Bruderliebe von den Klostermauern ausgeschlossen blieb, so wurde die Mehrzahl der Mönche von einer unüberwindlichen Zanksucht beseelt und aus Mangel an wichtigen Gegenständen, mitunter wohl von der leidigen Langeweile getrieben, haderten sie oft über die unwürdigsten, sogar lächerlichsten Gegenstände und erregten deßhalb weitgreifende Unruhen. Daß unter diesen Umständen die Klöster Freistätten des Aberglaubens, des Unsinnes aller Art und auch der gröbsten Verbrechen waren, ist sehr natürlich.

Einen Beleg zu dem eben Gesagten giebt unter andern auch die Erscheinungsgeschichte in dem Predigerkloster St. Jacob zu Bern, von der ein Zeitgenosse folgendes berichtet.

Seit langer Zeit waren die Predigermönche mit den Barfüßern wegen der Empfängniß der Jungfrau Maria in einem heftigen Streit begriffen. Die Barfüßer behaupteten, Maria sey rein, ohne alle Erbsünde und Makel empfangen, dagegen lehrten die Dominikaner- oder Predigermönche, daß sie wie andere Menschen in Sünden empfangen sey. Dieser Streit wurde von den beiden Orden sehr lange fortgeführt und machte großes Aufsehen. In Heidelberg wurde eine Disputation darüber gehalten, wobei aber kein Theil einen vollständigen Sieg erhielt. Dann schrieb D. Wigand, ein Predigermönch, ein eigenes Buch, worin er behauptete, daß die Kirchenväter, die eine unbefleckte Empfängniß angenommen, alle geirrt hätten. Er wurde deßhalb nach Rom geladen; da aber der römische Stuhl sich auf die Seite der Barfüßer zu neigen schien, so beriefen die Predigermönche zu Wimpfen im Jahre 1506 ein großes Ordenskapitel zusammen, auf welchem beschlossen wurde, die Lehre, daß Maria in Sünden empfangen sey, durch Wunder zu beweisen. Nun wurde berathen, wo der Schauplatz der Wunder seyn sollte. Frankfurt a. M. schien wegen des scharfen Verstandes der dortigen Kaufleute nicht zuträglich; auch die sinnreichen Nürnberger dünkten den ehrwürdigen Brüdern nicht geeignet, an ihre Wunder zu glauben, daher ward Bern dazu erkohren, woselbst ein frommes, einfältiges, ungelehrtes Volk war, aber doch streitbar genug, um die Predigermönche zu schützen und ihre Lehre vertheidigen zu helfen. Die vier Obersten im Predigerkloster zu Bern, als: der Prior, Subprior, Prädicant und Schaffner übernahmen es, die

Wunder zu bewirken. Indem sie darüber rathschlagten meldete sich bei ihnen ein Schneider und bat um die Aufnahme in den Orden als Laienbruder. Anfangs wurde seine Bitte abgeschlagen, als er aber fortfuhr, darum anzuhalten und erklärte, er käme nicht mit leerer Hand, sondern hätte drei und funfzig Gulden baar, auch etliche Stücken Damast und rothes Seidenzeug und da sie überdem bemerkten, daß der Schneider, ein erst drei und zwanzig Jahr alter junger Mann, ziemlich einfältig und daher geeignet sey, in der von ihnen zu veranstaltenden Wundergeschichte eine Hauptrolle zu spielen, da nahmen sie ihn auf. Um ihn zu prüfen, ob er zu ihrem Zwecke tauglich sey, versuchten sie ihn des Nachts mit mancherlei Schreckbildern, Getöse und Gepolter, als ob es von Geistern erregt würde. Der arme Noviz gerieth in große Angst und klagte den vier Obern am andern Morgen seine Noth. Nun bereiteten sie ihm eine andere Schlafstätte neben des Schaffners Zelle, versahen ihn mit Heiligthümern und Weihwasser und gaben ihm auch eine Glocke, mit der er klingeln sollte, wenn ihm etwas zustieße. Darauf erschien in einer Nacht der Subprior in ein weißes Leichentuch gehüllt und tobte mit großem Ungestüm in der Zelle, auch zog er dem Laienbruder das Deckbett ab und als er mit der Glocke klingeln wollte, packte er ihn bei der Kehle. Wie der geängstigte Laienbruder endlich den Geist im Namen Gottes und seiner Mutter beschwur, er solle ihm sein Begehr kund thun, da sagte der Geist, er könnte ihm helfen, wenn er acht Tage lang sich mit Ruthen bis aufs Blut peitschte und acht Messen in der St. Johannis-Kapelle lesen ließe, während denen er mit ausgebreiteten Armen auf dem Boden läge. Am Morgen verkündigte der Laienbruder, was ihm in der Nacht begegnet und die vier Mönche geboten ihm, sich der Forderung des Geistes

zu unterwerfen; dann breiteten sie diese Geistererscheinung in der Stadt aus und der Prediger D. Stephan hielt eine Predigt, worin er bemerklich machte, wie fromm der Predigerorden sey, da die Geister selbst Rettung aus ihrer Verdammniß bei ihm suchten und nicht bei den Barfüßern, die ein liederliches Leben führten und deren Kutten stets nach Wein röchen. Durch diese Predigt wurde das Volk den Barfüßern abwendig gemacht und hielt sich zu den Dominikanern zu St. Jakob und viele eilten nach ihrem Kloster, um den Laienbruder, dem der Geist erschienen war, während der Messe auf der Erde liegen zu sehen. Nachdem nun der D. Stephan in der Beichte sich von des Laienbruders Einfalt und Glauben an die Geistererscheinung überzeugt, brachten ihm die vier Mönche Weihwasser und Heiligthümer in seine Zelle und ermahnten ihn, sich nicht zu fürchten, sondern den Geist anzureden und ihn zu prüfen, ob es ein guter oder ein böser Geist sey. Als nun an dem nächsten Feiertage der Geist wieder erschien, da beschwor der Laienbruder ihn, der Geist aber sagte, daß solches nicht nöthig sey, er wolle ihm alles offenbaren, und nun entdeckte er ihm, er sey einst ein Meister auf der hohen Schule zu Paris und Prior des Predigerordens gewesen, er hätte aber eine Ehefrau oft heimlich ins Kloster gelockt, darauf sey er, als er einst in weltlicher Kleidung aus dem Kloster gegangen, erstochen und ohne Beichte und Absolution gestorben; deßhalb habe er nun schon hundert und sechzig Jahre im Fegefeuer gebüßet und könne nur daraus befreit werden, wenn die Dominikaner noch dreißig Messen für ihn läsen und vier Vigilien hielten. Ferner offenbarte er noch, daß viele berühmte Geistliche vom Barfüßerorden, als Alexander de Hales und Johannes Scotus in dem Fegfeuer brennen, weil sie bestritten haben, daß Maria in Erbsünden empfangen sey. Dann offenbarte

er, daß Bern in Kurzem untergehen würde, wenn die Barfüßer, welche die ketzerische Lehre von der unbefleckten Empfängniß lehrten, nicht daraus vertrieben würden. Endlich entdeckte er dem Laienbruder noch, daß derselbe früher in den Kartheuserorden habe treten wollen und daß er in Gefahr gewesen, im Rhein zu ertrinken. Beide Thatsachen hatte der Laienbruder in der Beichte bekannt, daher sie denn auch der Geist wußte. Als nun D. Stephan durch die Beichte erfahren, daß des Laienbruders Glaube noch unerschüttert sey, da gab er ihm einen Brief mit verschiedenen Fragen, den sollte er dem Geiste überreichen. In der nächsten Nacht aber erschien dem Laienbruder einer von den Mönchen, als St. Barbara verkleidet, die *nahm* dem einfältigen Novizen das Schreiben ab und verhieß *den* Brief der Jungfrau Maria zu überbringen. In der folgenden Nacht erschien die Jungfrau Maria selbst in weißer Kleidung und in dem Augenblick, als sie in die Zelle trat, entzündeten sich die Kerzen von selbst. Sie brachte ein Kreuz mit drei Blutstropfen Christi besprengt und befahl, daß dieses an den Papst Julius gesandt und ihm gemeldet werden sollte, daß er ihr zu Ehren ein Fest der befleckten Empfängniß einführen möchte; ein zweites Kreuz mit fünf Blutstropfen aus der Seite Christi, welches im Sakramenthäuschen zu finden seyn würde, sollte gleichfalls nach Rom gesandt werden, daß der Papst es wieder nach Bern sende und es mit großem Ablaß ausstatte. Dann gab Maria dem Laienbruder noch ein Tuch mit einigen Blutstropfen aus der Seite Christi. Endlich mußte ihr der Bruder die Hand reichen, worauf sie ihm mit einem scharfen Nagel eine Wunde beibrachte, daß er laut aufschrie. Sie versicherte ihm, daß dieses ein Zeichen ihrer Gnade wegen seiner Andacht sey. Noch gab sie ihm eine Salbe auf die Wunde und hieß ihn nicht viel reden, sich von

der Welt abgesondert zu halten und alle Tage drei Stunden lang zu beten. Da diese Erscheinung abermals so gut von statten gegangen war, beschlossen die Mönche, die Sache weiter zu treiben. Sie berauschten den armen Laienbruder, daß er von Sinnen kam, nun ätzten sie ihm noch vier Wunden ein und als er wieder zu sich selbst gekommen war und nicht wußte, wo er die Wunden empfangen hatte, da verkündigten sie dieses neue Wunder, daß der Laienbruder, gleich dem heiligen Franciskus, fünf Wundenmahle hätte. Das Volk wollte nun den neuen Heiligen sehen, er wurde aber nur mit Vorsicht gezeigt, durfte nichts reden und oft gaben sie ihm einen betäubenden Trank ein, wovon er schäumte und Verzuckungen bekam, wodurch denn das Volk immer mehr von der Heiligkeit der Predigermönche überzeugt wurde.

Bei einer neuen Erscheinung benahm sich der D. Stephan so unbeholfen, daß der Laienbruder Betrug merkte. Darauf erschien aber der Prior selbst als Maria und brachte ihm, damit er nicht länger zweifeln sollte, ein Gläschen mit dem wahren Blute Christi, welches er dem Kloster übergeben sollte. Dieses künstliche Geschenk war der Hauptzweck der Erscheinung, denn es sollte eine neue Wallfahrt zu dem heiligen Blute bewirkt werden. Der Laienbruder hatte aber einmal Argwohn gefaßt, er sagte: „Bist du kein Gespenst, so bete das Vaterunser und Ave Maria.“ Die arme Jungfrau gerieth durch die seltsame Zumuthung des einfältigen Laienbruders in keine geringe Verlegenheit, denn sie sollte im Vaterunser sich menschlicher Sünden schuldig bekennen und in dem Ave sich selbst grüßen und lobpreisen; doch ein ächtes Mönchsgehirn wird durch nichts außer Fassung gebracht. Der Prior betete keck das Vaterunser und als er an die Worte kam: „vergieb uns unsere Schuld“, da erinnerte er in der Stelle der Marie, daß diese Bitte

es bezeuge, daß sie in Sünden empfangen sey; als er aber das Ave anfing und rief: „gegrüßet bin ich Maria voll Gnaden", da kam dem Laienbruder die Sache doch zu wunderlich vor, ohnehin da er eine bekannte Stimme hörte. Er ergriff daher schnell ein Messer und stach der Jungfrau Maria damit in den Schenkel. Nun fiel der Prior aus seiner Rolle; er ergriff ein Gefäß von der Wand und warf damit nach dem Ungläubigen. Der stellte sich aber zur Wehr und da er der Stärkere war, so prügelte er den Prior zur Celle hinaus. Darauf wollte es der Subprior noch einmal versuchen, den Laienbruder zum Glauben zurückzubringen und erschien ihm als heilige Catharina von Siena; allein er wurde eben so unfreundlich als die Jungfrau Maria zurückgewiesen.

Nun geriethen die vier Mönche in Sorge, daß der Laienbruder den Betrug entdecken würde, wo ihnen dann Spott und Verachtung bei dem Volke und außerdem auch wohl noch eine harte Strafe bevorstand. Dem vorzubeugen begab sich D. Stephan zu dem Laienbruder, gestand den Betrug zwar ein, erklärte aber, daß der Zweck desselben gut sey, versicherte auch, daß er sich selbst ins Unglück bringen würde, wenn er etwas davon laut werden ließe, daß aber dagegen es ihm und dem Kloster zum großen Nutzen gereichen könnte, wenn er fortführe, die Wahrheit der Erscheinungen zu behaupten, so bewog er den einfältigen Bruder zu dem Versprechen zu schweigen und zu Allem die Hand zu bieten, was noch geschehen müßte, um die Täuschung vollständig zu machen. Als er darüber mit ihm einig war, wurden dem Laienbruder die fünf Wunden geheilt, doch mit einer unvergänglichen rothen Farbe bestrichen, darauf wurde er vollständlich unterrichtet, wie er sich ferner benehmen sollte und dann schritten sie zur Fortsetzung des Gaukelspiels. Sie gaben ihm einen

betäubenden Trank ein und dann trugen sie ihn in die Marienkapelle vor einen Altar, auf welchem ein zu ihrem Zweck eingerichtetes Marienbild stand. Der Laienbruder lag seiner Sinne beraubt vor dem Altar und einige alte Frauen, die in die Kapelle kamen, ihre Andacht zu verrichten, hielten ihn für verzückt. D. Stephan hatte sich hinter das Marienbild versteckt und rief durch ein Sprachrohr, als ob die Stimme aus der Ferne käme: „Mutter, was weinst Du?“ Da antwortete das Bild: „Ich weine darum, daß dieser Sache kein Ende gemacht wird.“ Die Stimme rief nun wieder: „Glaube mir, Mutter, sie wird offenbar werden.“ Die alten Weiber, die zugegen waren, liefen nun davon und verkündigten der ganzen Stadt das Wunder, daß das Bild der Maria geweint und geredet habe. Sobald die Weiber sich fortbegeben hatten, schlich sich der D. Stephan aus der Kapelle und verschloß sie. Unterdeß hatten die Weiber die Mähre verbreitet und es entstand ein ungeheurer Zulauf nach dem Jakobskloster. Als nun viel Volk beisammen war, kamen auch die vier Mönche, stellten sich hochverwundert, geboten die Kapelle aufzuschließen, gingen zum Laienbruder und fragten, wie er da hineingekommen und was er mache? Der hatte sich unter der Zeit ermuntert und antwortete dem empfangenen Unterricht gemäß, daß ihn ein Geist in seiner Andacht dahin verzückt hätte, auch hätte das Bild geredet, doch könne er nicht von der Stelle gehen, bevor die vier Obersten der Stadt erschienen wären, denen er eine Meldung zu machen habe, worauf er das Sakrament empfangen müsse. Nun sandten die Mönche sogleich nach den Obersten vom Rathe und als sie erschienen waren, da verkündigte der Laienbruder, daß die Jungfrau Maria den schrecklichen Untergang der Stadt Bern verkündigt habe, der unausbleiblich erfolgen würde, wenn der Berner

Rath noch länger ein Gnadengeld vom König von Frankreich annähme und wenn die Barfüßer nicht ausgetrieben würden, die ein ungeistlich Leben führten und ihr eine erlogene Ehre gäben, die sie weder bedürfe noch begehre, nämlich daß sie ohne Erbsünde empfangen sey. Darauf sollte nun der Laienbruder, der sogleich für heilig gepriesen wurde, das Sakrament nehmen und die Mönche überreichten ihm eine Hostie, die angeblich mit dem Blute Christi gefärbt war, sie war aber in der That vergiftet und der gute Laienbruder sollte damit zum ewigen Schweigen gebracht werden. Allein er merkte die Absicht und weigerte sich, die Hostie zu nehmen, daher mußte ihm eine andere gereicht werden, worauf er dann mit großen Feierlichkeiten zum Chore geführt wurde.

Die vier Mönche konnten sich der Furcht nicht entschlagen, daß der Laienbruder doch noch in seiner Einfalt den Betrug entdecken könnte und beriethen sich mit einander, wie solches am besten zu verhindern sey. Daß er aus der Welt geschafft werden müsse, darüber waren sie einig, doch konnten sie sich nicht über die Art und Weise, wie solches geschehen solle, vergleichen. Der eine wollte ihn verhungern lassen, der andere vergiften, der dritte ersäufen, der vierte erwürgen. Diese Rathschläge belauschte der Laienbruder und wurde dadurch gewarnt, daher ihm nicht so leicht beizukommen war, ohnehin da ihn das Volk für einen Heiligen hielt. Vorläufig entzogen sie ihm täglich etwas von seiner Mahlzeit, damit er mager werden und einem Märtyrer gleich sehen solle. Das gefiel dem guten Bruder nicht. Er schlich daher einst im Kloster umher, um vielleicht etwas Speise zu finden; da kam er in ein Gemach, in welchem er die vier Mönche in weltlicher Kleidung an der Seite üppiger Dirnen bei einem schwelgerischen Mahle sitzen fand. Die Dirnen waren mit dem

Damast und Seidenzeug, welches er dem Kloster zugebracht, bekleidet. Die Mönche und ihre Buhlerinnen liefen erschrocken davon, nur allein der D. Stephan blieb und sagte, die Frauen wären seine Schwestern. Nun war der Tod des Laienbruders fest beschlossen. Sie setzten ihm eine vergiftete Kräutersuppe vor, doch war das Gift nicht stark genug, aber eine Katze, die davon genoß, starb alsbald. Darauf brachte ihm der Prior selbst ein Suppe, der Bruder genoß sie aber nicht, sondern goß sie einigen jungen Wölfen vor, die im Kloster waren, die sogleich davon starben. Nun stießen die Mönche dem armen Bruder eine vergiftete Hostie in den Hals, allein er brach sie aus; darauf legten sie ihn an eine Kette, zwickten ihn mit glühenden Zangen und zwangen ihn zu einem fürchterlichen Eide, daß er nie etwas verrathen wolle. Der Zufall fügte es aber, daß der Unglückliche von der Kette loskam. Nun floh er sogleich aus dem Kloster, warf seine Kutte ab und fing wieder an, sein Schneiderhandwerk zu treiben, dabei erzählte er aber, wie es ihm im Kloster gegangen sey und welche Bewandniß es mit den Erscheinungen habe. Der Rath ließ nun den Schneider vorladen und vernahm auch die Mönche darüber, die sich aber gut auszureden wußten und alle Schuld auf den armen Laienbruder schoben. Damit sie aber von aller Anfechtung frei blieben, sandten sie den D. Stephan und den Subprior nach Rom zum Papst und erlangten von ihm eine Bulle, in der sie von aller Betrügerei freigesprochen wurden. Aber der Rath zu Bern hatte auch eine Botschaft nach Rom gesandt und eine unpartheiische Untersuchung dieser Sache verlangt; denn er war auf die Mönche erbittert, da sie ihn wegen des Gnadengehalts von Frankreich geschreckt hatten. Der Papst konnte die Untersuchung nicht verweigern, er ernannte drei Bischöfe und den Provinzial des Predigerordens zu

Richtern mit unbeschränkter Vollmacht. Der Provinzial und der Prior von Basel hatten die Mönche mit großem Eifer vertheidigt; als sie aber sahen, daß die Sache eine so bedenkliche Wendung nahm, da zogen sie sich zurück.

Als die Untersuchung begann und der D. Stephan vorgeführt wurde, da winkte ihm der Provinzial und legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß er nichts bekennen solle. Das wurden aber die Bischöfe gewahr und stießen den Provinzial aus ihrem Gericht. Die schuldigen Mönche bekannten in der scharfen Frage nicht nur alles, was sie mit dem Laienbruder und wegen des angeblichen Wunders verübt, sondern noch viele andere schreckliche Schandthaten. Die Bischöfe trugen nun darauf an, daß die weitere Verhandlung und Bestrafung *heimlich* betrieben werde, um kein Aergerniß zu geben; allein das wurde nicht bewilligt. Eine neue päpstliche Commission erschien, die Mönche wurden entweiht, ihrer Ordenskleidung beraubt und am letzten Tage des Mai im J. 1509 auf einer Wiese vor Bern auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

XXXXI. Streit der Pfaffen mit den Mönchen in Straßburg.

Nachdem schon lange zwischen den Pfarrern der neun Stadtgemeinden in Straßburg und den vier Bettelorden daselbst, als: den Predigern, Barfüßern, Carmelitern und Augustinern heimlicher Groll und Neid wegen des Beichthörens und Begrabens statt gefunden hatte, kam im Jahr 1454 die Zwietracht in der Art zum öffentlichen Ausbruch, daß beide Theile wider einander predigten und einander von der Kanzel herab vor der Gemeinde alles mögliche Böse nachsagten und verächtlich machten; ja damit sie einander desto mehr Abbruch thun möchten, wichen sie sogar von den katholischen Glaubenslehren ab. Besonders zeichneten sich dadurch die Bettelorden aus, die unter andern folgende Sätze aufstellten: 1) Die Beichte ist frei und jedem Christen erlaubt, wo und wenn er will, in und außerhalb der Fasten zu beichten; eben so kann ein jeder die Messe hören, wo er will. 2) Die Begräbnisse sollen unentgeldlich seyn und wer anders behauptet, ist ein Unchrist. 3) Ein Priester, der in Todsünden befangen, d. h. mit Unzucht und Völlerei sein Leben zubringt, kann Niemanden von Sünden absolviren, eben so wenig als ein Gebundener von einem andern, der auch gebunden ist, von seinen Banden befreit werden mag. 4) Durch den Bann werde nur der Leib, nicht aber die Seele gebunden; er sey nur erdacht, um die Einfältigen damit zu schrecken. Außer andern Behauptungen, die sich nur allein

auf den Vorzug der Mönche vor den Weltgeistlichen beziehen, ist folgende dadurch merkwürdig, daß sie die menschliche Schwachheit der Klostergeistlichen offenherzig einräumt. Die Mönche behaupteten nämlich von der Kanzel, daß eine Klosterjungfrau, die ihre gelobte Keuschheit nicht halten könne, weniger Sünde begehe, wenn sie mit einem Mönche, als wenn sie mit einem Laien oder Weltpriester Unzucht treibe. Die Leutpriester (Pfarrer) schonten dagegen der Mönche auch nicht, beschuldigten sie der Habsucht und der Ketzerei und verklagten sie endlich im Jahre 1455 bei dem Metropolitan, Erzbischof Dietrich von Mainz. Zugleich beschwerten sie sich aber auch gegen den Magistrat, daß er den Mönchen beistehe und sich ihrer Ketzerei theilhaftig mache. Der Erzbischof hielt deshalb ein Provinzialconcilium zu Aschaffenburg und darauf schickte er eine Gesandtschaft nach Straßburg, um den Hader zu schlichten; doch neigte er sich mehr auf die Seite der Bettelorden, daher denn der Zank noch nicht beendigt wurde. Die Hauptursache des Zankes und die Ursache, warum der Magistrat auf Seite der Bettelmönche stand, war folgende.

Es hatten viele wohlhabende Familien in der Stadt sich in den Klosterkirchen und Kapellen Familienbegräbnisse bauen lassen. Wenn nun Jemand starb, der in eine Klosterkirche begraben werden sollte, so kam der Pfarrer, zu dessen Gemeinde die Leiche gehörte und verbot das Begräbniß bei Strafe der Excommunication so lange, bis ihm die Erben des Verstorbenen nach Maßgabe ihres Vermögens eine Geldsumme gezahlt hatten, die das Ultimum vale genannt wurde und oft 40, 50 und noch mehr Gulden betrug. Wegen dieser Schatzung geriethen die Leutpriester mit den Erben oft in Streit und bestanden so strenge darauf, daß für manche Leiche das Geld vor den

Thüren zusammengebettelt werden mußte, unterdeß der unbegraben gebliebene Leichnam schon halb verweset war. Der Rath forderte, daß die Pfarrer sich mit 30 Pfennigen für die Leiche begnügen lassen sollten, doch die Pfarrer achteten nicht darauf. Die Mönche sandten einen Abgeordneten an den Papst und der gab dem Kardinal Johann von St. Sixtus und zweien Bischöfen den Auftrag, die Sache zu untersuchen. Diese entschieden für die Mönche und geboten den Pfarrern, von dem Ultimum vale abzustehen, bei Strafe des Bannes. Sie kehrten sich aber daran nicht und der ärgste Streiter unter ihnen Johann Creuzer, Pfarrer in Münster, wurde, als er fortfuhr, gegen die Mönche zu eifern, wirklich in den Bann gethan. Nun sandten die Pfarrer eine Appellation an den Papst und wurden dabei von dem Bischof Ruprecht unterstützt, der so weit ging, daß er den Creuzer für völlig unschuldig erklärte. Der Hader währete noch mehrere Jahre fort; beide Theile sandten mehrmals Botschaften nach Rom und der Bann wurde verschiedentlich aufgehoben und wieder erneuert. Die Gebannten fuhren fort, Gottesdienst zu halten, bis der Rath sie endlich aus der Stadt verwies. Es wurde bei dem Zwist des Papstes selbst nicht geschont und seine Bulle sogar als lügenhaft geschmäht. Die Streitenden gingen in ihrem unvernünftigen Eifer so weit, daß sie sich die lächerlichsten Blößen gaben. So rief der Dechant zu St. Thomas in seinem Zorn: „Wenn wir Pfaffen nicht wären, wer wollte Euren Schustern, Schneidern, Scheerer=Weibern so viel schöne Kleider und goldene Gürtel geben?“ Als sich nun Pfaffen und Mönche vier Jahr hindurch vor dem Volke auf die schändlichste Weise bloßgestellt hatten, mußten die Leutpriester doch endlich nachgeben und beide streitende Theile versöhnten sich freundschaftlich.

XXXXII.

Noch einige kleine Züge aus dem Leben der deutschen Bischöfe im Mittelalter.

Ein thätiger, streitbarer und großer Fürst war Erzbischof Kuno von Trier, ein geborner Graf von Falkenstein. Obgleich ein Geistlicher, war er doch von Jugend auf in den Waffen erzogen worden und hatte schon im Jünglingsalter Proben seiner Tapferkeit gegeben. Das Volk nannte ihn nur den Ritter Kuno. Auch als Domherr ging er stets in weltlicher Tracht und zierlich geschmückt, daher ihm denn auch Kaiser Karl IV. einst sein mit Gold und Edelsteinen gesticktes Barret vom Haupte nahm, es sich selbst aufsetzte und nun fragte, ob er in dieser Kopfbedeckung nicht eher einem Ritter, als einem Geistlichen ähnlich sey. Ein Zeitgenosse schildert sein Aussehen also: „Er war ein herrlicher, stattlicher Mann, wohlgestaltet vom Leibe und großen Gliedern. Er hatte ein großes Haupt mit sträubigen, dicken, braunen Haaren, ein breites Antlitz, eine hohe Stirn und breite Brust. Sein Gang war der eines Löwen, seine Geberden waren leutselig gegen Freunde und Unterthanen, wurde er aber gereizt, dann bließ er die Backen auf und war schrecklich anzusehn.“ Er wurde zuerst Administrator des Erzstifts Mainz, dann Erzbischof und Kurfürst von Trier, endlich erhielt er auch die Verwaltung des Erzstifts Köln, so daß er in den Rheinlanden mehrere Jahre beinah allein gebot. Bei der Verwaltung von Mainz hatte er es mit einer zahlreichen Gegenpartei

zu thun, an deren Spitze die Grafen von Nassau standen. Er machte sich ihnen aber bald durch seine Streitbarkeit so fürchterlich, daß sie ihn im offenen Felde nicht anzugreifen wagten. Sie nahmen daher zur Hinterlist ihre Zuflucht und wollten ihn unbewaffnet aus dem Wege räumen. Zweimal überfielen sie ihn im Bette, doch jedesmal rettete er sich durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster und floh nach der Bergfeste Ehrenfels. Von dieser Burg herab mußte er sehen, wie Bürger von Bingen auf dem jenseitigen Rheinufer das erzbischöfliche Schloß Klopp belagerten. Einst hörte er des Nachts ein Geräusch jenseits des Rheins; er stand auf und bemerkte, daß die Bürger zu Bingen das Schloß Klopp überrumpeln wollten. Sogleich setzte er mit einem Haufen Reisigen über den Rhein, fiel den Belagerern in den Rücken, erkämpfte sich den Zugang zum Schloß und warf eine Verstärkung hinein. — Durch gute Verwaltung tilgte er die unermeßliche Schuldenlast des Erzstifts Mainz, bekämpfte siegreich die Feinde desselben, die Landgrafen von Thüringen und Hessen und zwang letztern sogar zu einem jährlichen Zinse an das Erzstift. Den von dem Papst gebannten Erzbischof Heinrich schützte er gegen seine Widersacher, die Raubschlösser in seinen Landen zerstörte, die aufrührerischen Bürger zu Trier züchtigte er und machte sich seinen Feinden so gefürchtet, daß zuletzt keiner derselben einen Kampf gegen ihn wagen wollte. Der nämliche Kaiser aber, den einst sein Barret geärgert hatte, gab ihm später alle mögliche Beweise seiner Achtung und versagte ihm nie eine Bitte.

Ganz das Gegentheil von Kuno war der Erzbischof Johann I. von Mainz aus dem Hause Luxemburg, der auch zugleich Bischof von Straßburg war und von 1371 bis 1373 regierte. Er besaß eine schöne Gestalt, aber höchst beschränkte Geistesgaben und wandte seine ganze

Sorge ausschließlich auf seine Tafel. Seiner Sanftmuth und Einfalt wegen wurde er nur das Schaaf genannt. Ihm galt es völlig gleich, ob es wohl oder übel in seinem Lande zuging, wenn nur seine Tafel wohl besetzt war und Keinem gab er des Morgens eine Antwort, bevor er nicht eine Suppe und ein Huhn, oder Fleisch und Fische gegessen hatte. Seiner lässigen Regierung wegen verachteten ihn die Mainzer und haßten den Kaiser Karl IV., der ihm zum Erzbisthume verholfen hatte. Dieser Haß kam 1372 zum Ausbruch, als der Kaiser seinen Vetter besuchte. Zu der Zeit, als die Kaiserin, die auf dem Bischofshofe ihre Wohnung genommen, einen Spaziergang gemacht hatte, stürmte ein Haufen Mainzer das Haus, sprengte Thor und Thüren, erschlug die böhmische Dienerschaft, drang bis in die Zimmer der Kaiserin und raubte einen Theil ihrer Kleinodien. Aufgebracht über diese Zügellosigkeit verließ der Kaiser am andern Morgen mit seiner Gemahlin die Stadt und ließ die Frevler hart strafen, doch der Erzbischof gewann dadurch an Achtung nicht und durfte sich kaum mehr in Mainz sehen lassen.

Der Bischof Johann Schadland, den 1366 Papst Urban V. den Wormsern zum Bischof aufdrang, wurde von ihnen gewöhnlich nur der Landschaden genannt, weil er nichts von dem Kriegführen verstand und keine Erfahrung in den Regierungsgeschäften besaß, daher denn auch das Hochstift viel von seinen Gebieten und Rechten während seiner Regierung einbüßte. Früher hatte ihm der Papst das Bisthum Hildesheim ertheilt. Als er aber die Regierung dieses Bisthums antrat und nach der Bibliothek fragte, da führten ihn die Domherrn in das mit Waffen aller Art wohlangefüllte Zeughaus und sagten: „Dies sind die Bücher, in welchen die Bischöfe von Hildesheim studieren müssen, wenn sie die Rechte ihres Hochstifts erhalten

wollen." Da das der Bischof vernahm, bat er den Papst, ihn doch ja von dem Amte zu befreien, dessen Pflichten er nicht genügen könne. Der Papst versetzte ihn nun nach Worms.

Anders benahm sich Reinhard I. von Sickingen, der 1445 den Bischofstuhl zu Worms bestieg. Dieser kraftvolle Fürst, der auf den Beistand der rheinischen Ritterschaft und des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen rechnen konnte, wußte die Bürger im Zaume zu halten. Den Bürgern stand, jedoch nur mit jedesmaliger Bewilligung des Bischofs, der Blutbann zu und es war üblich, daß, wenn ein Verbrecher gehenkt werden sollte, von dem Bischofe der Strick dazu nachgesucht werden mußte. Der Rath aber wollte diese Gewohnheit abbringen und ließ einen Dieb an einer dünnen Kette aufhängen. Als der Bischof davon Nachricht erhielt, ließ er den Rath vor sich kommen, hielt ihm diesen Eingriff in seine Rechte vor und sagte zweideutig: sein Hochstift wäre so arm nicht, daß er für die Bürgermeister von Worms nicht einen Strick sollte kaufen können. Durch diese Aeußerung geschreckt, wagte der Rath es nicht mehr, den Blutbann ohne Genehmigung des Bischofs zu hegen.

In Speier fanden bei der Einführung eines Bischofs seltsame Gebräuche statt. Wenn der Bischof seinen Einzug in Speier hielt, um feierlich Besitz von dem Hochstifte zu nehmen, so mußte er, ehe er in die Stadt gelassen wurde, durch einen offenen Brief der Bürgerschaft ihre Freiheiten und Gerechtsame bekräftigen, darauf wurden ihm und seinem Gefolge, welches nicht stärker als funfzig Mann seyn durfte, die Stadtthore geöffnet, hinter ihm aber gleich wieder verschlossen. Er zog nun bis zum Rathhaus, stieg daselbst ab und wurde von dem Rathe empfangen und aufs Rathhaus geführt. Von da begab er sich in den

Dom, wo ihn die Geistlichkeit erwartete und ihn inthronisirte. Sobald dieses geschehen war, ließ er ein steinernes Becken, das vor dem Dom steht und die Schwabenschüssel heißt, mit Wein füllen und jeder Bürger schöpfte daraus und trank auf des Bischofs Wohlseyn.

Der Hofhalt der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe war in dem Mittelalter bei weitem glänzender als der der weltlichen Fürsten, denn da sie sehr große Einkünfte besaßen, die noch fortwährend durch Schenkungen und Vermächtnisse gemehrt wurden und für keine Nachkommenschaft zu sorgen hatten, so fehlten ihnen die Mittel zum Aufwande nicht und dem Studieren nicht eben hold, wußten sie ihre Zeit nicht wohl anders, als durch Feste und Lustbarkeiten auszufüllen und in den Genüssen der Tafel suchten sie Entschädigung für die häuslichen Freuden, die sie entbehren mußten. Wenn die Kaiser oder Könige oder deren Gemahlinnen eine Reise machten, kehrten sie in der Regel bei den reichen Aebten oder bei den Bischöfen ein und es gefiel den hohen Reisenden jederzeit daselbst so wohl, daß sie öfters ihren Aufenthalt bei ihren geistlichen Gastfreunden verlängerten. Diese bestrebten sich denn auch, ihre vornehmen Gäste recht glänzend aufzunehmen, da sie sich durch Vorrechte, die sie den Besuchenden entlockten, zu entschädigen wußten. Kam der Kaiser in eine Stadt, in welcher ein Bischof seinen Sitz hatte und er kehrte nicht bei ihm ein, so wurde solches gewöhnlich für eine Ungnade gehalten. Als Kaiser Karl IV. im Jahr 1377 nach Magdeburg kam, bewarben sich zugleich der Erzbischof und die Bürger um die Ehre, ihn zu beherbergen. Er wollte gern aber beiden Zeichen seiner Gunst erweisen, da der Bischof sein Günstling war, er aber auch den Beistand der Magdeburger zu einem Zuge gegen die Raubritter bedurfte. Er kehrte daher zwar bei dem Erzbischof ein, verhieß aber den Magde-

burgern zu einem Gastmahle zu kommen, welches sie ihm zu Ehren auf dem Rathhause gaben. Er fuhr nun in einem prächtigen Wagen dahin, konnte aber des Podagras wegen die Treppe nicht hinansteigen, daher blieb er im Wagen sitzen und ließ sich daselbst von vier Bürgersöhnen mit Wein und Confect bedienen. Die Bürger sowohl, als der Erzbischof hatten den Kaiser mit so ausnehmender Pracht empfangen, daß auch die Kaiserin Lust bekam, Magdeburg zu besuchen. Sie wurde zwar auch mit gleichen Ehren, wie ihr Gemahl, aufgenommen, indessen trafen doch mehrere Umstände zusammen, die es veranlaßten, daß sie eben nicht sonderlich erbaut von der Aufnahme war. Die Bürger hatten nämlich ihr zu Ehren einen Tanz veranstaltet, bei welchem aber die Bürgersfrauen durch ihren kostbaren Putz die Kaiserin und ihre Hoffräulein so überstralten, daß sie darüber aufgebracht, den Hoffräulein untersagte, mit den Bürgersöhnen zu tanzen. In dem bischöflichen Palaste äußerte sie das Verlangen, die Heiligthümer des Doms zu sehen; die Domherrn aber, die da fürchten mochten, daß sie einige Reliquien zum Geschenk begehren würde, machten einige Schwierigkeiten. Darüber schon verdrüßlich, forderte sie nun von dem Erzbischof ein Darlehn von hundert Mark, um auf der Messe einen Einkauf zu halten. Der Erzbischof war aber gerade nicht bei Gelde und mußte ihr auch dieses Begehren abschlagen und so zog sie denn im höchsten Zorne davon.

Der Erzbischof Ludwig von Magdeburg, ein geborner Markgraf von Meißen, der zugleich auch Erzbischof von Mainz und Bischof von Halberstadt war, führte die Regierung seiner Hochstifter durchaus nicht zur Unzufriedenheit seiner Unterthanen, obgleich er nicht die mindesten geistlichen Sitten zeigte, sondern stets an der Spitze seiner Kriegsschaaren im Felde lag, in Friedenszeiten aber durch

seine glänzenden Feste von sich reden machte. Im J. 1382 gab er zur Fastnacht ein prachtvolles Fest in Calve, zu welchem alle sächsischen Fürsten und auch die Rathsherrn der größten Städte geladen waren. Auch die Rathsherrn von Magdeburg hatten eine Einladung erhalten und waren erschienen, da sie aber ihre Herberge in Calve einem mit dem Erzbischof nahe verwandten regierenden Fürsten abtreten und mit einer bescheidenern vorlieb nehmen sollten, so verließen sie höchst aufgebracht sogleich die Stadt. Das Fest wurde auf dem Rathhaussaale gefeiert und der Erzbischof drehte sich mit der schönsten Jungfrau unter den Anwesenden im lustigen Tanze umher, als auf einmal Feuer ausbrach. Jeder wollte sich retten; der Erzbischof, um seine schöne Tänzerin besorgt, umfaßt sie und flüchtet mit ihr aus dem Saale, stürzt von der Treppe und bricht den Hals. Er war der einzige, der bei dem Tumulte umkam, denn das Feuer wurde bald gedämpft. Da hieß es denn doch, daß es ein Strafgericht des Himmels sey, weil ein so vornehmer Geistlicher sich den üppigen Weltfreuden zu rücksichtslos überlassen habe.

Nach dem Tode des Erzbischofs von Köln, Friedrichs von Saarwerden, hatten zwei streitende Parteien das Kapitel getheilt. Eine wählte Wilhelm von Berg, den Bischof von Paderborn, die andere Dietrich, Grafen von Mors, welcher Probst zu Bonn und des vorigen Kurfürsten Schwestersohn war. Letzterer behielt zwar durch die Mehrheit der Stimmen die Oberhand; allein die Bergische Partei, unterstützt von den Herzögen von Berg und Kleve, fiel in die Länder des Erzstifts ein und wollte ihren Vetter mit Gewalt der Waffen auf den erzbischöflichen Stuhl setzen. Dietrich hatte indeß sein Volk gesammelt und schlug sie bei Siegburg gänzlich. Triumphirend zog er nach diesem Siege in Köln ein und ließ die erbeuteten

Fahnen und Waffen über die Reliquien der heiligen drei Könige unter einem feierlichen: Herr dich loben wir, aufhängen.

Indeß war der Erzbischof nicht stark genug, um seinen Sieg verfolgen zu können; beide Theile zogen sich zurück und legten Bollwerke zu Ryle und Mühlheim an, um sich dahinter zu vertheidigen. Da diese Art von Krieg zu nichts Entscheidendem führen wollte, ließ Dietrich ein großes niederländisches Schiff mit einer Brustwehre bereiten, welches man den Quälgötz nannte. Mit diesem kamen seine Leute vor Mühlheim gefahren und griffen die Feste von der Wasserseite an.

Während dieser Unternehmungen waren eines Tages ein großer Theil des Schiffvolks nach Köln gegangen, um ein Bad zu nehmen. Diese Abwesenheit benutzte der Pfarrer von Mühlheim, welcher sich eben da befand, zum Vortheil seines Herrn. Er ließ den Matrosen wacker einschenken, schlich sich davon und hinterbrachte seinem Herrn, daß jetzt der Quälgötz ohne Besatzung sey. Der Herzog Johann ließ daher das Schiff sogleich angreifen und bemeisterte sich desselben und seines ganzen Geräthes. Als die Matrosen, welche noch im Bade waren, diesen Vorfall hörten, liefen sie ganz nackt, blos mit ihren Brustharnischen bedeckt, nach dem Schiffe und schlugen die Bergischen von demselben zurück. Sie konnten es nicht weiter fortbringen, so war es durch den Kampf beschädigt und leck geworden. Dietrich ließ hierauf Deuz befestigen, um die Stadt Köln gegen die Angriffe der Bergischen zu sichern; er aber zog mit den Bürgern selbst in deren Land und zerstörte ihnen ihre Schlösser. Der Krieg wurde nun mit aller Art von Verwüstung und Grausamkeiten geführt.

Der schreckliche Zwiespalt nahm endlich dadurch ein Ende, daß Wilhelm, der Bischof von Paderborn, sowohl

auf das Kölnische als Paderbornische Bisthum verzichtete und die Base Dietrichs, eine Gräfin von Tecklenburg, heirathete.

Indeß hatte diese Fehde die Länder des Erzstiftes verwüstet und die Einkünfte des Erzbischofs geschmälert. Er mußte daher seine Unterthanen mit neuen Abgaben bedrücken und brachte dadurch Bürger und Bauern gegen sich auf. Die von Andernach waren noch nicht ganz gebändigt, die von Linz und Unkel murrten, die von Neuß empörten sich gegen seine Forderungen und die von Soest sagten seinen Beamten gerade ins Gesicht: „Wenn sie ferner noch so von ihm bedrückt werden sollten, würden sie sich einen andern Herrn suchen.“ Sie wußten nämlich, daß sie an dem Herzoge Adolph von Kleve und der Mark einen eben so mächtigen, als tapfern Beschützer finden würden. Als daher Dietrich sie mit Gewalt bedrohete, wenn sie ihm die geforderten Abgaben nicht entrichten würden, schickten sie Gesandte nach Kleve, um des Herzogs Beistand zu erbitten und dieser versprach ihnen auf jeden Fall Hilfe und Schutz. So gestärkt versagten die Bürger von Soest dem Erzbischofe die geforderte Steuer und beriefen sich auf die Freiheiten, welche ihnen von seinen Vorfahren zugestanden wären.

Dietrich, aufgebracht über diese kühne Widerspenstigkeiten, sammelte sogleich einen großen Heerhaufen an dem Rheine und ließ ihn nach Westphalen ziehen, um Soest zu züchtigen. Indeß aber hatte der Herzog von Kleve den Bürgern unter Anführung des Johann von Schauenburg eine kräftige Unterstützung geschickt; er selbst fiel in die erzbischöflichen Länder am Rhein ein und nahm Rees, Xanten und Deuz hinweg, die sich ihm gern unterwarfen. Nach dieser Eroberung ging sein tapferer Sohn, Johann, nach Westphalen, trieb den Erzbischof von Soest

hinweg und zerstörte ihm die westphälischen Städte Belicke, Gesecke, Kaltenhart und Mende.

Während dieser nachtheiligen Gefechte hatte Dietrich sein Heer mit neuen Truppen und sein Bündniß mit neuen Gehilfen verstärkt. Die Bischöfe von Münster, Paderborn und Hildesheim, die Grafen von Nassau, von Sayn, von Wittgenstein und andere Fürsten waren zu seinen Fahnen getreten und der Kurfürst von Sachsen gab ihm zwanzig tausend Mann Ungarn und Böhmen in den Sold, um sie aus dem seinigen zu bringen. Man rechnete sein Heer auf 80,000 Mann, womit er jetzt Soest bezwingen und bestrafen wollte.

Unterdeß hatten die Bürger, von Konrad Steck, dem Vogt von Kleve und ihren wackern Bürgermeistern, Johann Breck und Roger angeführt, nicht vergessen, ihre Stadt gegen alle Angriffe zu befestigen. Als Dietrich davon Nachricht bekam, wollte er keine Zeit verlieren und dachte seinen Angriff zu verbergen. Da gerade zu der Zeit die flache Gegend umher in einen so dicken Nebel gehüllt war, daß man kaum auf hundert Schritte einen Menschen erkennen konnte, rückte er mit seinem Heere um die Stadt, in Hoffnung, selbige an einem Theile überrumpeln zu können. Zu seinem Erstaunen und Verdruß fand er die Bürger wachsamer, als er gedacht hatte. Die Thore waren nicht nur verschlossen und verrammelt, sondern auf den Thürmen und Mauern stand die Bürgerschaft vertheilt und schoß mit Pfeilen und Blieden auf die Anrückenden. Nach dieser ersten Gegenwehr drangen die Bürger, von Konrad Steck und ihren Bürgermeistern angeführt, selbst aus den Thoren ihrer Stadt und fielen die Erzbischöflichen so gewaltig und unerwartet an, daß die Grafen von Sayn, von Nassau, von Wittgenstein und mehrere Ritter auf

dem Platze blieben und viele tausend Gemeine erschlagen oder gefangen wurden.

Dieser Verlust war für den Erzbischof eben so schmerzhaft als schimpflich. Da aber sein Heer durch die Bundesgenossen sehr zahlreich geworden war, so konnte er die Belagerung dennoch fortsetzen. Er gab daher Befehl, die Stadt öffentlich zu bestürmen. Die Graben wurden mit Strohbündeln und Reisern ausgefüllt, die Thürme und Häuser mit Steinen und Feuerpfeilen beschossen, an die Mauern Sturmböcke und Leitern angesetzt; allein die Bürger empfingen die anrückenden Haufen mit einem so gewaltigen Pfeil= und Steinhagel und gossen auf sie so viel siedendes Wasser und Pech, daß sie noch einmal mit großem Verluste abziehen mußten. Neun Tage hintereinander dauerte der Sturm, bei zweitausend Mann blieben auf beiden Seiten. Dem Erzbischofe wurden selbst drei Pfeile in sein Schild geschossen, aber die Bürger konnten nicht besiegt werden.

Nachdem also Dietrich diesen verderblichen Krieg über zehn Jahre geführt und vor Soest allein 3000 Mann verloren hatte, zog er mit seinen von Sachsen gedungenen Haufen in die Länder des Herzogs von Kleve an den Rhein und ließ sie verheeren und verwüsten. Der Krieg endigte damit, daß er die größte Stadt Soest dem Herzog Johann überlassen mußte und von seinen Unterthanen gehaßt, zu Zoons sein Leben beschloß.

Im preußischen dreizehnjährigen Kriege saß der Bischof von Samland, Nikolaus von Schöneck, seines Kopfschüttelns wegen der Schlotterkopf genannt, ruhig auf seiner Burg zu Fischhausen und nahm an dem Kriege keinen Theil, von welchem die Provinz Samland ohnehin nur wenig berührt wurde. Seine Burg war stark und fest und gegen einen Ueberfall wohl zu vertheidigen, doch weil

der Bischof mit beiden kriegführenden Parteien in Frieden lebte, so hatte er unterlassen, sie mit Kriegsvolk zu besetzen, ja er ließ nicht einmal die Thore schließen und hatte außer seiner gewöhnlichen Dienerschaft Niemand um sich. Das mochten die Kreuzherren erfahren haben, denn eine Schaar Ordenskrieger fuhr über das Haff nach Samland über, besetzte, unter dem Vorwande den Bischof zu beschützen, die Burg Fischhausen und zehrte wacker aus des geistlichen Herrn Küche und Keller. Der Prälat mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, denn hätte er seine Unterthanen herbeirufen wollen, um die ungebetenen Gäste mit Gewalt zu vertreiben, so würden sie ihn ausgeplündert und ihm die Burg über dem Kopfe angezündet haben. Da erdachte er eine List, wie er der lästigen Zehrer los werde. Auf sein Veranstalten erschien nämlich ein Jäger, der sehr geheimnißvoll that, als ob er dem Bischof etwas besonders Wichtiges anzuzeigen habe. Die Kriegsleute wollten gern wissen, was es sey und erfuhren endlich: es habe sich im nahen Forste ein starkes Rudel wilder Schweine gezeigt, die leicht erlegt werden könnten, wenn Mannschaft genug vorhanden wäre, den Wald zu umstellen. Die Besatzung, der nach dem leckern Wildpret der Mund wäßerte, erbot sich gleich dazu, wenn der Bischof geloben wolle, ihnen die Burg bei ihrer Rückkunft offen zu halten. Der weigerte sich dessen nicht, sondern betheuerte: die Burg solle bei Tag und Nacht ihnen offen stehen. Auf dieses Gelöbniß bauend zogen die Ordenskrieger zur Jagd. Als sie aber nach langem vergeblichen Umherstreifen heimkehrten, fanden sie die Burg wohlbesetzt und verschlossen und der Bischof, den sie an seinen Eid mahnten, antwortete ihnen lachend: „die Burg steht allerdings noch offen, denn es kann Regen, Wind und Sonnenschein hinein; die Thore offen zu halten, hab' ich nicht

gelobt.“ Da die Ordenskrieger es nicht gerathen fanden, den Bischof als offenbaren Feind zu behandeln, so sahen sie sich genöthigt, abzuziehen.

Nachdem durch den dreizehnjährigen Krieg die Macht des deutschen Ordens gebrochen war, wurden die Gerechtsame desselben auf vielfache Weise beeinträchtigt. So geschah es auch, das Papst Sixtus IV., dem Rechte des Hochmeisters zuwider, dem die Ernennung der preußischen Bischöfe zustand, seinen Günstling Dietrich von Kuba auf den bischöflichen Stuhl von Samland erhob. Dietrich war ein gelehrter, talentvoller, aber auch ein stolzer, herrschsüchtiger Mann, der nicht im Mindesten daran dachte, ein gutes Vernehmen mit dem Hochmeister zu unterhalten; im Gegentheil that er demselben alles zuwider und handelte, auf die Gunst des Papstes bauend, so eigenmächtig, als ob er unter keinem Landesfürsten gestanden hätte. Endlich machte er, von seiner unbegrenzten Herrschsucht verleitet, den Plan, den Hochmeister abzusetzen und die hochmeisterliche Würde mit seiner bischöflichen zu vereinigen, und um die nöthigen Geldmittel zu dem Zweck zu haben, verpfändete oder verkaufte er die Gold- und Silbergeräthe des Doms. Der Hochmeister ließ ihn zwar von der Verschleuderung des Kirchengutes abmahnen und ihn auffordern, das Entfremdete zu ersetzen; doch der stolze Prälat, weit entfernt zu gehorchen, machte vielmehr seine Absicht kund, da er den Orden für zu schwach hielt, etwas gegen ihn zu unternehmen. Der Hochmeister ließ deßhalb den Bischof gefangen nehmen und nach dem Schlosse Tapiau bringen. Von einem Ordenspriester dazu aufgemuntert, machte Dietrich den Versuch zu entfliehen, doch der Priester verrieth ihn und die Ritter eilten nun, den unruhigen Prälaten sich für immer unschädlich zu machen. Sie führten den Bischof in ein unterirdisches Gewölbe, entkleideten ihn

und befestigten ihn mit den Händen und Füßen in Kreuzesform an der Mauer. In dieser martervollen Stellung ließen sie den Unglücklichen verhungern. Da aber zu fürchten war, daß der Papst das gewaltsame Ende seines Lieblings auf das Schwerste rächen würde, so begaben sich auf Veranlassung des Ordens sieben vornehme Preußen nach Rom und schwuren, daß der Bischof eines natürlichen Todes gestorben sey.

XXXXIII. Die Pfaffen an den Weichseldämmen in Preußen.

Die Weichselniederungen, die im Jahre 1295 von dem edeln Landmeister Meinhard von Querfurt vermittels großer Dämme abgetrocknet und zum Anbau fähig gemacht wurden, gehören zu den fruchtbarsten Gegenden von Europa. Der Acker trägt daselbst dreißig- bis vierzigfältig, das Vieh übertrifft das holländische an Größe und Schönheit und überall sind die Spuren des reichsten Segens der Natur sichtbar. Aber diese herrlichen Lande werden durch das Anschwellen der Weichsel im Frühjahr und auch sonst bei nasser Witterung mit furchtbaren Ueberschwemmungen bedroht, gegen die sie nur durch hohe meilenlange Dämme geschützt werden, zu deren Unterhaltung alle Grundbesitzer der Niederungen ohne Unterschied des Standes verpflichtet sind. Natürlich gehörten, seitdem die Gegenden angebaut worden, auch die Landpfarrer dazu, die reiche Einkünfte von ihren Ländereien zogen, doch sie weigerten sich stets Leute zum Wachedienst und zur Dammarbeit zu senden, wie dringend die Nothwendigkeit auch war und wie sehr es ihr eigener Vortheil erheischte.

Die Landleute, die schon oft deßhalb Beschwerde geführt hatten, klagten aufs Neue bei den drohenden Wassergefahren im Jahre 1383 und die Sache ward dem Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein zur Entscheidung vorgelegt. Der erklärte es für recht und billig, daß auch die Pfarrer von ihrem Lande bei drohenden Gefahren zur

Dammarbeit und Eiswache aufgeboten würden, doch nur, wie sich das von selbst verstand, daß sie ihre Dienstleute an ihrer Stelle schickten. Statt dessen erschienen mehrere Pfarrer selbst mit der Alba und ihrer besten Casel geschmückt, in der einen Hand den Kelch, in der andern den Spaten, um den Befehl des Hochmeisters zu verhöhnen. Die Bauern nahmen aber die Sache ernsthaft. Sie fragten die übermüthigen Pfaffen, ob sie den Rausch von gestern noch nicht ausgeschlafen hätten? Dann fielen sie über die ehrwürdigen Herrn her, prügelten sie derb ab, wälzten sie mit ihren Caseln im Koth herum und sandten sie mit Schimpf und Schande nach Hause. Die Pfarrer wandten sich nun an ihren Bischof, der an den Hochmeister und der letztere vermittelte den Streit dahin, daß die Pfarrer die Dienste bei den Dämmen ein für allemal mit runden Summen abkaufen durften. Die Bauern waren damit wohl zufrieden, spotteten aber öffentlich über die Bezahlung, die ihnen die geistlichen Herrn für die empfangenen Schläge leisten mußten.

XXXXIV. Herzlosigkeit eines Bischofs.

Am Ende des dreizehnjährigen Krieges, den Polen und die preußischen Städte gegen den deutschen Orden führten, fiel auch der Bischof von Ermland von dem letztern ab und verbündete sich mit Polen. Dieser Abfall war an und für sich zwar nicht von sonderlicher Bedeutung, denn die Zerrüttung des Ordens hatte ohnedieß so überhand genommen, daß an eine völlige Herstellung desselben nicht zu denken war; allein je weniger des Bischofs Macht, der stets den Rittern ein zweideutiger Bundesgenosse gewesen, in Betracht kam, ein desto größeres Gewicht suchte er sich durch den Haß zu geben, den er bei jeder Gelegenheit gegen den Orden zu Tage legte, wozu ihm dieser keine Veranlassung gegeben hatte. Als beide kriegführende Theile so erschöpft waren, daß sie die Feindseligkeiten nicht länge fortsetzen konnten und sich zum Frieden geneigt zeigten, da rieth der Bischof von Ermland dem Könige von Polen, den Krieg noch fortzusetzen, oder wenigstens nur auf die Bedingung Frieden zu schließen, daß der Orden ganz Preußen abtreten müßte. Zu seinem Aerger ließ der König, des langen Blutvergießens müde, den Kreuzherren die Hälfte des Landes als polnisches Lehn. Der ehemals so reiche deutsche Orden war durch den Krieg in der Art verarmt, daß der Hochmeister, dessen Hofhalt ehemals glänzender, als der eines Kurfürsten war, die Kosten zu einer Reise von Königsberg nach Thorn, woselbst der Friede beschworen werden sollte, nicht bestreiten konnte,

sondern das Geld dazu durch Borgen und Bitten zusammenbringen mußte. Mit einem kleinen Gefolge, wie es früher wohl kaum ein Komthur des Ordens stattlich genug für sich gefunden haben würde, begab sich der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen auf die Reise. Er war, wenn er gleich durch seine Schwäche sein Unglück verschuldet, ein Gegenstand des allgemeinen Mitleids geworden; voll bittern Unmuths sahen die Ordensritter die demüthigende Lage ihres Oberhauptes, mit weinenden Augen beklagten die treugebliebenen Ostpreußen die Schmach ihres Fürsten und selbst seine Feinde versagten ihm die Theilnahme nicht; ja der Polenkönig sogar strebte durch die zarteste Aufmerksamkeit bei dem Empfange in Thorn dem gebeugten Fürsten sein Unglück weniger fühlbar zu machen. Nur allein der Bischof von Ermland war so roh und herzlos, seine Schadenfreude über die gesunkene Größe unverholen zu äußern und eine Beleidigung des Ordenshauptes zu wagen, die unter andern Umständen eine schwere Züchtigung nach sich gezogen haben würde. Er ließ nämlich, als der Hochmeister auf seiner Reise nach Thorn durch das bischöfliche Gebiet kam und durch Braunsberg ziehen wollte, die Stadtthore schließen und dieser mußte, da seine Reise keinen Aufschub litt, nebst seinem Gefolge mit Lebensgefahr durch den an der Stadt vorbeifließenden Fluß reiten, um wieder zur Heerstraße zu gelangen. — Eine so schnöde Verhöhnung des Unglücks erlaubte sich ein Priester der Religion, die selbst dem Feinde wohlzuthun gebietet. —

Folgende den Sinn entstellende Druckfehler werden die Leser zu verbessern gebeten:

Seite 2.	Zeile 12	von oben	statt Bitten lies bitten.
= 13	= 15	von unten	st. unbegränzte l. unbegrenzte.
= 19	= 13	= =	st. seine l. seiner.
= 41	= 4	= =	st. Vergebungen l. Vergabungen.
= 44	= 5	von oben	st. ihn l. ihm.
= 53	= 14	von unten	st. Satthalter l. Statthalter.
= 83	= 2	= =	st. Mönchs l. Abtes.
= 85	= 3	von oben	st. dem l. den.
= 93	= 6	von unten	st. Weissagungen l. Weissagung.
= 107	= 16	= =	st. auf den Gevelsberg l. an dem Gevelsberge.
= 110	= 1	von oben	st. und l. um.
= 110	= 4	= =	st. Kurfürst l. Kurfürsten.
= 133	= 7	= =	st. Anmuthungen l. Zumuthungen.
= 147	= 7	von unten	st. klagte l. klagten.
= 153	= 13	= =	st. Bürger l. Burgen.
= 154	= 16	von oben	st. Zeitgenossen l. Zeit.
= 168	= 5	= =	st. Ochenstein l. Ochsenstein.
= 176	= 1	von unten	st. wahrer l. naher.
= 189	= 4	von oben	nach Erlaubniß hinzuzusetzen: zur Erhebung.
= 199	= 9	= =	nach Fürstenhäusern hinzuzusetzen: so wie.
= 200	= 16	von unten	st. daß l. als.
= 201	= 7	von oben	st. Rechtlichkeit l. Rechtmäßigkeit.
= 202	= 17	von unten	nach über setze: die Wangen.
= 244	= 1	v. o. u. Z. 5	v. o. st. Nauker l. Nanker.
= 244	= 5	von unten	st. Boleslau l. Boleslaw.
= 244	= 6	= =	st. waren l. wären.
= 247	= 11	= =	nach Zustand ist: sich wegzulassen.
= 256	= 5	= =	nach Regent setze: aus.
= 258	= 10	von oben	st. ihren l. ihrer.
= 263	= 10	von unten	nach Amadeus setze: von Savoyen.
= 265	= 4	von oben	st. seine l. seinen.
= 270	= 17	= =	st. Kurfürst l. Kurfürsten.

NB. Durch ein Versehen ist Seite 243 die Nummer des Aufsatzes falsch gesetzt und dieser Irrthum auch auf die folgende Nummer übergegangen. Um weitläufige Druckfehleranzeigen zu vermeiden, ist daher die doppelte No. XXXIV. im Inhaltsverzeichniß mit a und b bezeichnet.

Beim Verleger dieses Werkes sind noch folgende sehr zu empfehlende Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Demosthenis oratio de pace in usum scholarum edidit Prof. Frotscher. Preis 4 Gr.

Heillehre, die homöopathische, in ihren Hauptzügen dargestellt von St. R. D. von St—n. Preis 1½ Gr.

Krause, Dr. A. F. Der vollständige Rathgeber vor, bei und nach dem Beischlafe. Ein belehrendes Taschenbuch für Alle, welche sich über die Geheimnisse der Zeugung zu unterrichten wünschen, und wie man, unbeschadet seiner Gesundheit, den Geschlechtstrieb auszuüben habe, um gesunde und starke Kinder zu zeugen. Nebst den neuesten und wichtigsten Andeutungen für Mannspersonen. Elegant brochirt 18 Gr.

Lenz, Dr. Die vorsichtige Köchin, oder der Rathgeber bei dem Gebrauche des Kochbuches und in der Küche. Ein Taschenbüchlein für die Schürze besorgter Damen, denen daran gelegen ist, zu wissen, welche Kräfte die Speisen besitzen und wie sie auf den Körper einwirken, mit besonderer Rücksicht auf einen schwachen Magen. Preis schön broch. 10 Gr.

Meil, J. H. sen. Unterricht im Zeichnen für Kinder, Kunstfreunde und angehende Künstler. Neue Ausgabe. 3 Hefte. broch. 1 Thlr.

Rätze, J. G. christliche Religionsphilosophie über die göttliche Verehrung Jesu, die Gefangennehmung der Vernunft, über den christlichen Glauben und über das sittliche Verderben der menschlichen Natur. broch. 10 Gr.

Rentzsch, J. Chr. Fd. Erstes Uebungsbuch für Leseschüler. Ein praktischer Lehrgang, nach 62 Lectionen das mechanische Lesen zu lernen. Nach den neuesten pädagogischen Ansichten und Hülfsmitteln bearbeitet. 2te Aufl. Preis: roh 2 Gr., geb. 3 Gr., im Parthiepreis bedeutend billiger.

Rentzsch, J. Ch. Fd., Erstes ABC-Buch mit schönen gemalten Bildern für gute Knaben. Schön geb. Preis 6 Gr.

Dessen Orthographische Vorlegeblätter, verbunden mit Calligraphie, Denkübungen, deutscher Sprachlehre und Stylübungen. 1s Heft. Preis 8 Gr.

Richter, Ernst, Sechs Lieder für vier Männerstimmen componirt. Op. I. Preis 18 Gr.

Wolff, J. H. Dr. Leicht faßliches und praktisches Rechenbuch für allgemeine Volksschulen, wonach sogar ein Jeder, auch ohne Lehrer, das Rechnen in kurzer Zeit zu erlernen und jede Aufgabe bestimmt und richtig zu lösen im Stande ist. Preis 16 Gr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rauschnick, Gottfried Peter,

Züge aus dem Pfaffenthum der Deutschen im Mittelalter

Leipzig 1833

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.h.o.67
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11686674-0